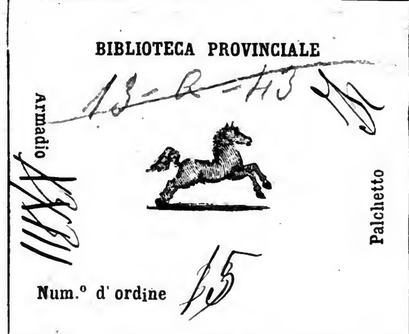

VITTORIO EM. III


FONDO PROVINCIA

NAZIONALE
B. Prov.
BIBLIOTECA
VITT EM. III
323
NAPOLI

BIBLIOTECA PROVINCIALE
Armadio
Palchetto
Num.° d' ordine


Johann Gottfried v. Herders

sämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Achtzehnter Band.



Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1853.

611870

Johann Gottfried v. Herders

sämmtliche Werke.

Zur schönen Literatur und Kunst.

Sechster Band.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1853.

Inhalt.

Fragmente zur deutschen Literatur.

Erste Sammlung.

Seite

Zweite Sammlung.

Fragmente zur deutschen Literatur.

Erste und zweite Sammlung.

Vorrede zur ersten Ausgabe.

Diese Fragmente sollen nichts minder als eine Fortsetzung der Literaturbriefe seyn; man darf also über ihren Titel nicht erschrecken. Es sind Beiträge, Beilagen zu denselben, nach dem Schlusse aller ihrer vierundzwanzig Theile.

Ein Werk von vierundzwanzig Theilen, das die Literatur eines ganzen Volkes zu beurtheilen sich übernahm, das in diesem Urtheile, wie Cato, bei den Großen zuerst anfing; das die Augen von ganz Deutschland auf sich richtete, und was noch mehr ist, auch bis an sein Ende auf sich erhielt; das den Geschmack bessern wollte, und ihn auch merklich gebessert hat; ein solches Werk verdient ja nach seiner Vollendung vorzüglich ein Denkmal seiner Verdienste.

Ich setze mich also, da ich vierundzwanzig Bände durchlaufen bin, auf den letzten Gränzstein [1] nieder, der mit Zahlen von Verdiensten und Bemühungen, hie und da aber auch mit einigen Nullen menschlicher Fehler pranget; hier sitze ich, wie Marius auf den Trümmern Carthago's, da er die Schicksale Roms und Phöniciens überdachte, oder wie ein alter ehrlicher Markgraf, der über sein deutsches Vaterland denkt.

Ich sehe eine Gesellschaft Reisende, mit unaussprechlichen Namen, mit großen Berichten aus dem Ländchen: Deutsche Literatur! mit Memoires, die ich gerne in eine Geschichte der Literatur verwandelt wissen wollte. Meine Zweifel-, Frag- und Erklärungssucht — oder, rühmlicher zu reden, meine patriotische Neugierde legt mir Fragen

[1] Der vierundzwanzigste Theil, der das Register ist.

an sie in den Mund — vielleicht Fragen, wie jene eines deutschen Arabers, die hie und da nicht sollten, und nicht werden beantwortet werden.

Ich werfe mich indessen nicht zu einem Richter im Namen des Publicums auf ein Amt, wozu ich mir nicht Beruf genug zutraue. Unparteiisch könnte ich seyn, weil ich selbst weder unter ihrem Buchstaben des Lebens A., noch unter dem Zeichen des Todes K. gestanden; allein das Beste fehlt mir: das Milchhaar kann mich nicht mehr begeistern, ein Daniel für die Susanne gegen abgelebte hypokritische Richter zu seyn. — Wirklich ein Beruf, der heutzutage im Reiche der Literatur so canonisch geworden ist, als er uns in der Bibel apokryphisch dünkt.

Daher strecke ich meine Fasces, und schleiche zu den Privaturtheilern, um nichts mehr als meine Stimme zu geben. Aber warum denn am Ende der Briefe? Es ist immer mißlich einen berühmten Kunstrichter über ein Volk von Schriftstellern in der Rede zu stören. Wie ging es jenem Thersites, da er dem Könige der Völker entgegen redete? Der göttliche Ulysses sah ihn grimmig an, und brachte ihn durch die Stärke seines königlichen Scepters und seiner Drohungen zum Stillschweigen: „da krümmte er seinen Rücken, und eine heiße Thräne entfloß seinem Auge; aber von dem goldnen Scepter entstand eine blutige Strieme auf der Schulter; niedergeschlagen saß er, mit feigem Antlitz, und trocknete seine Thräne; aber die Griechen, mitten in ihrem Mißvergnügen, fingen herzlich über ihn an zu lachen.“ So schildert Homer [1] den Thersites; wer wollte auch nur von weitem sich zum Heere unsrer Thersite in Deutschland gesellen?

Aber nach geendigtem Werke urtheile man: alsdann tritt der unumschränkte Dictator selbst vor die Schranken als Bürger; alsdann mischt sich der Schauspieler unter die Zuschauer, und hört

[1] Homers Iliade.

das Urtheil derer am liebsten die während der Rolle weder klatschen noch pfeifen mochten; alsdann ist das ägyptische Todtenurtheil gerecht, und für die Wahrheit der Geschichte nützlich, insonderheit wenn mündige Verwandte leben, die sich vertheidigen können; alsdann kann man füglich zu vierundzwanzig Theilen Literaturbriefe einige kleine Beilagen machen.

Aber keinen bloßen Auszug! Dieser ist für die leicht, die aus dem Realregister sich ein Collectaneenbuch machen wollen, aber für mich wirklich schwer, und in der That auch nachtheilig. Justinus spielte den Trogus, und Origenes den Celsus durch Auszüge in den Fluß der Vergessenheit, und unser deutsches Publikum braucht die Literaturbriefe noch recht sehr, so wie sie da sind.

Ich will mich bloß, nach ihrem Leitfaden, von der Literatur meines Vaterlandes unterrichten, und ein Gemälde derselben in den letzten sechs Jahren, im Schatten, entwerfen. Ich weiß, dieß Gemälde wird einigen kleinlich, andern dunkel, den übrigen so ungeheuer vorkommen, als jene Statue der Minerva, die Phidias für die Höhe des Altars gemacht hatte, dem atheniensischen Volke unten am Boden vorkam. Ihn wollte man steinigen, und das unerfahrne, aber reizende Bild des Alkamenes behielt den Preis, bloß weil es ihnen besser in die Augen fiel.

Ich sammle die Anmerkungen der Briefe, und erweitere bald ihre Aussichten, bald ziehe ich sie zurück, oder lenke sie seitwärts. Ich zerstücke und nähe zusammen, um vielleicht das bewegliche Ganze eines Pantins zu verfertigen. Dazu habe ich Freiheit, wie ich glaube; denn wenn die Briefe sich durch das Fruchtland anderer Wege bahnten, so kann ich ja zum Vortheil des Besitzers diesen Weg wieder überpflügen; wenn sie in manche Wüsten Ströme leiteten, so kann ich ja diese Ströme beschiffen; wenn sie hie und dort im Meere Inseln entdeckten, so kann ich ja nach dem festen Lande umherschauen. Immer aber sage ich mit jenem Alten, der über die

Literatur seiner Zeit um Rath gefragt wurde: „Kaum wagte ich's eine so schwere Frage zu übernehmen; ob es an unsern Fähigkeiten liege, daß wir nicht können — oder an unserm Geschmack, daß wir die Alten nicht erreichen wollen? Ich wagte es kaum **meine** Meinung zu sagen, wenn ich nicht die Beobachtungen der größten Männer unsrer Zeit bloß aus dem Gedächtniß anzuführen hätte: sein ausgedachte und schön gesagte Gedanken, die ich schon als Jüngling von ihnen lernte.“ [1]

Und diesen Schutzengeln der Literatur widme ich auch meine vier Fragmente; ein kleiner Lorbeerkranz, der dem Olympischen Sieger unbemerkt von einem Fremden zufliegt, der sich aus Stolz und Bescheidenheit unter das Volk versteckt. Möchte dieser Kranz jener Rose Anakreons gleichen, welcher er sein schönstes Lied [2] geweiht hat. Als das Meer die Göttin der Schönheit und Jupiters Haupt die Pallas erzeugte, rang auch die Erde zu gebären, und es erschien die Rose:

Πολυδαίδαλον λόχευμα.
Μακάρων Θεῶν δ᾽ ὅμιλος,
Ῥόδον ὡς γένοιτο, νέκταρ
Επιτέγξας, ἀνέτειλεν
Ἀγέρωχον ἐξ ἀκάνθης
Φυτὸν ἄμβροτον Λυαίου.

[1] De oratorib. dialog.

[2] Anakr. μελ. 53.

Einleitung,

die einen Traum von einem allgemeinen Gemälde der deutschen Literatur enthält, und Anlaß gibt die allgemeine deutsche Bibliothek, die Bibliothek der schönen Wissenschaften und die Literaturbriefe zu prüfen.

So sehr die Schriftsteller der Journale sich über ihre Leser erheben, so sind sie doch beide mit einander Zwillinge Eines Schicksals. Beide jagt die liebe Göttin Langeweile, die Mutter so vieler Menschen und menschlichen Werke, in die Arme der Musen; beide fliehen aus Ekel über Arbeit oder Muße, über politische Neuigkeiten und Schriftstellerei in den Schooß der Göttin Kritik, um sich hier durch einen wachenden Schlummer zu zerstreuen und zugleich auch zu sammlen. Man wird ein Verfasser, oder ein Leser der Journale, um die Ruhe und Geduld zu erlangen, die einem verwundeten Sohne des Mars oder der Pallas sehr eifrig zu empfehlen ist [1]. Die Literaturbriefe waren im Anfange ein Zeitvertreib eines kranken Officiers, nachher des kranken Publicums, und oft auch kranker und ermüdeter Verfasser, die vom Bücherlesen müde, und aus dem Felde des Autorruhms siech zurückkamen.

Daher ist auch unsre Zeit um so viel reicher an Journalen, als sie an Originalwerken arm wird. Der junge Schriftsteller nimmt alten Richtern das Brod vor dem Munde weg, weil er glaubt urtheilen zu können, ohne denken zu dürfen; Arbeiten schätzen zu können, ohne selbst ein Meister zu seyn. Der Leser wiederum lieset Advocatenberichte, um nicht selbst richten zu dürfen: Auszüge und Kritiken, um keine Bücher durchzustudiren. Je mehr Bücher, sagt Rousseau, desto weniger Weisheit; je mehr Ehebruch, desto weniger Kinder; je mehr Journale, desto minder wahre Gelehrsamkeit. Man

[1] S. Vorrede zu den Liter. Br.

läuft auf die Märkte Neuigkeiten zu hören; der Kunstrichter als ein Proselyt der Gerechtigkeit; der Leser als ein Proselyt des Thors; und der wahren Bürger sind so wenig, daß man auch selbst schon zu den Neuigkeiten Fremde braucht.

Indessen denke ich mir ein Journal, das mehr als Briefe, Auszüge und Urtheile zum Zeitvertreibe enthielte; ein Werk, das sich den Plan vorzeichnete zu einem ganzen und vollendeten Gemälde über die Literatur, wo kein Zug ohne Bedeutung auf das Ganze wäre, er mag sich im Schatten verbergen, oder ans Licht hervortreten; zu einem Gemälde, das die Natur des Titian mit der Grazie des Correggio und der bedeutungsvollen Idea des Raphaels zu verbinden suchte; kurz, ein Werk, das eine pragmatische Geschichte im gelehrten Staat würde, so wie die Annales des Tacitus im politischen Staat diesen hohen Namen verdienen.

Man lasse mich meinen Traum verfolgen! Diesem allgemeinen und einzigen Werke müßte eine Geschichte der Literatur zum Grunde liegen, auf die es sich stützte. Auf welcher Stufe befindet sich diese Nation? und zu welcher könnte und sollte sie kommen? Was sind ihre Talente, und wie ist ihr Geschmack? Wie ihr äußerer Zustand in den Wissenschaften und Künsten? Warum sind sie bisher noch nicht höher gekommen, und wodurch könnte ihr Geist zum Aufschwunge Freiheit und Begeisterung erhalten? Alsdann rufe der Geschichtschreiber der Literatur aus: „Wohlan! Landsleute, diese Bahn laufet, und jene Abwege und Steine vermeidet; so weit habt ihr noch, um hierin den Kranz des Zieles zu erreichen!“ Man stelle ihnen die Alten als Vorläufer, die Nachbarn als Nebenbuhler vor, und suche die Triebfeder des Nationalstolzes so rege zu machen, als man das Nationalgenie untersucht hat. Kurz! eine solche Geschichte suche das, was sie bei den Alten war, zu werden: die Stimme der patriotischen Weisheit und die Verbessererin des Volks. Sie suche das in der Literatur zu seyn was der Schätzer der englischen Sitten und

Grundsätze, der republikanische Browne, für den Staat war: eine Stimme patriotischer Weisheit, die Verbesserein seines Vaterlandes.

Jetzt mache ich den Riß zu dem Gebäude auf diese Grundlage; wiefern wird durch jede merkwürdige Frucht des Geistes ein neuer Stein und Pfeiler dazu gebracht werden? wie jener unglücklich gebauet; dieser das Gutgebaute unglücklich niedergerissen? wie jener Handlanger ein Baumeister, und dieser Baumeister ein Kalklöscher seyn sollte? wie viel unerkanntes Verdienst jener stille Fleißige habe, wie viel Aufmunterung dieses Genie verdiene, um nicht im Fleiße zu ersticken; wie viel Schaden jener Lärmer dem Ganzen zugefüget, und wie er auf bessere Wege zu lenken sey? Dieß alles zeige ein Kunstrichter im Plan, der Gelehrte übe es aus, und der Pfleger der Wissenschaften halte jene zur Ausübung an, befördere den Fleiß, und erwecke das Genie.

Wo ist nun ein hundertäugiger Argus, um dieß alles zu übersehen? Wo ein Briareus mit hundert Händen, um es auszuführen? Und wo ein Gesetzgeber, wider den auch die eigensinnigen Genies, die ziegenbärtigen Grammatiker, und der Pöbel von Uebersetzern und Systemschreibern keine Widerrede hätte? Wir arbeiten in Deutschland wie in jener Verwirrung Babels; Secten im Geschmacke, Parteien in der Dichtkunst, Schulen in der Weltweisheit streiten gegeneinander; keine Hauptstadt und kein allgemeines Interesse; kein großer allgemeiner Beförderer und allgemeines gesetzgeberisches Genie. Wenn im Homer die Versammlung der Griechen erscheint, so bebt vom Gemurmel die Erde, und neun schreiende Herolde laufen mit Stäben umher sie zu bändigen, daß sie die Göttersöhne, die Könige, hören sollen.

Da dieß Werk für einen nicht ist, so theile man die Arbeit, oder den Plan. Den Plan? Dieß ginge nicht so füglich an. Ein großer Theil der Wissenschaften macht einen Körper, wo man kein einzelnes Glied nach bloßem Gutdünken pflegen kann, ohne dem

Ganzen zu schaden; und dieser Theil trägt den Namen Literatur. Ein weiter Name, dessen Gebiet sich von den ersten Buchstabirversuchen erstreckt bis auf die schönste Blumenlese der Dichtkunst; von der Züchtigung elender Uebersetzer nach der Grammatik und dem Wörterbuch bis zu den tiefsten Bemerkungen über die Sprache; von der Tropologie bis zu den Höhen die nur das Sonnenpferd der Einbildungskraft auf Flügeln der Aurora erreicht; von den Handwerkssystemen bis zu den Ideen des Plato und Leibnitz, deren jede, wie ein Sonnenstrahl, siebenfarbiges Licht enthält: Sprache, Geschmackswissenschaften, Geschichte und Weltweisheit sind die vier Ländereien der Literatur, die gemeinschaftlich sich zur Stärke dienen, und beinahe unzertrennlich sind.

So theile man alsdenn die Arbeit? — Nur theile man sie recht, lenke sie recht zusammen, und habe stets das Ganze im Auge. Ein wahrer Kunstrichter in solchem Journal muß nicht Bücher, sondern den Geist beurtheilen, sie mit ihren Schwächen und Größen gegen einander abwägen, und nicht ihr System, sondern ihr Urbild verbessern. Solange man nicht Ideen in ihre Quelle zurückzulenken weiß, in den Sinn des Schriftstellers, so schreibt man höchstens wider ihn, und erregt — wenn er sich nicht in unsre Stelle zu setzen weiß — statt Ueberzeugung, Widerspruch. Wie schwer ist's Proben zu Grundsätzen zurückzuführen, und Versuche zu Meisterstücken zu erheben, beständig mit und statt seines Autors denken zu können, statt seiner zu arbeiten und das Ganze nicht aus der Acht zu lassen; wie schwer ist's, sich und seinem Schriftsteller, und dem Leser und der Schutzgöttin Literatur ein Genüge zu thun? so schwer, daß mein Plan lange ein Traum meiner Phantasie bleiben wird.

*

Drei Werke sind es, die mit diesem Grundriß eine Aehnlichkeit haben, und die ich also darnach beurtheilen darf. Ist mein Ideal eigensinnig, so zeichne ich, wie es der Gestalt und Schwäche meiner

Augen erscheint. Sie erheben sich über die übrigen Journale so sehr, als nach Virgils Gleichniß Rom über die Schäferhütten, und die Cypressen über das Gesträuch. Indessen kann man doch auch über Rom urtheilen.

Die deutsche Bibliothek hat einen zu weiten Plan, um allgemein zu seyn. Da sie sich über die erst gezeichneten Gränzen der Literatur auch den sogenannten höhern Wissenschaften mittheilet, so muß sie die höhern Handwerks- und Kunstwerke nur in einem philologischen Gesichtspunkte zeigen, der dem gemeinen Leser zwar bequem, aber dem Liebhaber dieses Feldes viel zu entfernt ist. Entweder man befriedigt also den letztern nicht, der sie im ganzen Licht erblicken will; oder man hat dem größten Theile der fremden Leser die Frage vorzulegen: verstehest du auch was du liesest? Entweder man thut den Verfassern nicht genug; oder fordert vom exoterischen Leser ein Pythagoreisches *αὐτὸς ἔφα*, oder das Sokratische Urtheil, das er über Heraklits Schriften fällte: „auch was ich nicht verstehe, ist gut." Ich könnte aus jedem Theil solche Schriften anführen, die oft bloß aus einem Nebengesichtspunkt betrachtet sind, ja von denen man gar nur ein allgemeines und einseitiges Urtheil fällen konnte, weil es in einer allgemeinen Bibliothek stehen sollte. Auf die Art bildet man unvollkommene Polyhistors, aber keine Pansophen der Literatur; das Werk wird ungleich und mangelhaft: ex omnibus aliquid, ex toto nihil. Man sieht es jedem Recensenten an daß er uns mehr sagen konnte; allein um des Allgemeinen willen mußte er sich in der Gottesgelahrtheit auf Toleranzpredigten, in der Arznei- und Rechtslehre auf die Gränzen dieser Wissenschaften, und in der Aesthetik auf Auszüge einschränken.

Gewiß! Recensionen allein machen noch keine allgemeine Bibliothek aus; Vergleichungen und Aussichten, Beobachtungen über Fehler und Tugenden, diese charakterisiren den hohen kritischen Geist, der zum Bibliothekar einer Nation gehört. Das ganze Bild der himmlischen Göttin lebte stets in der Seele des Zeuxis, da er

von seinen irdischen Göttinnen Reize borgte. Was in jeder Schrift neu ist, und wozu Pfade eröffnet werden; für welche Classe von Lesern jenes und dieses Werk ist; was man wegzuwerfen und auszubessern habe, um den Bau des Ganzen zu befördern — dieß heißt eine allgemeine Bibliothek. Und von diesem dürfte man bisher nicht eben viel neues in dem gedachten Werk wahrgenommen haben.

Bloße Auszüge mit einem flüchtigen Urtheil über einzelne Sätze; Auszüge, die gegeneinander nicht immer Ebenmaß haben; Auszüge nach Gesetzen und Satzungen, nicht nach dem Genie des Verfassers, und der Wichtigkeit der Sache sind eine encyklische Gelehrsamkeit, einer Spirallinie gleich, die um ihren Mittelpunkt läuft, um ihn spät zu erreichen. Ich sehe selbst die Schwierigkeiten ein, die diesen schönen Plan, im Lehnstuhl ausgeheckt, schwer genug machen; allein unmöglich ist er nicht für einen Ort wie Berlin, für einen Verleger wie Nicolai ist, und für Verfasser, wie die meisten bei der Bibliothek sind.

Die Briefe über die N. Literatur haben kein Lehrgebäude liefern wollen, doch aber nennen sie es ein Gemälde der Literatur [1] in den letzten Jahren. Vielleicht könnte man die Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften [2] in Deutschland für ihre Grundlage ansehen; allein auch diese reden bloß von Stückwerken von Betrachtungen, wie ich von Fragmenten, und als Gebäude wollen sie also ihr Werk nicht beurtheilen lassen.

Man dankt es also den Verfassern, daß sie manchmal ihre Lieblingswendungen ergreifen, um von einer Sache überhaupt zu schwatzen: Briefeingänge, Präludien und Episoden, die mehr werth sind als ganze Kritiken.

Warum ist's nicht öfter geschehen daß sie die Bibliothek der schönen Wissenschaften zur Basis ihrer Briefe gemacht, wie sie es

[1] S. Schluß der Lit. Br.
[2] Breslau 1755.

versprachen? Oft wenn diese, ihres Namens Bibliothek eingedenk, Auszüge von Büchern lieferte, die ich mir selbst machen konnte und mußte, wäre ein freies Urtheil im Geschmack der Literaturbriefe willkommen gewesen. Vielleicht wären oft beider Urtheile verschiedner gefallen, wenn sie sich mehr bemerkt hätten; indessen bleiben beide Werke die Pendanten zu einander, die manche Nachbarn nicht aufzuzeigen haben.

Die Bibliothek der schönen Wissenschaften ist in ihren Nachrichten von den Ausländern uns völlig und noch mehr als ein Journal étranger; daher ich bei diesen Nachrichten zu lesen anfange und alsdann die Bibliothek auf gut alt βουστροφηδὸν zurückpflüge. Allein wenn man diese fremden Nachrichten mehr in Auszüge ausbreitete, insonderheit von Büchern, die oft selbst eine kleine Bibliothek der schönen Wissenschaften sind? Wenn man inländische Auszüge oft verkürzte, von Büchern die man selbst lesen muß? Wenn man bei diesen sich vorzüglich auf Urtheile, Beobachtungen und Aussichten beflisse? Wenn die eignen Abhandlungen beständig eine nahe Beziehung zum Titel des Buchs hätten? Wenn sie öfters Gemälde der schönen Künste und Wissenschaften in Ländern und Gegenden enthielten, ähnliche Schriftsteller verglichen, und einem Sulzer fertiges Baugerüst zu seiner allgemeinen Aesthetik lieferten? Wenn sie an dringender Kürze und schöner Gründlichkeit den Moses'schen, Winckelmann'schen und Hagedorn'schen gleich kämen, und in ihrer Wahl fremder Stücke genau wären? Wenn man die Nachrichten und Urtheile, wie zerstreuete Perlen in einen Halsschmuck sammlen, und bei der Kritik der Dichter härter seyn wollte? — ich gestehe es freilich daß man eher eine Reihe von Einwendungen mit dem Worte Wenn machen, als dieß Wenn ausbessern kann.

Die Literaturbriefe haben mehr Urtheil; allein schätzen sie nicht die Merkwürdigkeit gewisser Werke beinahe bloß nach dem Maß,

wie sie dabei Raum zum eignen Urtheil, zur Strafe und Speculationen finden? Das Publicum war verwöhnt bei allen wichtigen Werken ihre Stimme zu erwarten, und ihr Correspondent wird doch gewiß mit andern Journalen haben buhlen müssen, um die Merkwürdigkeiten alle zu erfahren. — Ihre Philosophie ist nach dem Ausspruche Cicerons: „Philosophire, aber mit wenigem!" und diese Mäßigung hat sie, als Leitband, vor dem Sinken bewahrt. Indessen fällt es mir ein daß einst in Athen zween Künstler stritten: jener betrog die Vögel, und dieser gar seinen Miteiferer, der nach dem Vorhange griff, und bloß ein Gemälde ertappte. Wenn die Literaturbriefe in ihren Urtheilen oft einfältige Leser bei dem Naschen zum Besten haben, so geht dieß noch hin; wenn aber der Ordensbruder, der Philosoph selbst, nach ihren allgemeinen Anmerkungen greift und sie verschwinden — so ist's beinahe wider die Zunftgesetze.

Beide Werke, die ich ungeachtet ihrer Verschiedenheit vergleiche, haben sich indessen alle beide um den deutschen Geschmack sehr verdient gemacht, und werden merkwürdig seyn, wenn gleich die Nachrichten des einen und der homiletische Eifer des andern nicht mehr zum Neuesten der Literatur gehören werden.

Ich liefere die vornehmsten Stellen der Literaturbriefe ausgezogen und betrachtet; daher kann meine Arbeit vielleicht für einen Realauszug aus denselben gelten. Wenn ich ihnen widerspreche oder beistimme, citire ich bloß, und überlasse dem Leser, der jenes Werk besitzet, die Citationen selbst aufzuschlagen. So vermeide ich den Ton eines Tadlers und Lobredners, und spreche mit einigen Verfassern pantomimisch, wie es dort von jenem griechischen Orakel hieß: *οὔτε λέγει, οὔτε κρύπτει, ἀλλὰ σημαίνει.*

1767.

Vorrede zur zweiten Ausgabe.

In der ersten Ausgabe erschienen diese Fragmente als Beilagen zu den Briefen die neueste Literatur betreffend. Sie unternahmen es die Kritik dieses nützlichen Werks zu beurtheilen, einigen Machtsprüchen desselben zu widersprechen, einige Mängel in ihm zu ergänzen. Sie wollten aber noch mehr! Etliche nützliche Betrachtungen der Briefe sollten zum Grunde gelegt, und an sie Materialien zu einem Gebäude der Literatur in den letzten sechs Jahren zugeführt werden.

Die Anfuhr wird unterbrochen, ehe sie bis zur Hälfte gekommen ist; wenigstens findet es der Verfasser der Mühe werth zuvor einige Baustücke besser zu ordnen, und dem Leser von seinem veränderten Plane Rechenschaft zu geben.

Beilagen von der Art wie ich sie liefern wollte, hätten sich, wie ich denke, ihrer Nachbarschaft würdig machen können; die beste Nachbarschaft hat indessen immer Vortheile und Nachtheile — und zum Unglück wird die menschliche Bequemlichkeit eher diese als jene inne. Und so ist auch meine Nachbarschaft mit den Literaturbriefen ihnen, mir selbst, und vielleicht auch den Lesern unbequem geworden. Ihnen: denn oft wurden aus ihnen Stücke zerrissen und zusammengefügt, die bloß in meiner Absicht zusammen oder von einander gehörten; mir: denn oft mußte ich ziemlich weit von einer Stelle ausgehen, um, was ich wollte, zu sagen; dem Leser: dem die Ungleichheiten der Schreibart so vieler Verfasser, die Abfälle des Brief- und Fragmententons zur Last

werden mußten. Und überhaupt legte mir der ganze Plan Zwang auf, er verführte mich auf kleine Abwege, unterbrach meinen Gang bisweilen, und also ehrlich und gut! Wir geben uns einander die Hände, danken für gehabte Zeitkürzung, und scheiden jeder seinen Weg. Indessen werden wir hoffentlich auch in der Entfernung an einander denken, wenn wir gleich nicht zusammen spazieren.

Das Wort Beilagen ist also vom Titel, die meisten eingerückten Stellen die sich ausmustern ließen, sind aus dem Buche weggeblieben; das Ganze ist bis auf kleine Theile umgearbeitet, wobei ich mir einige Urtheile des Publicums zu Nutze gemacht, und ich darf sagen daß meine neue Auflage vielleicht für ein neues Werk gelten könne; wenigstens hat sie mir beinahe eben so viel Mühe gekostet. Die erste Sammlung liefert Anmerkungen über die Sprache; die zweite über die griechische Literatur; die dritte soll von den Römern, und die letzte von den Morgenländern vollständiger als zuvor reden, sofern in den neuern Jahren die Nachahmung dieser Völker unserer Literatur eine neue Wendung und Gestalt gegeben. Alles in der ersten Ausgabe, was sich auf die Literaturbriefe bezog, Vorrede, Einleitung, und einzelne Erörterungen, wird dem vierten Theile als Zugabe angeschlossen werden. So sind ja fleißig genug die Brocken gesammlet, auf daß nichts umkomme.

Alles bleibt indessen nur Fragment, und ich würde lachen wenn man die erste Sammlung für eine sehr unvollständige deutsche Grammatik, die zweite für eine sehr mangelhafte Abbildung der griechischen Dichtkunst, den dritten Theil für gar keine standesmäßige Anpreisung der Römer, den vierten endlich für eine sehr ungründliche Bibelauslegung förmlich und feierlich erklärte. Das bleibt immer zu sehen daß ich bloß Stückwerke von Betrachtungen liefern wollte, sofern es mir die Muse rieth, die Gelegenheit es erlaubte, und eine Stelle der Briefe, oder ein Buch es erforderte. Man will also etwas was ich nicht mag, wenn ich alle unsere classischen Schrift-

steller, oder Dichter zur Schau aufführen soll; wer hat mich dazu gebungen? wo habe ich dieß versprochen? und war denn schon mein Buch zu Ende, um darüber zu urtheilen, wen ich mit Stillschweigen übergangen? Es ist ja ärgerlich, wenn man einem Schriftsteller ein Geschäft aufdringen will, dazu er sich nicht verstanden, und Fragmente über die letzten sechs Jahre als ein Lehrgebäude der schönen Wissenschaften betrachtet. Noch ärgerlicher aber ist's, wenn man ihm in die Rede fällt, und z. E. einen Dichter zurück gesetzt glaubt, wenn man die Stelle auf ihn warten läßt als deutscher Pope zu erscheinen.

Ich habe wie unter einer Blumendecke und oft mit Anspielungen geschrieben; wer es für den Zweck meines Hervortretens ansieht diese Blumendecke zu zeigen, denket von mir klein; wer aber gar träumt daß sie das Panier einer neuen Secte des Geschmacks, und ich das Muster einer sonderbaren Schreibart werden wolle — hat mir nie ins Gesicht gesehen. Was gehen meinen Stand und meine Denkart alle Schulen der Aesthetik, alle Secten der Journale, alle Classen des Modegeschmacks in und außer Deutschland an? Nichts ist unanständiger als in solchen Gesichtspunkten beobachtet zu werden, für den der als Liebhaber, als Patriot schrieb, über Sachen von denen er weder Titel noch Lohn hat. Ich habe meinen Geschmack aus mehr als einer Nation, Zeit und Sprache selbst zu bilden gesucht, und durfte also für meine Nation, für meine Zeit und Sprache schreiben wie ich wollte.

1768.

Vorrede.

Es läßt sich nicht zweifeln daß der selige v. Herder in den Fragmenten noch manche Veränderungen gemacht haben würde, wenn er selbst eine neue Ausgabe davon besorgt haben sollte. In dieser würde auch noch ein letzter Theil hinzugekommen seyn. Vier Sammlungen versprach er gleich in der Vorrede der ersten Ausgabe des ersten Theils, und noch deutlicher in der zweiten: „Die erste Sammlung, sagt er, liefert Anmerkungen über die Sprache; die zweite über die griechische Literatur; die dritte soll von den Römern, und die letzte von den Morgenländern, vollständiger als zuvor, reden." Diese vierte, als letzte zurückgebliebene Sammlung, ist weiterhin in andere Schriften übergegangen, vorzüglich in die älteste Urkunde des Menschengeschlechts, und in die Schrift vom Geist der hebräischen Poesie. Daß er sie nicht liefern würde, scheint er am Schlusse der dritten Sammlung noch nicht beschlossen zu haben, denn er sagt: „Ich werde kaum mehr als den vierten Theil liefern, weil ich corpulente Autorschaften nicht liebe." Wohin das ganze Werk führen sollte, gibt er ebendaselbst mit folgenden Worten an: „Die Materien, von denen diese nur Vorläufer hätten seyn sollen — sind Philosophie und Aesthetik."

Die erste Samlung, oder erstes Bändchen, hat er selbst umgearbeitet, 1768, ein Jahr nach der ersten Ausgabe; also ist natürlicherweise gegenwärtig die zweite Ausgabe abgedruckt worden.

Die Vergleichung beider Ausgaben lehrt daß die spätere an Umfang, Stellung und Berichtigung unendlich gewonnen hat. Die übrigen beiden Bände sind nur einmal abgedruckt geblieben. Im zweiten Bande, im vierten Abschnitt: „von der griechischen Literatur in Deutschland," erweckte sein Handexemplar die Vermuthung daß dieser Abschnitt einst zu einer besondern Schrift bestimmt geworden sey; allein die Veränderungen, und ihrer waren wenige, gingen nicht über die ersten Blätter.

Die mir aufgetragene und gerne übernommene Durchsicht dieser Fragmente hat sich bloß auf Verbesserung kleiner Unrichtigkeiten in Druck und in Namen, und auf Abänderung sehr weniger Ausdrücke, welche der Selige selbst mit andern vertauscht haben würde, einschränken lassen. Einigemale kam ich in Versuchung einige erläuternde Anmerkungen beizufügen; mich hielt aber ein gewisses Gefühl von Unschicklichkeit zurück, daß einer solchen Schrift Noten beigefügt werden sollten, welche den Genuß der Ansicht eines schönen, kühn sich aufschwingenden Genius stören mußten. Ohnedem bezieht sich das meiste auf die Stellen in den Literaturbriefen, welche der Leser zu vergleichen oft gar nicht Umgang nehmen kann. In der That ein Nachtheil, der die Fragmente drückt, daß sie nicht für sich selbst durchgehends gelesen werden können.

Ich hatte nicht nöthig von dem Gesetze das in der Ankündigung der neuen Ausgabe der Schriften aufgestellt ist Gebrauch zu machen, und etwas wegzulassen was Beziehung auf verlebte gelehrte Streitigkeiten haben könnte.

Diese erste Blüthe des Geistes und der Empfindung des seligen v. Herder entfaltete sich in jener Zeit da die Literaturbriefe sich in der Kritik der deutschen Literatur ein entschiedenes Ansehen erworben hatten. Gleich den jungen Pflanzen die sich in rauhen Tagen nur schüchtern in die Luft wagen, trat der junge feurige Mann, zwar

mit Muth und Kraft, aber doch mit liebenswürdiger Bescheidenheit und Vorsicht auf, und wagte Urtheile zu äußern welche mehrere, die in den Literaturbriefen ausgesprochen waren, berichtigten, milderten, verbesserten. Aber nicht leicht geht er im Tadel zu weit; eher geht er im Loben weiter als es sein mehr gebildeter Geschmack in der folgenden Zeit hat billigen können. Dagegen gehet der Scharfblick des jungen philosophischen Kritikers in vielen Fällen weit über die Briefe hinaus, wenn er auch zugeben muß daß der tiefer eindringende Scharfsinn, durch die Briefe erweckt, zuerst auf den Gegenstand geleitet und auf den rechten Gesichtspunkt gerichtet war.

Weit indessen entfernt, jene Männer, deren Einsichten er die ersten Keime der seinigen zu verdanken hatte, aus dem Gesichtskreise der Leser bringen zu wollen, rückt er ganze Stellen der Briefe, und zwar mit Anpreisung, ein, setzt sie in das günstigste Licht, und nun commentirt er darüber, mit Umsicht andrer noch nicht bemerkter Seiten, tiefer eindringend, und doch vorsichtig und edel schonend. So kündigte sich ein Herder an! auf andre Weise andre, die keine Herder sind! Oft ist es ein hingeworfener Funke, den er auffaßt, der sich dann in der jungen feurigen Seele zu einer Flamme entzündet, die das ganze Dunkel der Sache aufhellet. Nun gibt er neue Ansichten und Einsichten, Einsichten eines Genie's mit dem feinsten Gefühl und edelsten patriotischen Sinn für deutsches Volk und Literatur vereiniget; immer dringt er mit Kraft und Muth weiter vor, klärt auf, ordnet, stellt zusammen oder löst von einander. So entstanden jene neuen Aufschlüsse über das Wesen der Sprache, und die Eigenheiten der unsrigen; die feinen Bemerkungen über ihre Bildung, über die Vortheile und Nachtheile, die sie durch und aus andern Sprachen erhalten hat, und was unsre Literatur durch die alte und durch ausländische Literatur noch gewinnen kann. Ueberall grünt es und blüht es, wohin er seinen Blick richtet, quocunque deus circum caput egit honestum! Selbst wo eine reiche

Phantasie sich in Blumen und üppiges Laub zu verlieren scheint; man ziehe es weg, und sehe, welche goldne Früchte dahinter versteckt liegen.

Auf mich machte das Durchlesen der Fragmente einen eignen Eindruck durch die Vergleichung dessen was, seit der Zeit daß die Fragmente geschrieben sind, in unsrer Literatur erfolgt ist; wie vieles erinnerte ich mich nun, das ich von den geschwornen Ausrufern unsrer Tagesliteratur als unerhörte, neu erfundene Weisheit hatte lobpreisen hören, wovon das Wesentliche bereits in den Fragmenten geboren, auch wohl entwickelt ist! Wie vieles seitdem als Gesetz angenommenes, wovon Herder als Hierophant und Gesetzgeber anzusehen ist! Wie manche Staubwolke ist erregt worden, wo der klare Horizont bereits in jener Schrift das Auge erquickte; wieder andere Fächer, worin man nicht weiter gekommen ist als wo die Fragmente stehen blieben, auch wohl einiges schwach und schief ausgeführt, was er bestimmter vorschrieb.

Wäre nicht unsre neue Literatur ein Meer, wo eine Welle die andre treibt und ihre Spur vertilget, um wieder selbst zu verschwinden, so hätte z. B. vieles was Herder über das Lesen der alten Classiker, poetische Sprache und Prose, Uebersetzung der Classiker, insonderheit über das Studium der Griechen sagt, nicht so in Vergessenheit kommen können daß es jetzt als neu gesagt erscheinen muß. In den Stellen wo Herder von Homer spricht, ist bereits, ohne alle Ruhmredigkeit, so vieles und besser gesagt, was zwanzig, dreißig Jahre nachher als neu erfundene Weisheit ausgerufen worden ist. Ich erstaunte selbst, wie ich alles dieses jetzt las. Zwar hatte ich mit dem Seligen über diese Gegenstände mich unterhalten: allein dieß geschah später als jene Fragmente erschienen; unsre früheste Bekanntschaft entstand erst in den Jahren da er von Bückeburg aus auf einer Reise durch Göttingen ein vertrauliches Band mit mir knüpfte. Die erste seiner Schriften die ich las waren die kritischen

Wälder. Meine eignen Studien, zumal seit meiner Anstellung in Göttingen, in einem ganz andern Felde, erlaubten mir nicht die deutsche Literatur in alle ihre Fächer zu verfolgen; ich mußte mir meinen eignen Weg bahnen, und konnte nur Bewunderer und Freund eines Mannes seyn dessen Andenken der Nachwelt immer heilig, mir theuer und werth seyn wird.

Heyne.

1.

Allerdings ist auch die Sprache einer Nation ein beträchtliches Stück in der Literatur derselben, und wer über diese schreibt, wird schon durch den Namen erinnert jene nicht aus der Acht zu lassen. Man kann die Literatur eines Volks ohne seine Sprache nicht übersehen — durch diese jene kennen lernen — durch sie auf manchen Seiten ihr unvermerkt beikommen; ja beide mit einer Mühe erweitern; denn großentheils geht ihre Vollkommenheit in ziemlich gleichen Schritten fort. Nicht als Werkzeug der Literatur allein muß man die Sprache ansehen, sondern auch als Behältniß und Inbegriff, ja gar als eine Form, nach welcher sich die Wissenschaften gestalten — und nutzt man diese drei Gesichtspunkte recht, so wird uns ein philosophisches Sprachenstudium gleichsam ein Vorhof scheinen sich dem Tempel der Literatur zu nähern.

Ist die Sprache Werkzeug der Wissenschaften, so ist ein Volk, das ohne poetische Sprache große Dichter, ohne biegsame Sprache glückliche Prosaisten, und ohne genaue Sprache große Weise gehabt hätte, ein Unding. Man trotze meiner Behauptung, und übersetze Homer in das Holländische, ohne ihn zu travestiren; man bringe einen schlüpfrigen Crebillon in das Lappländische, und den Aristoteles in eine der wilden Sprachen die keinem abstracten Begriff Herberge geben. Sollte man nicht in jedem Gebiet der Wissenschaften Gedanken und Schriften haben, die für diese und jene Sprache durchaus unübersetzbar sind?

Wenigstens ist eine Mundart, in welcher die Literatur, entweder von selbst hervorgeschossen, oder hineingepfropft ist — unendlich von einer andern unterschieden die man in Absicht der

Wissenschaften idiotisch nennen muß. Und es mußten, wie mich dünkt, von der Natur besondere Geister dazu ersehen werden, ihre rohe Sprache zu den Wissenschaften, oder wenn man lieber will, die Wissenschaften in der Sprache zu bilden. Da diese nun ihren innern Beruf fühlten, daß sie geboren wären um ungedachte Dinge zu denken und ungesagte Worte zu sprechen, so folgten sie dieser Stimme; sie verwüsteten die Sprache um zu schaffen, jedes Hinderniß ward ihnen wie nichts, und zum Denkmal einer That; sie wurden Schöpfer und Gesetzgeber und Muster. Die Sprache ward, wie Sokrates sagt, die Bezähmerin der wilden, und, wie man dazu setzen kann, eine bildende Schöpferin in den Wissenschaften.

Wer also seine Sprache zur Weltweisheit, zur Prose und Poesie zu bereiten sucht, der ebnet eben damit den Boden daß er Gebäude und Paläste trage. Oder noch mehr! er liefert dem Schriftsteller Werkzeug in die Hände; dem Dichter hat er Donnerkeile geschmiedet; dem Redner seine Rüstung geglänzet; dem Weltweisen Waffen geschärfet, und jedem andern, der bloß für das Auge dastehet, hat seine vorräthige Hand Anzug, Putz und wie oft auch damit seine ganze Würde und Schönheit verschafft. Nur Schade daß Jupiter das Verdienst seiner unterirdischen Cyklopen so wenig erkannte, und daß eine Schöne so selten die allmächtige Hand küsse, die ihr Anstand und Grazie anschuf. Die Anwendung hievon auf die Cyklopen der Sprachkunde mag Johnson seinen Engländern sagen: „Man sieht sie für Leibeigne im Reich der Wissenschaften an, die dazu verdammt sind auf dem Pfade der Erkenntniß und des Witzes nur die Dornen und Hecken auszurotten."

Ich gebe es gern zu daß die Helden und Halbgötter in der Literatur keine Vorläufer nöthig haben mögen um vor ihnen den Weg zu ebnen, sondern daß sie eben damit Herkuls Ruhm erlangen, wenn sie seine Thaten thun — Berge abtragen, Ungeheuer ausrotten, Schwierigkeiten überwinden und Ziele ereilen; und das alles

in der rauhen Sprache, die wie Pfeil und Keule ist in der Hand des Starken — allein wenigstens kann man ihren schwächern Nachfolgern, ihren Brüdern aus menschlichem Geblüt zu Hülfe kommen, die sich sonst auf ihrem Kunststück mit schlechtem Werkzeuge quälen, und nachher doch wohl ihre Arbeit zur Schande ausstellen, oder zu eigner Scham verbergen müßten. Kann man diesen ihre Instrumente bequemer, leichter, faßlicher machen, so erleichtert man ihnen wenigstens jene undankbare Mühe, die nachher ihrem Kunststück so selten anzusehen ist.

Ich gebe es ferner zu daß nicht Sprachkünstler, sondern Arbeiter auf eigene Hand die ersten sind, die Sprache jeder Gattung der Schreibart so anzupassen daß beide zusammen zu wachsen scheinen; hier entscheidet ein Muster durch sein königlich Beispiel mehr als zehn Wortgrübler, und klärt, wenn es mit seinem Strahlenangesicht auftritt, mehr auf als hundert Leichenfackeln der Grammatiker. —

Ja ich gebe noch mehr zu: Sprach- und Schulmeister sind die ersten die die Sprache verderben, daß sie, wie sie sie wollen, zu nichts taugt. Sie polirten das Instrument so lange bis es gut zum Anschauen und Aufhängen ward; sie krümmeten, und dehnten, bis es schwach, bis es verunstaltet wurde; sie schnitzelten am Bogen bis er brach — unselige Kunstrichter und Regelnschmiede! — Allein um so gelegener und wie gerufen sollten solche kommen die diesen Sprachverderbern das Werkzeug noch zu rechter Zeit entreißen, und es zu dem Rüstzeuge machen wollen, das in den Händen einer heiligen regellosen Unbesonnenheit Wunder thut; desto angenehmere Gäste sollten uns die seyn die unserer rüstigen und tüchtigen Sprache ihre alte Baumstärke wiedergeben, und alte Geheimnisse in ihr verrathen wollen, auf die freilich mancher Pancirolli unter seinen rebus deperditis nicht hat kommen können.

So weit, kann ich mir doch nicht einbilden, so weit ist's doch mit uns gewiß noch nicht, daß wir uns unsere Sprache gemacht haben: wozu wir sie wollen? was sie seyn kann, und seyn soll? denn kaum und nochmals kaum — haben wir sie so wie sie gewesen ist. Wie? ist denn alles was zum dichterischen, prosaischen und philosophischen Ausdruck gehört, schon so genau bestimmt daß die Sprachlehre des Dichters und des Prosaisten ihm zur allgemeinen Casuistik dienen kann? Ist in ihr alles so entwickelt, und ausgefaltet, daß dem Poeten und Philosophen während dem Schreiben keine Runzel, kein Knote mehr unter die Hand laufen muß, der ihn aufhält? Wäre man denn auch, wenn man gar kein Sonderling im Styl seyn will, wären denn auch nur die gewöhnlichen Postgänger der Schreibart, auf ihrer alten geschlagenen Landstraße, für allem Straucheln sicher? Sollte auch Lesern von ziemlich gesunder Verdauung nicht oft etwas härtliches aufs Herz stoßen? Sollte unsere Sprache schon so weit seyn daß man in ihr, und in jeder Gattung der Schreibart, alles so sagen könnte als man es sagen will und muß; so sagen könnte daß nichts außer und über dem Gesagten ist? Kurz! ist die Sprache als Werkzeug der Literatur vollkommen, schön, bequem genug? —

Will man die Antwort auf diese Fragen, so schlage man unsere besten Uebersetzer auf, die oft nicht zu übersetzen wissen, unsere besten Journale auf, die oft nicht zu entscheiden wissen, unsere besten Grammatiken und Prosodien auf, die keine deutschen Grammatiken und Prosodien sind. Griechen und Römer, wären sie auch in allem was sie in der Sprache dachten, so weit unter uns als es uns oder ihnen belieben mag — in dem wozu sie die Sprache machten, waren sie weit über uns. Was sie mit dem Werkzeuge ausgerichtet haben, mag viel oder wenig seyn; aber wie sie über ihrem Werkzeuge selbst sich Mühe gaben, läßt sich nicht verkennen, und sollte ein großer Theil ihrer glücklichen Unternehmungen nicht eben durch

diese vor- und nebenanlaufende Mühe erleichtert seyn? Wie arbeiteten sie nicht an ihrer Sprache; und darum gerieth ihnen auch in derselben die Arbeit so gut.

Man sollte nicht glauben wie dürftig die unsere, auch an den unentbehrlichsten Hülfsmitteln sey, wenn man die Hülfsmittel, insonderheit nach ihrem Innern, als Instrumente der Wissenschaften betrachten will. Wenn jener arabische Weise sechzig Kamele allein mit den Wörterbüchern seiner Sprache beladen konnte, so gehört kaum ein Maulesel dazu, unsern Frisch und unsern Bödiker wegzutragen; denn die meisten unserer vielen deutschen Gesellschaften haben an dieß edle Unternehmen auch nicht im Traume gedacht, ihre Sprache zum vollkommenen Werkzeug der Wissenschaften zu machen, auch nur sofern dieß Machwerk mechanische Arbeit forderte; und was haben wir also aufzuzeigen, wenn uns ein Grieche und Römer in unserer philosophischen Werkstätte und Rüstkammer zuspräche?

2.

Nun ist aber die Sprache mehr als Werkzeug: sie ist gleichsam Behältniß und Inhalt der Literatur — wie viel freies Feld geben uns diese Worte zu übersehen, zu bearbeiten, zu nützen?

Wenn Wörter nicht bloß Zeichen, sondern gleichsam die Hüllen sind in welchen wir die Gedanken sehen, so betrachte ich eine ganze Sprache als einen großen Umfang von sichtbar gewordenen Gedanken, als ein unermeßliches Land von Begriffen. Jahrhunderte und Reihen von Menschenaltern legten in dieß große Behältniß ihre Schätze von Ideen, so gut oder schlecht geprägt sie seyn mochten; neue Jahrhunderte und Zeitalter prägten sie zum Theil um, wechselten damit, und vermehrten sie; jeder denkende Kopf trug seine Mitgift dazu bei; jeder Erfinder legte seine Hauptsumme von Gedanken hinein, und ließ sich dieselbe durch Wucher vermehren; ärmere liehen davon, und schafften Nutzung — falsche Münzer lieferten

schlecht Geld, entweder zur Erstattung des Geborgten, oder sich ein ewiges Andenken zu prägen — Heldenmäßige Räuber wußten sich bloß durch Raub und Flammen einen Namen zu machen — und so ward nach großen Revolutionen die Sprache eine Schatzkammer, die reich und arm ist, Gutes und Schlechtes in sich faßt, gewonnen und verloren hat, Zuschub braucht, und Vorschub thun kann, die aber, sie sey und habe was sie wolle, eine ungemein sehenswürdige Merkwürdigkeit bleibt. —

Jedes Buch ist ein Beet von Blumen und Gewächsen; jede Sprache ein unermeßlicher Garten voll Pflanzen und Bäume; giftig und heilsam, nahrhaft und dürre, für Auge, Geruch und Geschmack, hoch und niedrig, aus allen Welttheilen und mit allen Farben, aus mancherlei Geschlechten und Arten — ein sehenswürdiger Anblick! — Wer wird hier bloß den Riß des Gartens in todten Linien sehen wollen, wo der lebendige Inhalt desselben so viel zu lehren verspricht; und wer wird bloß bei der dürren Form der Sprache stehen bleiben, da das Materielle was sie enthält der Kern ist?

Und dieß Materielle der Sprachen, der große gedankenvolle Raum den sie einschließen, wird sich in verschiedenen Ausdehnungen betrachten lassen. Es gibt eine Symbolik, die allen Menschen gemein ist — eine große Schatzkammer, in welcher die Kenntnisse aufbewahrt liegen die dem ganzen Menschengeschlechte gehören. Der wahre Sprachweise, den ich aber noch nicht kenne, hat zu dieser dunkeln Kammer den Schlüssel; er wird sie, wenn er kommt, entsiegeln, Licht in sie bringen, und uns ihre Schätze zeigen — Das würde die Semiotik seyn, die wir jetzt bloß dem Namen nach in den Registern unsrer philosophischen Encyklopädien finden: eine Entzifferung der menschlichen Seele aus ihrer Sprache.

Jede Nation hat ein eignes Vorrathshaus solcher zu Zeichen gewordenen Gedanken, dieß ist ihre Nationalsprache; ein Vorrath,

zu dem sie Jahrhunderte zugetragen, der Zu- und Abnahme, wie das Mondlicht, erlitten, der mehr Revolutionen und Veränderungen erlebt hat als ein Königsschatz unter ungleichartigen Nachfolgern; ein Vorrath, der freilich oft durch Raub und Beute Nachbarn bereichert, aber, so wie er ist, doch eigentlich der Nation zugehört die ihn hat, und allein nutzen kann — der Gedankenschatz eines ganzen Volks. Schriftsteller der Nation, wie könnt ihr ihn nutzen? und ein Philolog der Nation, was könnte er nicht in ihm zeigen, durch ihn erklären?

Alles was dieser Nationalschatz eignes hat: Ursprung, Geschichte und wahre Art dieser Eigenheit; das Besondere desselben in Fächern der Armuth und des Ueberflusses; das Sehenswürdige in Gestalten der Schönheit und in Mißgeburten; Münzen, die wohl oder übel geprägt sind; Schaustücke, die sich durch ihre Seltenheit, oder innern Werth, oder durch ihre Geschichte empfehlen; Merkwürdigkeiten, auf bequemen oder unbequemen Stellen; Figuren von außerordentlich leichten oder besonders widrigen Stellungen — und hundert unerhörte Dinge mehr würden uns über diesen Gedankenvorrath eines Volks gesagt werden können, die jeder Eingeborne der Sprache mit begierigem Ohr hörte. Allein die Stelle eines solchen Sprachforschers ist freilich schwer zu besetzen, weil in sie ein Mann von drei Köpfen gehört, der Philosophie und Geschichte und Philologie verbinde — der als Fremdling Völker und Nationen durchwandert, und fremde Zungen und Sprachen gelernt hätte, um über die seinige klug zu reden — der aber zugleich, als ein wahrer Idiot, alles auf seine Sprache zurückführte, um ein Mann seines Volks zu seyn.

Ich endige diese Allegorie, um in einer andern fortzufahren. Ist die Sprache einer ganzen Nation ein Feld von Gedanken, wie viel verschiedene Gränzscheidungen und Furchen lassen sich wieder im kleinern ziehen, die eignen Herren zugehören? So verschieden

wie sie indessen sind, werden sie unter zwei Hauptabtheilungen fallen, die aber so durcheinander laufen, daß wenn ich Feldmesser wäre, mir der Schwindel ankommen müßte; man nennt sie das Gebiet der Wissenschaften und des gemeinen Lebens. Nun zeichne wer da will die Gränze, die dort jede Hauptdoctrin, hier jeder merkwürdige Stand; dort jede sonderbare Denk-, hier jede eigne Lebensart; dort jede Secte, hier jede Zunft um sich ziehet, so daß jeder in dem Materiellen seiner Sprache eigne Ländereien, Felder und Blumenbeete hat. Und wenn der Landmesser zugleich des Staats kundig ist, so vernünftle er darüber was dieses ganze Heer von Dialekten für Wirkungen auf das Ganze habe; was für Nutzen es der Republik bringen könne; wie unter allen diesen Neben- und Anwohnern eine Familiennachbarschaft zu errichten und zu erhalten sey; wie sie endlich am füglichsten durch allgemeine Gesetze regiert werden müssen, daß weder die Macht des Staatskörpers, noch die Freiheit einzelner Glieder darunter leide. Die einzelnen Glieder sind merkwürdige Schriftsteller, die, wenn nicht mehr, so einen Weinstock und Feigenbaum haben, den sie selbst pflanzten und erzogen, unter dem sie also sicher und friedlich leben wollen. Und gewiß auf diese Privatpersonen und ruhige Bürger in einem Winkel der Erde dürfte wohl das meiste Eigenthum und der meiste Schatzungsanschlag kommen, da die herrschenden und gangbaren Schriftsteller, die Archonten und Heerschaaren der Schreibart meistens auf Kosten anderer leben, nichts eignes haben, und nichts abgeben können. Das letzte bestätigt ein Namenspiel aus der griechischen Sprache, die den Eigenthümer (ἰδιώτης) zugleich Privatmann und unkriegerischen Bürger nennt, und ihn dem Befehlshaber (ἄρχοντι), dem Tyrannen und dem Krieger entgegensetzte.

Mit Mühe muß ich mich von dem Plane loswinden eine Sprache als ein Gedankenbehältniß der Menschen, einer Nation, eines Stücks der Literatur, einer Schule, eines

Schriftstellers anzusehen; mein Blick erweitert sich wenn ich die Aufschlüsse betrachte, die dadurch die abstracte Weltweisheit, die Literatur eines Volks, jede einzelne Wissenschaft, und, was das beste ist, die Kenntniß der Seele erhalten müßte. Alsdann würde man erst einzelne Schriftsteller charakterisiren können, daß ihr Bild in der Geschichte der Wissenschaften lebte; alsdann erst Schriftsteller verschiedner Nationen gegen einander stellen können, um sie zu vergleichen, ihre Verdienste abzuwägen, und aus ihnen allen Züge der Schönheit zu stehlen; alsdann erst würde man ein Feld der Literatur aus dem andern kennen, und jedem sein Recht widerfahren lassen; so viele Feindseligkeiten endigen, die sie an einander ausgeübt; Zwistigkeiten entscheiden, die sich bloß hierdurch entscheiden ließen; Unordnungen heben, die aus der Verwirrung der Unterthanen verschiedner Herrschaften, aus dem Raube nachbarlicher Wörter, und aus nächtlichen Streifereien in die anliegenden Provinzen entstanden. Verschwunden wäre alsdann so mancher vergebliche Rangstreit, leere Wörterkriege, ewige Verwirrungen und Verwechselungen der Ideen. Jedes Gebiet der Weisheit zeigte sich in seinem eigenen Lichte, bekäme auf der Karte durch seine Sprache eigne Farbe, eigne Gränzen; in der Beschreibung eigne Städte und Bewohner, eigne Producte und Verfassung, eignes Feuer und Herd. Die Encyklopädie und die Geschichte der Wissenschaften bekäme mehr abstechendes der Klarheit, mehr unterschiednes der Deutlichkeit, und mehr fruchtbares der Erfindung wegen. — Man würde das Unedle, Gedankenlose verbannen, dessen sich eine Nation, eine Wissenschaft, ein Schriftsteller zu schämen hätte. Das Ideenleere, das sich in jede Scienz allmählich eingeschlichen, der falsche Geschmack, den oft Jahrhunderte befestigt hatten, das Eitle, für welchem auch das Heiligthum der Gelehrsamkeit nicht sicher blieb, würde entlarvt, seines Ansehens entsetzt und verjagt werden. Man würde in dem Gedankenbehältniß einer Nation, einer Wissenschaft, eines denkenden Kopfes nichts

leiden wollen als was dessen würdig ist. — Vielleicht wundert sich mancher daß ich von einer leeren Sprachmaterie so viel hoffe, allein ich habe mehr Recht mich zu wundern, wie man noch so wenige Vortheile davon gezogen, „daß man die Sprache als ein Vehiculum menschlicher Gedanken und den Inhalt aller Weisheit und Kenntnisse" hätte ansehen können.

3.

Sie ist noch mehr als dieß: die Form der Wissenschaften, nicht bloß in welcher, sondern auch nach welcher sich die Gedanken gestalten; wo in allen Theilen der Literatur Gedanke am Ausdrucke klebt, und sich nach demselben bildet. Ich sage in allen Theilen der Literatur; denn wenn man glaubt daß bloß in der Kritik der schönen Wissenschaften, in Poesie und Rednerkunst vieles vom Ausdrucke abhängt, so setzt man dieser Verbindung zu enge Gränzen. In der Erziehung lernen wir Gedanken durch Worte, und die Wärterinnen, die unsere Jungen bilden, sind also unsere Lehrerinnen der Logik. Bei allen sinnlichen Begriffen in der ganzen Sprache des gemeinen Lebens klebt der Gedanke am Ausdruck; in der Sprache des Dichters, er spreche Empfindungen oder Bilder, belebt der Gedanke die Sprache, so wie die Seele den Körper; die ganze anschauende Erkenntniß verbindet die Sache mit dem Namen; alle Worterklärungen der Weltweisheit genügen sich am letzten — und in allen Wissenschaften hat es gute oder böse Folgen gegeben daß man mit Worten, und oft nach Worten gedacht hat. Da ich im dritten Theile meines Buchs [1] eine fragmentarische Abhandlung darüber gebe wie der Gedanke am Ausdrucke klebe, so fahre ich hier bloß im allgemeinen Tone fort.

Ist's wahr daß wir ohne Gedanken nicht denken können, und durch Worte denken lernen, so gibt die Sprache der ganzen mensch-

[1] Dritte Sammlung. I. 5.

lichen Erkenntniß Schranken und Umriß. Daher muß, auch bloß auf das Symbolische der Denkart gesehen, ein großer Unterschied zwischen uns und höhern Wesen seyn, wenn man von beiden den Ausdruck Homers brauchen will: so heißt es in der Sprache der Menschen, aber die seligen Götter nennen es anders. Es muß diese allgemeine Betrachtung der menschlichen Erkenntniß durch und mittelst der Sprache eine negative Philosophie geben; wie weit sich die menschliche Natur in ihren Ideen nur heben sollte, weil sie sich nicht höher heben kann? wie weit man sich ausdrücken und erklären sollte, weil man sich nicht weiter ausdrücken und erklären kann? Wie vieles würde man hier ausfegen können, was wir sagen, ohne daß wir was dabei denken; falsch denken, weil wir es falsch sagten; sagen wollen, ohne daß wir es denken können. Ein Mann der diese negative Weltweisheit hervorbächte, stünde an dem Umfange der menschlichen Erkenntniß wie auf einer Weltkugel, und wenn er über diese Schranken sein Haupt nicht erheben, und in freie Luft umherblicken könnte, so wagte er doch seine Hand hinaus, und riefe: Hier ist Leeres, und Nichts! Und der hätte in einem andern Verstande die höchste Sokratische Wissenschaft: nichts zu wissen! Irre ich nicht, so würden sich alsdann aus unserer ganzen Metaphysik von der Ontologie bis zur natürlichen Gottesgelahrtheit Ideen wegschleichen, denen bloß die Worte Eintritt und ein falsches Bürgerrecht gegeben — und eben sind es die, über die der meiste Streit gewesen. Ueber nichts läßt sich mehr zanken als was keine Partei versteht, und leider ist die Menschheit zu nichts geneigter als erklären zu wollen was sie sich selbst nicht erklären kann.

Wir denken in der Sprache; wir mögen erklären was da ist, oder, was noch nicht da ist, suchen. Im ersten Falle setzen wir vernehmliche Töne in verständliche Wörter, in deutliche Begriffe um. Solange läßt sich also eine Sache zergliedern als Wörter für ihre Theilbegriffe da sind — und solange eine Idee erklären als neue

Verbindungen von Wörtern sie in ein heller Licht setzen. Im zweiten Falle, der das Erfinden neuer Wahrheiten betrifft, ist die Erfindung eine oft so unvermuthete Folge verschiedener Wortverbindungen, als in der Algebra das Product von verschiedenen Combinationen der Zeichen nicht seyn kann; — und was kann also auch selbst in den tiefsten Boden der abstracten Wissenschaften die Sprache nicht für Eindrücke graben? Bei jeder Gattung des sinnlichen und schönen Ausdrucks sind diese Eindrücke schon sichtbarer und kenntlicher; und im gemeinen Leben ist's ja offenbar daß denken fast nichts anders sey als sprechen.

Jede Nation spricht also nachdem sie denkt, und denkt nachdem sie spricht. So verschieden der Gesichtspunkt war in dem sie die Sache nahm, bezeichnete sie dieselbe. Und da dieß niemals der Anblick des Schöpfers war, der diese Sache in ihrem Innern nicht bloß werden sahe, auch werden hieß, sondern ein äußerer einseitiger Gesichtspunkt, so ward derselbe zugleich mit in die Sprache eingetragen. Eben damit konnte also das Auge aller Nachfolger an diesen Gesichtspunkt gleichsam gewöhnt, gebunden, in ihn eingeschränkt, oder ihm mindestens genähert werden. So wurden Wahrheiten und Irrthümer aufbewahrt und fortgepflanzt, wie vortheilhafte oder nachtheilige Vorurtheile; zum Vortheil oder Nachtheil hingen sich Nebenideen an, die oft stärker wirken als der Hauptbegriff; zum Vortheil oder Nachtheil wurden zufällige Ideen mit wesentlichen verwechselt; Fächer gefüllet oder leer gelassen; Felder bearbeitet oder in Wüsteneien verwandelt; die drei Göttinnen der menschlichen Kenntniß, Wahrheit, Schönheit und Tugend, wurden so national als es die Sprache war.

Wenn also jede ursprüngliche Sprache, die ein Landesgewächs ist, sich nach ihrem Himmels- und Erdstriche richtet; wenn jede Nationalsprache sich nach den Sitten und der Denkart ihres Volks bildet, so muß umgekehrt die Literatur eines Landes, die ursprünglich

und national ist, sich so nach der originalen Landessprache einer solchen Nation formen, daß eins mit dem andern zusammenrinnt. Die Literatur wuchs in der Sprache, und die Sprache in der Literatur; unglücklich ist die Hand die beide zerreißen, trüglich das Auge das eins ohne das andere sehen will. Das ist der größte Philolog des Orients, der die Natur der morgenländischen Wissenschaften, das Naturell seiner Landessprache wie ein Morgenländer versteht. Der ist ein origineller und nationeller Grieche, dessen Sinn und Zunge unter dem griechischen Himmel gleichsam gebildet worden. Wer mit fremden Augen sieht, und mit barbarischer Zunge von griechischen Heiligthümern schwatzen will, den sieht Pallas nicht an, der ist ein Ungeweihter im Tempel des Apollo.

Die Literatur fremder Völker und Sprachen ist oft als eine fremde Colonie unter andere Nationen eingeführt; und nothwendig hat durch diese Zusammenmischung von Ideen und Sitten, von Denk- und Seharten, von Sprachen und Wissenschaften, alles eine so andere Gestalt annehmen müssen, daß die Literatur ein wahrer Proteus zu seyn scheint, wenn man sie durch Völker und Zeiten und Sprachen verfolget. Entlehnte Gesichtspunkte wurden auf eine neue Art gerückt; geerbte Wahrheiten bis zum Unkenntlichen umgepräget; halbverstandene Begriffe zu Gespenstern; unrecht angesehene Gegenstände zu abenteuerlichen Gestalten; und eine Sprache die ihre Literatur aus verschiedenen Himmels- und Erdstrichen, aus mancherlei Sprachen und Völkern her hat, muß natürlicherweise ein Gemisch von eben so vielen fremden Vorstellungsarten seyn, die in einer oder der andern Wissenschaft Raum gewonnen. Nachdem sie aus verschiedenen Dialekten Colonien zum Anbau ihrer Gelehrsamkeit genommen, nachdem wird sie sich auch der babylonischen Sprachenmischung nähern, und oft ein Cerberus seyn, der aus neun Rachen neun verschiedene Spracharten, wiewohl in reinen und eigenen Worten herausstößt. Wenn jede Sprache Eindrücke nachläßt in den

Wissenschaften die in ihr wohnen, so muß man es unstreitig der Literatur ansehen können in wie vielen Händen und Formen sie gewesen, in wie mancherlei Sprachen über sie sey gedacht worden.

Jeder Kopf der selbst denkt, wird auch selbst sprechen, und so wird wieder sein Vortrag nach ihm gebildet; er wird seiner Sprache Merkmale von seiner Seh-, von den Schwächen und Tugenden seiner Denkart, kurz eine eigene Form eindrücken, in welche sich seine Ideen hineinschlugen. Nun habe ich durch Erfahrungen bemerkt daß nicht bei jedem der da denkt und spricht, Gedanke und Ausdruck auf eine gleich feste Art zusammenzuhangen scheinen; daß nicht bloß bei dem einen der Vortrag loser und biegsamer ist als bei dem andern (denn dieß ist zu bekannt und leicht zu erklären), sondern daß bei diesem der Gedanke selbst mehr an dem Worte klebe, und gleichsam die ganze Denkart symbolischer und zeichendeutender sey als bei dem andern. Es ließe sich über diese Bemerkung manches, und vielleicht manches nützliche sagen — was aber nicht hieher gehört. Hier sey es genug daß, wenn wir auch nur einige Schriftsteller von Rang und Ansehen setzen, die ihre Gedanken der Sprache oder die Sprache den Gedanken auf so eigne Art anpassen, so gibt es nothwendig im Kleinen und Großen beträchtliche Phänomene.

Die Materie über die ich schreibe, daß die Sprache Werkzeug, Inhalt und gewissermaßen Zuschnitt der Wissenschaften sey, ist so unermeßlich selbst in einem Plane der nichts mehr als Gesichtspunkte hinzeichnen will, daß mich dünkt, mit allem was ich gesagt, noch nichts von dem gesagt zu haben was ich sagen wollte. Ich breche also ab, und eile zu einem Buche, das dem Titel nach alle meine Lücken vollfüllen, und mehr sagen muß als was ich sagen durfte. Es ist die gekrönte Preisschrift:

„Wiefern haben Sprachen einen Einfluß auf Meinungen, und Meinungen auf Sprachen?“

Und da ein Sprachverständiger, der den Orient und Occident kennet, der sin so manchen Sprachhypothesen einen philosophischen und dichterischen Kopf bewiesen, und überdem vor vielen andern seiner Zeitgenossen den Vorzug hat daß er gleichsam von Grund aus und auf eignem Boden philosophiren kann, er sey wo er wolle — da dieser der Verfasser ist, so darf ich nur getrost auf seine Abhandlung herunterschreiben, was Thucydides selbst in seine Geschichte schrieb, daß sie mehr als ein leeres ἀγώνισμα, sie solle seyn: κτῆμα ἐς ἀεί. — Ich lese also mit durstiger Seele. [1]

4.

Und habe viel getrunken ohne doch im geringsten meinen Durst zu löschen. Der Verfasser sagt viel gutes, und nichts vollständig. Die Anmerkungen und Hauptsätze sind meistens ziemlich bekannt; die Aufgabe selbst weder genau genug bestimmt, noch natürlich genug zerfällt, noch vollständig und aus voller Brust beantwortet. Er schielt immer auf Ideen die ihm geläufig sind, und vielleicht werden mehrere Leser seyn denen in der ganzen Schrift nichts so schätzbar ist als — die Beispiele, und diese selbst mehr ihres anderweitigen Inhalts, als der Wirkung wegen, die sie hier zu ihrer Absicht thun können. Ueberall wo er über einzelne Exempel philosophirt, ist er auf seiner Stelle; in den Hauptsätzen, die das Gebäude selbst ausmachen, hören wir einen andern sprechen, der kleiner ist als Michaelis.

„Der Gesichtspunkt in welchem man eine Sache betrachtet, hat auf die Benennung einen Einfluß — nicht alle Meinungen fließen in die Sprache über; meistens nur die Meinungen des Volks — doch auch oft der Redner, der Philosophen, der Dichter und selbst geistvoller Privatpersonen" — dieß ist die Ausführung eines so großen und vielversprechenden Hauptstücks als die erste Section ist: vom Einfluß der Meinungen des Volks in

[1] De l'influence des opinions sur le langage etc. p. M Michaëlis.

die Sprache,[1] und nun geht's zu Beispielen, die lehrreich sind, aber die Sätze, hinter welchen sie stehen, immer bloß lassen. Sollte man nicht den Verfasser am Aermel zupfen und fragen: „wovon redest du? von der Sprache die gesprochen oder geschrieben wird? von der Sprache so wie sie erfunden wird, oder wie sie sich bildet, oder gebildet ist? von der natürlichen Prose des Mundes, oder von der Sprache innerhalb der wissenschaftlichen Werkstätten? von dem Naturell und Genie, oder von der Grammatik und dem Leisten der Sprache?" Alle diese Unterschiede sind verwirrt, ohne welche doch keiner seiner Sätze ganz wahr ist — und so müssen wir aus der ersten Section mit so nüchternem Herzen weg als wir kamen. Die zwote[2] soll von dem vortheilhaften Einfluß der Sprachen auf die Meinungen reden, und lehret uns „daß es reiche Etymologien gebe, die viel in sich schließen und aufbehalten; daß Namen oft Liebe oder Haß einflößen können; daß ein Reichthum an Kunst- und Naturnamen vortheilhaft sey;" nun steht noch ein Paragraph, wie ein da Capo hinten an, und die große Frage ist wieder beantwortet — beantwortet, ohne daß ein christlicher Mensch weiß was es denn recht sey das Vortheil bringe? Wem denn, rund gesagt, der Vortheil soll gebracht werden? Und worin, bestimmt geredet, der Vortheil bestehen soll? Aus dem Abschnitt selbst will ich diese Fragen nicht beantworten; denn sonst würde es scheinen als wenn Michaelis in einer Sprache nichts als Wortetymologien und Namenregister kenne; als wenn der Scharwerksdienst, dazu die Sprache aufgeboten wird, lediglich einem Professor auf der Akademie, vorzüglich seinem Lehrbuche zu statten kommen soll; und dann daß der Vortheil ein, ich weiß nicht was? sey, das sich nicht sagen läßt.

Es folgt ein Supplement,[3] das seinen Namen mit allem

[1] S. 7—11.
[2] S. 22—67.
[3] S. 68—73.

Rechte trägt, und die so schwere Aufgabe: „was für Vortheile hat die Sprache vor allen übrigen erdenklichen symbolischen Zeichen?“ mit so leichtem Herzen auflöset, als die folgende: was haben Völker und Sprachen für Vor- und Nachtheile gegen einander? mit Anstand und Artigkeit zerschnitten wird. Das zweite Supplement,[1] das eine wahre Polyglotte anmeldet, ist mir selbst in den zerstückten Anmerkungen, die es verräth, so willkommen gewesen daß ich derselben fast mit so vielem Verlangen entgegensehe als einer andern heiligen Polyglotte, zu der ganz Europa zusammenträgt.

Der dritte Abschnitt,[2] von den schädlichen Einflüssen einer Sprache auf die Meinungen, weiß alles unter folgende Hauptstücke zu ordnen: Reichthum und Ueberfluß, Vieldeutigkeit und Nebenideen, irrige Etymologien und willkürliche Schönheiten können schaden“ aber wem? und worin? — das frage man mich nicht; ich würde antworten müssen: den Meinungen und durch Meinungen — und nun weiß der Fragende eben so viel.

Auf den vierten[3] Abschnitt, der eine Universalmedicin enthält wider die Irrthümer zu denen eine Sprache leiten kann — ein Project zu Aufbewahrung nützlicher Sachen in einem Glase Sprachengeist — ein noch bewährteres zu Verbesserung der Sprachen — und dann das drohendste von allen, daß keine gelehrte Sprache zu erfinden möglich sey: über diesen Abschnitt will ich mich gar nicht einlassen, da ich weder ein Sprachendoctor, noch ein Mitglied der Zesischen Gesellschaft bin, noch auf eine gelehrte Sprache-Plane aussinne.

[1] S. 74—78.
[2] S. 79 2c.
[3] S. 140—176.

Ich bleibe bei meiner Materie, und bedaure daß der vorgegebene Satz mit seinen vieldeutigen Worten: Sprache, Meinung, Einfluß, Vortheil, Nachtheil dem Verfasser Anlaß gegeben, durch sein Exempel es zu zeigen wie viel schädlichen Einfluß die Unbestimmtheit einer Sprache in die Gedankenreihe dessen haben könne der ein solches Thema wie einen Kanzeltext ansieht, über den sich desto erbaulicher sprechen läßt, je vieldeutiger die Worte desselben zu allen sieben Nutzanwendungen sind. — Die abenteuerlichen Kreuzzüge des Philologen liefern in ihrem ersten Versuch einen Plan, wie die vorgelegte Frage nach dem Sinne des Philologen hätte beantwortet werden sollen. Der Plan sagt viel, so wenig die Literatur-Briefe [1] in ihm fanden, die mit ein paar Nußschaalen davonliefen, und den Kern liegen ließen; er sagt mehr als die umständliche Beurtheilung der Preisschrift [2] in den Briefen selbst, die ebenfalls, so wie der Verfasser, bei Beispielen und Ausschweifungen ihr summum bonum findet; er sagt endlich so viel daß die Ausführung desselben des Kranzes des Apollo selbst würdig wäre.

5.

Um der Schwäche meiner Augen willen könnte ich die Frage bloß aus den drei Punkten ansehen die ich zum voraus abgesteckt, und hoffe daß sich aus ihnen, wie in der Meßkunst, aus drei gegebenen Punkten ein Mittelpunkt finden, und durch sie ein Cirkel beschreiben ließe. Ich würde also die Sprache als das Werkzeug, den Inhalt und die Form menschlicher Gedanken ansehen und fragen:

Wenn das menschliche Denken meistens symbolisch ist, ja wenn wir meistens mit, in und oft nach der Sprache denken; was gibt dieß der menschlichen Kenntniß überhaupt für Umriß, Gestalt

[1] Lit. Br. Th. 15. S. 176.
[2] Lit. Br. Th. 4. S. 366.

und Schranken? Und auf der andern Seite: wie kann man über den Ursprung und die Beschaffenheit einer Sprache philosophiren, wenn man die Kräfte menschlicher Gedanken und Bezeichnung gemeinschaftlich wirken läßt, um sich ein Werkzeug, eine Hülle und eine sichtbare Gestalt zu bilden?

Wenn man nun diese abgezogenen Ideen unter die Menschen führet, und sich ein Volk gedenkt das sich seine Sprache bildet: welche Natur muß dieß wieder der Sprache geben daß sie ein Werkzeug ihrer Organe, ein Werkzeug ihrer Gedankenwelt, und eine Form ihrer Art zu bezeichnen, kurz daß sie eine Nationalsprache werde? Und was entstehen für Aenderungen, wenn man eine solche werdende Sprache durch alle Tage ihrer Schöpfung begleitet?

Was muß es der Denkart für Form geben daß sie sich in, mit und durch eine Sprache bildet, da wir jetzt durch das Sprechen denken lernen? Und wie kann man also die populäre Denkart des gemeinen Mannes in seiner Sprache, sowohl der Materie als der Bildung nach, aufsuchen?

Lassen sich nicht einige Schattenlinien ziehen: wie die Denkart des Volks mit der gelehrten Denkart neben und in einander laufe? wie beide auch die Sprache ändern müssen, nachdem sie sich vermischen, und im einen oder andern Gebiet zusammen wohnen?

Was gibt die Denkart und Sprache des Volks dem Philosophen, Dichter und Redner, was für Maße zu bearbeiten, für Vorrath, auf seine Art anzulegen, und für Instrumente, zu seinen Zwecken zu brauchen? Was hat dieß für Vortheile und Nachtheile für die Weisen und den Schüler des Volks? was für gegen einander stoßende Vor- und Nachtheile für Dichter und Philosophen? für das Publicum, das da lieset und spricht?

Was hat in jedem Theil der Wissenschaften die Sprache für gute und schädliche Einflüsse gehabt? Wie hat sie diesen Vorrath

geliefert? jenem Zwang aufgelegt? hier Mißgestalten geboren? dort Wahrheit und Schönheit zur Welt gebracht? In diesem Gebiet der Gelehrsamkeit Wahrheiten, dort Irrthümer verjähret?

Wie hat der Geist der Literatur sich nach den verschiedenen Sprachen geändert, in die er eingetreten? Was nahm er aus allen den Oertern und Gegenden mit die er verließ? Was nahm er von dem an was er vor sich fand? Und was entstand für ein Ding aus der Vermischung und Gährung so verschiedener Materie?

Wie haben die vornehmsten Völker in dem Lande der Literatur ihre Sprache als Werkzeug schon gebildet? Worin ist dieß und jenes Volk einem andern vorgekommen, und einem dritten nachgeblieben, weil es sein Werkzeug so bequem fand, oder zu machen wußte — weil die Form und das Materielle der Sprache diesen und jenen Zwecken entsprach, oder widerstrebte? In welcher dieser gelehrten Sprachen ruht das meiste an körperlichem Inhalt der Wissenschaften? Welche ist als Werkzeug die bequemste für diese und keine andere Gattung der Literatur? Und was haben verschiedene Sprachen, die sich bloß neben einander bildeten, von einander angenommen? — — — — — — — — — — — —

Ich kann noch lange schöpfen, ehe sich in dieser reichen Quelle — nicht auf den Boden sehen, sondern nur eine kleine Abnahme merken ließe. Je mehr man schöpft, um desto mehr macht man neuem Zustrome Raum, der sich unter das schöpfende Gefäße drängt, und es mit Macht fortstößt. — Ich gebe also diese Arbeit der Danaiden auf, und wende das Gesagte auf meine Sprache an.

6.

Wir haben noch keinen sprachkundigen Philosophen gehabt, der auch nur einiges für unsere Sprache gethan hätte, was ich bisher über mehrere Sprachen gleichsam in die weite Welt geredet habe. Und wie ergötzend würde mir der Anblick seyn, einige von diesen Aufgaben untersucht und im einzelnen bestätigt zu sehen!

Wiefern hat die Sprache der Deutschen eine Harmonie mit ihrer Denkart? Wiefern ihre Sprache Eindrücke auf die Gestalt ihrer Literatur gemacht? Wie kann man es ihrer Mundart, von ihren Elementen, von ihrer Aussprache und Sylbenmaßen an, bis zu dem ganzen Naturell derselben, ankennen daß sie unter dem deutschen Himmel gebildet worden, um unter demselben zu wohnen, und zu wirken?

Wie viel kann man in ihr aus der Welt von Umständen und Begebenheiten erklären, so daß der eigenthümliche Inhalt derselben von ihrer Denk- und Lebensart gesammlet wurde? Wie manches läßt sich von der Etymologie einzelner Wörter bis zum ganzen Bau der Schreibart aus den Gesichtspunkten bestimmen die ihnen eigen waren, so daß die Regeln der Sprachlehre mit den Grundstrichen ihres Charakters parallel laufen, und das ganze große Geheimniß des deutschen Idiotismus ein Spiegel der Nation ist?

Welche Revolutionen hat die deutsche Sprache theils in ihrer eigenen Natur, theils durch die Zumischung fremder Sprachen und Denkarten erfahren müssen, daß sich ihr Geist wandelte, wenn gleich ihr Körper derselbe blieb?

Wie voll fremder Colonien insonderheit die gelehrte Sprache ist, die deutsche Tracht, deutsches Bürgerrecht und deutsche Sitten angenommen haben? Wie viel fremde Aeste auf den Stamm unserer Literatur gepfropft sind — wie sie auf demselben wo nicht ausgeartet, so doch verartet, und oft veredelt sind?

Wie weit ist die Sprache als Werkzeug der Literatur, wenn man sie mit andern Nationen vor und neben uns vergleichet? Wie weit als Werkzeug der Literatur, sofern sie verschiedenen Gattungen angemessen wird — wie weit für den Dichter? den Prosaisten? den Weltweisen? Wie weit als Werkzeug der Literatur, sofern sie zu verschiedenen Zwecken arbeiten soll? Wie weit im Bücherstyl?

In der Sprache des Umgangs? Wie weit, um sich lesen, hören, lernen, declamiren und singen zu lassen?

„Was liegen in ihr für Schätze von Gedanken, für rohe Massen zu Gestalten, für ungebrauchte Formen zu neuen Schreibarten? Was hat sie für eigene Landesproducte der Literatur aufzuzeigen, die in ihr geboren, genähret oder vollendet sind?

„Welche Höhe hat sie erstiegen? Wer hat ihr dahin aufgeholfen? Welche Höhe hat sie zu ersteigen? Und auf der andern Seite, worin muß sich gegentheils die andere Wagschale wieder neigen?" —

Freilich große Aufgaben! denn das Was? und Wie? und Wiefern? fordert nicht bloß allgemeine im Traum gesagte Behauptungen: daß wohl an dem allem so etwas daran seyn könne; „sondern genaue Bestimmung" — Beispiele, die jedesmal das Allgemeine in einzelnen Fällen zeigen — Beweise, aus der Natur, aus der Geschichte dieser und aus der Natur und Geschichte anderer Sprachen genommen — philosophische Beobachtungen, die sich in Grundsätze von selbst zu verwandeln scheinen.

Der ganzen Nation wäre ein solches Buch ein Schatz, ein Schatz für ihre ganze Literatur. Denn der Genius, der über die Wissenschaften eines Volks wachet, ist zugleich der Schutzgott der Sprache desselben.

7.

Wo ist der Mann unseres Volks, der ihm dieß Opfer bringe? der uns, so wie Minerva dem Diomedes den Nebel von den Augen nahm, damit er Götter und Menschen unterscheiden könnte, uns die myopische Finsterniß und den Nebel von Vorurtheilen wegnehme, der uns in den meisten Fällen noch auf den Augen liegt? der uns lehre wie wir diesem Gott unsrer Sprache opfern sollen? — Ich warte auf die Erscheinung dieses Tages, wie beim Plato Alcibiades auf den wartete der ihn über Götter und Götterdienst erleuchten sollte. Und so ahme ich auch der Bescheidenheit dieses

griechischen Jünglinges nach, da er sich mit seinem Kranze nicht in den Tempel des Gottes wagen wollte, ehe diese Erscheinung käme. Auch ich hatte ein kleines Gebund Sprachanmerkungen in einen Kranz geflochten, den ich dem Genius unsrer Literatur opfern wollte; ich warte aber vor dem Tempel auf einen Sokrates, und wenn er mich statt des Gottes unterrichtet, so sey ihm, als meinem Apollo, der Kranz heilig.

Hier sind also statt eines baufälligen Systems, mit dem die Deutschen nur gemeiniglich zu früh anfangen, hier sind abgebrochene Fragmente, die nichts ganz liefern wollen: Füllsteine, die gut genug sind, solange man noch nicht an ein Gebäude denken darf. — Oder damit ich mit meinem vorigen Bilde schließe: hier ist eine Hand voll Blumen, in verschiedenen Feldern unsrer Sprache gesammlet — spielend und im Vorbeigehen gesammlet; nicht mit bebrillter Nase gesucht, nicht mit gebücktem blutrothen Gesicht zusammengestoppelt — auf freiem Spaziergange lachten sie mich an, boten sich meiner Hand dar, und ich brach sie. Andere, Michaelis, Klopstock, Abbt, Sulzer, Oest, Ramler, Breitinger, Bodmer, die Literaturbriefe und wer weiß mehr? sind vor mir auf dieser Blumenlese gewesen: ich lese ihnen nach, ohne daß ich mich umsehe wer hinter mir sey.

II.

Eine Sprache, die sich in Grammatik und Naturell, und also an Leib und Seele, von den nachbarlichen Sprachen ringsum kenntlich unterscheidet; die bei aller Dunkelheit ihres Ursprunges und Geschlechts doch unstreitig gegen ihre Stiefschwestern und Stieftöchter ein Glied in dem Geschlechtsbaume einnimmt das Achtung fordert; eine Sprache, die, so wie sie ist, nach allen von ihr losgeschnittenen und verpflanzten Aesten, mit allen in sie gepfropften

fremden Zweigen, doch als ein selbstgewachsener Stamm dastehet, verletzt, aber doch nicht zerstückt von rohen Händen; die wie ein alter Tempel erscheint, von der Nation, nach dem Urbilde ihres Geistes, aus Materialien ihrer eigenen Stein- und Thongruben errichtet, geräumig genug die Nation zu fassen, und dauerhaft genug um ihr ewiges Denkmal zu seyn — eine Sprache, die dieß ist, wäre die nicht, noch nach allen Revolutionen, eine ursprüngliche, eigenthümliche Nationalsprache? Ist sie es nicht, so kann es sicherlich keine von allen jetzt lebenden, gelehrten Sprachen heißen. Ist eine, so ist es unsere deutsche.

Man betrachte ihr körperliches Gebäude von der Mechanik einzelner Glieder bis zur Bauart und Gestalt des Ganzen; man lerne in den Geist sehen der sie gestaltet hat, der sie belebt und bewegt, so erblickt man ein Geschöpf eigener Art, das Aehnlichkeiten mit andern, aber das Urbild in sich selbst hat. Man gehe, so weit man kann, auf die Würde ihrer Ahnen zurück; ungeachtet aller Völkerwanderungen und mancherlei Schicksale der Familien wird man in ihr das ächte Geblüt der Väter finden. Mit ihren Nachbarinnen verglichen erscheint sie wie ein festes Land, das, mit Meeren und schwimmenden Inseln umgeben, auf seiner Wurzel sicher ruht. Mit der Natur ihrer Eigenthümer verglichen, ist sie ein gothischer Palast für eine gothische Nation, für den Ehrennamen tapferer Barbaren, eine barbarische Sprache.

Können wir uns also nicht für αὐτόχθονες ausgeben, die aus eigenem Grund und Boden hervorgewachsen, unvermischt mit andern, und älter als der Mond sind, so wollen wir uns doch derselben als eines Eigenthumes rühmen und mit patriotischem Stolze Idioten seyn, nach der griechischen Bedeutung dieses Wortes.

1.

„Unsere Sprache habe wegen der überhäuften Consonanten etwas barbarisches an sich" — so reden unsere weichen Nachbarn,

und dünken sich mit ihrer schlüpfenden Mundart groß, die wegen der öftern Elisionen, wegen der vielen unnützen Wörter, die halb verschluckt werden, wegen der überall gleitenden Fortschiebung der Töne — keinen gewissen Tritt hat. Laß es seyn daß man es unsrer Mundart anhöre, sie sey unter einem nordischen Himmel gebildet; laß es seyn daß unsere härtlichen Sprachwerkzeuge auf ihre langsame Art Sylben hervorarbeiten, die andern Völkern nicht so geläufig sind; ist dieß uns zum Nachtheile? Eben dieß gibt unserer Sprache einen abgemessenen sicheren Ton, einen vollen Klang, den vernehmlichen festen Schritt, der nie über und über stürzt, sondern mit Anstand schreitet, wie ein Deutscher. Ein horchendes Ohr wird uns auch in der Sprache an dem Rauschen unserer Füße, und an dem unübereilten Tact unsrer Tritte erkennen, und hören: wer wir sind?

Nun sind wir freilich keine Griechen, deren Sprache, Sang und Klang, wie ein Saitenspiel in dem reinen Aether des hohen Olymps; gegen sie mag die unsere wie eine Flöte unter einem dickern und niederern Himmel dumpfer tönen. Nur wollen wir auch keine Griechen seyn, und die um uns wohnen, sind gegen jene gestellt dem Lande ihrer Antipoden näher als wir. Dünkt mich recht, so stehen wie gegen unsere Nachbarn in einer glücklichen abgewogenen Mitte, so daß wir nicht wie die sarmatischen Völker die Worte herausröcheln, noch wie die Seenationen in heiserm Tone dämmern, noch wie unsere sybaritischen Nachbarn die Worte mehr hervorglitschen, noch wie die Britten mit verschlucktem Tone und oft ohne Lippen reden. Unsere Sprache ist stark und zurückprallend, nicht aber rauh und unaussprechlich; tapfer, wie das Volk das sie spricht, und nur Weichlingen furchtbar und schrecklich; nicht unwirthbar gegen Fremde, aber Landstreichern oder zu entlegenen Nationen unfreundlich anzuschauen.

Es sey also daß ein Römer unsere Sprache schildern würde,

wie Tacitus unser Land: **informem terris, asperam coelo, tristem cultu adspectuque** — wenn er sie näher kennete, würde er einen Bardengesang in ihr finden, der bei seinem rauhen Tone, bei seinem dumpfen Laut, bei seinem vollen und schweren zurückprallenden Schalle das Lob verdienet: **nec tam voces illac, quam *virtutis concentus* videntur.** Und was dürfen wir uns unsrer Consonanten schämen, wenn sie Concente der Tapferkeit sind, um Götter und Stammväter unsers Volks, Helden und Erretter der Nation zu preisen, Schlacht- und Siegeslieder andern Völkern unnachgesungen zu singen. —

Damit sich aber unsere Laute nicht unter diese gehäuften Consonanten verlören, haben wir mehr Doppellauter und stärkere Vocale, — zwar wieder nicht als die Griechen, aber gewiß als unsere Nebensprachen. Wir verlieren viel daß wir die hohen Doppellauter des dorischen Dialekts zum Theil entbehren, und die dorischen Provinzen Deutschlands lassen diese Fülle hören, selbst wo sie sich im Lesen nicht sehen läßt; aber noch mehr verlieren die Franzosen, wenn sie unsere wenigen Doppellauter von Ai bis Au in ihrer Sprache entbehren, wie sich hier über einzelne Stücke manches sagen ließe, wenn man sich zur Grammatik herablassen wollte. — Möchte nur die dorische offene Fülle, welcher wir uns in einer hohen Declamation entfernt nähern, auch in das Innere unserer Sprache so viel Einfluß haben, als sie bei den Griechen desto vollere Blüthen in die Schriftsteller ihres Dialekts einwebte. Möchte auch bei uns in dem männlichen Ton der Ode, in starken Monologen des Trauerspiels, und in den vollen Chören des Gesanges; oder auch nur in nachdrucksvollen Lehrgedichten, und in einer gesetzten edlen Prose die Sprache zu hören seyn, die im Pindar und Theokrit, in den dorischen und äolischen Schriftstellern

wie Kalliopens Tuba tönet. —

So wollten wir gegen alle pfeifenden Troglodyten und viele schnat-

ternde Gänse des Capitoliums das laut sagen was wir bisher noch sehr unter uns sagen müssen: „ihr sprechet: meine Sprache schände mich; sehet zu daß ihr nicht die eurige schändet!" wie einst der königliche Scythe Anacharsis sein Vaterland vertheidigte. — Hier ließe sich mit den veränderten Worten eines Dichters sagen:

Wenn du noch andre fürchtest, o Sohn Teutons,
Als die von Athen, so gehören dir Klopstock,
Haller nicht an; Gleim und alle nicht an
Denen ums Grab Lorber einst weht.

2.

Wir zählen nur fünf Selbstlauter; allein zwischen ihnen sind nach der allmählich veränderten Bewegung der Redewerkzeuge noch so viel Laute einzuschieben daß es gleichsam eine ganze Reihe von Vocalen gibt, wo einer mit dem andern zusammenfließt, und sich in denselben zu verlieren scheint. Unsere Sprache hat diese zusammenhangende Reihe ziemlich vollständig: sie spricht ihre Selbstlauter mit so verschiedener Höhe und Tiefe, Länge und Kürze aus, daß ihr dem Klange nach (ich rede nicht vom Schreiben) wenig Mittelglieder zwischen diesen Hauptvocalen fehlen werden, selbst bis auf das η der Griechen, und einige Nasenlaute der Franzosen. Diese Mannichfaltigkeit von einfachen Tönen, für die wir lange nicht Zeichen genug haben, gibt der lebenden Aussprache so viel Polytonie, so viel Abwechselung des Klanges, daß das stolze und eigensinnige Ohr weit seltener den Vocal wieder kommen höret, als das Auge, das schon übersehender ist, ihn nach unserer mangelhaften Orthographie wiederkommen siehet. So werden die ungeheuren Verbindungen unserer Consonanten auch durch diese feinen Auf- und Abstufungen der Vocale, die das Gehör so bald bemerket, gemildert, und da der Vocal die ganze Sylbe beleben muß, so bekommt durch diese Menge von Zwischenlautern die Rede mehr Abwechselung, die der barbarischen Monotonie begegnet.

Ich würde noch weiter gehen, und bemerken daß unsere Sprache eben den Vocalen die meisten Modificationen gebe, die wir zur Milderung der rauhen Töne, zur Linderung starker Consonante, zur Biegsamkeit der Rede am nöthigsten haben: nämlich bei E und I, die wir so oft und verschieden aussprechen, daß sie statt vieler gerechnet werden können. Statt so vieler, daß unsere mit Zeichen sparsame Schreibart nicht weiß sie hinzustellen, und sie bald zu Doppellautern macht, die keine Doppellauter sind (ä, ee und ie), bald neue Buchstaben dazu nimmt, die den Mangel ersetzen sollen, wie eh, ih, und doch überläßt sie der lebenden Aussprache noch immer zu viel. Die deutschen Jonier sprechen daher das milde j aus, wo sie es nicht sprechen sollten, im ü, und bei den Griechen ist das υ vermuthlich noch eine feine Stufe zwischen i und ü gewesen, die unsere schwerere Zunge nicht treffen kann. So lindern also auch die häufigen sanften Vocale.

Ferner: wir haben mehr Hauche in unserer Sprache, und die Aspiration gehört so sehr zum Lieblichen der Rede, als der Seufzer zu den zärtlichen Worten des Liebhabers; sie ist wie ein West, der einen wollüstigen Tag kühlet, hier den Blumen schmeichelt, dort duftende Blüthen verweht, dort angenehm durch die Saaten rauscht, und hier den Liebling zum Kuß anglühet; — lauter Wörter, die sich selbst sanft forthauchen, und so gehet in unsrer Sprache die lieblichen, zärtlichen, angenehmen Wörter durch, sie empfehlen sich alle durch ein sanftes h oder ch, das uns die rauhern Völker so übel nachsprechen können, die das H, wie z. E. die Russen, in ein scharfes G, das weiche ch, in ein rauhes cch, fast wie das Ain der Hebräer ausstoßen müssen. Daher ist das H bei einigen Völkern das Schibolet, woran man kennen kann daß sie geborne Gergeneser sind; und die Letten sprechen z. E. Immel und Eute (statt Himmel und Heute) wie andere Völker. — Das H ist überhaupt die Gränze zwischen Laut und Mitlauter; es gibt,

nach Gellius Bemerkung, dem Worte Haltung, und dem Schalle Munterkeit; es nimmt dem Vocal etwas vom Laute, und gibt dem Mitlauter etwas dazu; es verhindert die gar zu große Oeffnung des Mundes bei den Vocalen, und die Zerrung bei den Consonanten; daher die Griechen, die die Hauche (Spiritus) bei ihrer Sprache so sehr brauchten, um insonderheit das Ypsilon fortzustoßen, im physischen Verstande den Ausspruch des Horaz verdienen:

— Grajis dedit ore rotundo
Musa loqui.

Und doch reicht die griechische Sprache hierin nicht an die morgenländischen, deren Aspirationen (z. E. bei den Hebräern das א, ה, ח und ע) kaum mehr zu bestimmen sind. Die Römer, die ihre Sprache so griechisch als möglich machen wollten, nahmen daher aus ihr auch die Hauche auf, um ihre alte Mundart zu mildern. Quintilian führt an, seine Alten haben aedus, ircus (statt haedus, hircus) gesprochen; aus dem Griechischen aber habe man das H dazu genommen. Ja, wenn man das Catullische Epigramma kennet, das über hinsidias und hionios (statt insidias und ionios) spottet, so weiß man, daß die Kleinmeister vom lieblichen Ton ihn endlich zu allgemein auch bei den sanften Vocalen, die ihn nicht nöthig hatten, machen wollten. Cicero ärgert sich daß er dem Volke zu gefallen pulcher und triumphus, statt pulcer und triumpus aussprechen müßte, und Quintilian noch mehr, daß man schon ausschweifte, um chorona und praecho zu schreiben. [1] Die nördlichen Völker verschlingen die Aspiration der

[1] Hier im Vorbeigehen eine kleine Schulanmerkung, die unserer neuen Orthographie nöthig ist. Die Alten hatten sich so in das H verliebt, daß sie es gerne sprachen, selbst wo sie es nicht schreiben durften, und auch nicht schrieben. Uns Neuern ist so wenig an diesem musikalischen Buchstaben gelegen, daß wir ihn im Schreiben so gern wegwerfen, da wo wir ihn doch nothwendig, und insonderheit bei einsylbigen Wörtern sehr unterscheidend sprechen müssen. Die Orthographie des Denso und vieler andern ist mir

Kehle durch den starken Gebrauch der Zunge, Lippen und des Gaumens, und da sie die lateinischen Länder überschwemmten, so fanden sie das H unaussprechlich. Es verlor sich also aus der italienischen und meistens auch aus der französischen Sprache, in welcher das Wort Hauch selbst nach allen Elementen ein Fremdling ist. Unserer deutschen Sprache, als einer Originalmundart, blieb es, und mildert also recht sehr ihre Barbarei der Consonanten, so wie Kinder, die sprechen lernen, sich die schweren Vocale erleichtern, daß sie dieselben forthauchen [1]

So habe also unsere Sprache auch in ihren Elementen das Gothische, das sie in ihren Buchstaben hat; auch hier ist mir dasselbe eben nicht so zuwider; dort aber ist es von anderer Beschaffenheit und Nutzbarkeit. In den Elementen ist es nämlich Genius der Sprache, Eigenthümliches der Mundart, Charakter der Nation. Wolle uns also niemand das rauben was Nationalschriftstellern zur Stütze und Würde seyn kann.

Natürlich wendet sich die Rede vom Sylbenbau zum Sylbenmaße; und die Frage ist: welche Sylbenmaße sind — nicht unserer Sprache möglich; sondern natürlich? Natürlich? und wie ist das zu sehen? Entweder aus der Natur der Sprache, oder aus Versuchen. Aus dem ersten Gesichtspunkt merke man:

also unausstehlich: die bewonen, Lon, Son schreiben. Bald wird man also auch geen (statt gehen), aben statt haben, und An statt Hahn schreiben. Schade für unsere Sprache, wenn man zwei Menschenalter nach uns so spricht, als diese Sprachenverderber schreiben.

[1] Noch eins, wenn es an diesen Ort gehörte. Wenn unsere Sprache so stark an Consonanten und Doppellautern ist, so wird sie damit ungleich mehrerer Wortformen fähig als andere weichere Sprachen, wie Lambert einige dieser Vortheile berechnet. — Allein, wie gesagt, thut dieser Vortheil nichts zu meinem Zweck, und ist mehr zur Speculation, als zur wirklichen Bequemlichkeit, so wie die unsere auch hierin von bessern Vorzügen anderer Sprachen übertroffen wird.

Nach Lowths Bemerkung ist selbst die hebräische Sprache zu feurig und in ihren Formen zu einfach, als daß sie so einem abgemessenen polymetrischen Numerus, als die Griechen nachher hatten, sich hätte bequemen können. Und trifft nicht das Gegentheil auf unsere Sprache vielleicht? Viel zu volltönig und in ihren Formen zu zerstückt und zusammengesetzt, als daß sie sich dem polymetrischen Numerus bequemen könnte. Jene und unsere halten beide Extreme, nur beide entfernen sich von der Mitte.

Zu volltönig, da die Sprache der Griechen hochtönend war, und außer langen und kurzen auch hohe und niedrige Accente hatte; einen Unterschied den wir entbehren, aber für Hexameter nicht entbehren können, denn bei unserm niedrigen vollen Accent erhöhet man sich wenig zum Dactylus, ohne einsylbige Wörter als Flickwörter in der Rhythmik nöthig zu haben. Wie kann die Sprache aber polymetrisch seyn, die eigentlich nur zu Jamben und Trochäen eine Höhe und Tiefe hat; die sich selten in Spondäen erhalten kann, weil sie diese nicht mit den kurzen Sylben zu compensiren weiß?

Zu zerstückt in ihren Formen: dieß zeigen die vielen einsylbigen Wörter, und unsere ganze Flexion. Unser ganze Periode bekommt also, da die meisten dieser Wörter lang sind, was steifes, oder prosaisches. Woher aber sind diese Einsylbigen lang? Weil unsere volltönige Sprache, die die höheren Accente entbehrt, sie durch mehrere ersetzen muß, so fallen theils die Griechischen ἄτονα im Deutschen fort, die den Ton auf die vorhergehende Sylbe schoben; theils fallen die Lateinischen ancipites weg, die den Ton, der nach einem hohen folgte, ungewiß lassen konnten. Unsere Sprache mag in der Wendung des Perioden noch so biegsam seyn, ihre Bestandtheile kann sie doch nicht ändern, und selbst unsere Väter im poetischen Zeitalter ähnlicher Sprachen, die Scalden, sie haben nie auf griechische Art polymetrisch gesungen; und weit weniger wir,

zu einer Zeit da die Accente des Sprechens sich kaum zu erheben scheinen.

Hiezu setze man nun noch Versuche; nicht in erzwungenen, sondern in einem freien Sylbenmaß, um zu sehen was für Füße am meisten in unserer Sprache liegen? Ob, wenn man den Gedanken den Zügel läßt, man Pindarische Oden und tragische Chöre erblicken werde, oder einförmigere Cadenzen? Und ich glaube alsdann: tanzt unser Deutsches nicht einmal nach griechischen Sylbenmaßen ungebunden, wie viel minder, wenn es in metrischen Fesseln so tanzen muß.

Ramler that dieß in einer andern Absicht: er lösete die Prose Geßners und Eberts in ihre natürlichen Sylbenmaße auf, um den Wohlklang zu zeigen. Vielleicht hätte er feurigere Stellen zergliedern sollen, die nicht mehr gelesen, sondern declamirt werden müssen, um alsdann gewiß mehr als prosaische Harmonie zu entdecken — und ich glaube, wenn man dieß thut, so wird man immer weniger polymetrisches finden, als man zu finden glaubt.

Ich darf nicht mehr versuchen, es hat es ein andrer gethan Klopstock hat „seine poetischen Empfindungen so frei ausgedrückt, daß sie sich selbst in symmetrische Zeilen geordnet zu haben scheinen, die voller Wohlklang sind, aber kein bestimmtes Sylbenmaß haben.“ Er hebt am Fest der Souveränität in Dänemark an:

Weht sanft, auf ihren Grüften, ihr Winde!
Und hat ein unwissender Arm
Der Patrioten Staub wo ausgegraben,
Verweht ihn nicht!

Veracht ihn, Leyer, wer sie nicht ehrt,

Und stammt er auch aus altem Heldenstamme,

Veracht ihn!

Sie haben uns der hundertköpfigen Herrschsucht entrissen

Und einen König gegeben.

Man setze dieß fort: Spondäen, Trochäen und Jamben wird jeder antreffen; Dactylen — nur in Participien und wenig andern Wörtern; und zu den übrigen vielsylbigen Tritten sind unsere einsylbigen Wörter wirklich zu unbestimmt und prosaisch. Ich glaube also auch in den unserer Sprache natürlichen Sylbenmaßen einen steifen und festen Tritt zu hören, ohne zu gaukeln und zu springen.

4.

Doch genug von diesen grammatischen Schwierigkeiten, die einem Genie immer verdrießlich seyn müssen. Um vielleicht einige solche verdrießliche Genies zu versöhnen, setze ich folgende Anmerkung dazu, von der ich wünsche angewandt zu werden.

Das Klopstockische angeführte Sylbenmaß soll dazu Gelegenheit geben. Bei dem ersten Anblick sogleich schien es mir sehr ähnlich zu seyn mit dem Numerus der Hebräer, soviel wir von ihm wissen, und mit dem Sylbenmaß der Barden. Ich sahe daß es Klopstock, einem Meister in der deutschen Sprache, oft sehr wohl, und seinen Nachahmern meistens elend gelungen. Ich wußte nicht ob diese neue glückliche Versart nicht eher die natürlichste und ursprünglichste Poesie [1] genannt werden könnte, „in alle kleinen Theile ihrer Perioden aufgelöset, deren jeden man als einen einzelnen Vers eines besonderen Sylbenmaßes betrachten könnte," statt daß ihn die

[1] Lit. Br. Th. 3. S. 103.

Literaturbriefe eine künstliche Prose nannten. Ich überließ mich meinen Gedanken, und glaubte endlich, daß dieß Sylbenmaß uns vielleicht von vielem Uebel erlösen, und viel Aufschluß und Bequemlichkeit bringen könnte. Man höre mich an.

Erstens! Hätten wir einen dithyrambischen Dichter, der wirklich von dem Blitzstrahle des Bacchus getroffen, trunken und begeistert tönen würde — natürlich wäre kein gefesseltes Sylbenmaß für ihn; er zerreißt es, wie Simson die Bastseile, als Zwirnsfäden. Allein diese Verse sind Pindarische Pfeile in der Hand des Starken, die, mit Pindar zu reden, bloß für die Mitverständigen klingen, dem großen Haufen der Ausleger aber wie eine dunkle Wolke scheinen. Unser mißglückter Dithyrambensänger kann dieser Bemerkung durch seinen Ikarischen Fall ein Gewicht beilegen. Und noch ein größeres unser göttliche Skalde, der seine Gesänge in die ganze Musik unserer Sprache auflöset, der seinem Sylbenmaß das Feierliche des Zeitalters gibt aus welchem er kommt, und allen Wohlklang des Aeons, in welchen er erwacht — ein Dichter, der in mehr als einer Absicht vielleicht größer werden kann als seine Zeit.

Zweitens: Die hohen Oden des Affects werden natürlich ihre Empfindungen auflösen, sie mögen in kurzem Odem jauchzen, oder donnern, oder seufzen und weinen. Dieß Sylbenmaß kann, nach jener scythischen Zeichensprache zu reden, wie ein Pfeil treffen, sich wie ein Adler aufschwingen, es kann die Sprache durchgraben, und sich wieder, ohne zu sinken, schwimmend erhalten. Wenn man manche deutsche Lehroden in ihrem gewöhnlichen Sylbenmaße ansieht, so sollte man beinahe denken daß das gewöhnliche Strophenmaß der Gränzstein eines Paragraphen seyn sollte. Das geht denn nun so hin, aber sollen diese Oden Affect singen — ein Gesang nach einer Kirchenmelodie.

Drittens: Die Gemälde der Einbildungskraft können ein gefesseltes Sylbenmaß nicht ertragen, ohne daß sie, oder das

Sylbenmaß leidet. Bei Pindar und Horaz läuft die Periode und das Gleichniß über die Strophe; bei den meisten deutschen Dichtern sind sie zahm genug, sich in die Strophe einzuschließen. Eine Karschin, die jetzt nichts weniger als den Perioden der Ode trifft, würde in diesem Sylbenmaße ihre ganze Phantasie ausschütten, und freilich auch allen unregelmäßigen Wust derselben. — Will man also Klopstocks poetische Stücke von dieser Art auch nicht Oden nennen — am Namen liegt nichts — so lasset es lyrische Gemälde seyn, zu denen die Griechen den Namen εἶδος hatten.

Ferner: Auf dem Orchester kann die musikalische Sprache in diesem Leitbande freier und sicherer gehen. Vornehmlich in den Recitativen, wo der Musicus „die Harmonie wieder zerstören muß, die dem Dichter so unsägliche Mühe gekostet hat, wo der prosaische Wohlklang entweder von dem musikalischen verschlungen wird, oder wohl gar durch die Collision leidet, und Wohlklang zu seyn aufhöret." In den Arien, wo ein Sylbenmaß seyn muß, können die rimes assonantes der Spanier den Reim ersetzen, und viele Freiheit dem Dichter verschaffen. Ramler in seiner musikalischen Idylle „der May," in der ihm die zwei Schwestern der Harmonie zur Seite gestanden, hat hier mehr gezeigt als ich sagen kann.

Und für das Theater? Es kann sich dieser Vers so prosaisch als möglich machen; und dieß ist in den ersten Auftritten nöthig, wo das Sylbenmaß oft unleidlich wird. Er kann sich aber auch hernach zum höchsten tragischen Affect erheben, und dem Brausen des Sturmes nachahmen, der im Virgil auf den Wogen reitet. Er kann die Theatergemälde beleben, die Diderot will, und kann die heftigen kurzen Doppelgespräche füllen, die die Alten auf ihren Bühnen so sehr liebten, und die bei uns so sehr ausarten (auch vielleicht des Sylbenmaßes wegen), daß bei Franzosen und ihren Nachahmern, den Deutschen, ein Wort, das den Vers unvermuthet schließen soll, aber oft durch einige gedehnte Verse deutlich genug zu

errathen gegeben wird, ein besonderes Kunststück ist. Das Ich oder Du, oder Nein! u. s. w., das alsdann so hergeschraubt wird, gehört in ein Epigramm, nicht in ein Trauerspiel.

Wenn nun in diesem Sylbenmaß so viel Schatz von Sprache, Leidenschaft, Einbildungskraft und Musik liegt, so muß es auch ein Muster der Declamation seyn. Lies eine hinkende deutsche Alcäische Ode, declamire sie gut, verbirg ihre Fehler, laß die Schönheiten des lebendigen Wohlklanges hören — es ist nicht mehr Alcäische Ode, es ist eine Sprache in diese Verse zerstückt. Höre einen Redner in seinem Feuer brausen, oder zerschmelzen, du wirst einige Fußstapfen dieser Abschnitte in seiner Declamation hören; höre einen Garrick in einem Selbstgespräche mit sich selbst kämpfen, fast unterliegen und dennoch siegen — sein Affect wird die Sprache auflösen; er wird einen Tact halten, der dich an das Kunststück der Alten erinnern wird, ihren Acteurs Noten und Ton mitzugeben.

Wie wäre es nun wenn dieß Sylbenmaß in den Oden die griechischen Verse, und in der Affectsprache die poetische Prose etwas einschränkte? Wenn ein Dithyrambendichter, ein Pindar, ein Barde unter uns in diesem Feierkleide sich sehen ließe? Wenn ein Deutscher Shakespear — oder wenigstens, wenn man den englischen Shakespear in dieser Tracht bei uns einführte, den wir jetzt, ungeachtet der Uebersetzung, noch so wenig kennen; wenn Ebert den poetischen Perioden Youngs mit alle seinem Colorit in dieß Sylbenmaß übertrüge. — Der Kunstrichter schreibt vor: Genies, ihr müßt die Regeln durch euer Exempel gültig machen.

5.

Der Sprung ist nur klein von einem Sylbenmaße das sich selbst seine Töne herzählt, zu einem andern das sich dieselben herzählen sollte. Man pflegt es das englische, brittische, Miltonische zu nennen; ich höre aber in demselben die unserer Sprache eigenthümliche Stärke so sehr, daß ich es in mancher Begeisterung

das deutsche zu nennen gewünscht habe. Kleist war in diesem Sylbenmaße Meister; er wußte in einigen kleinen Stücken weit mehr in dasselbe zu legen als andere darein gelegt hatten; bis endlich sein Cissides und Paches es in aller Abwechselung, Stärke und Malerei zeiget. Die beiden Trauerspiele, die Gleim in dasselbe mit aller Kunst eines Dichters versificirt hat, haben eben damit so viel am hohen theatralischen und fast heroischen Numerus gewonnen, als sie an kleinen lebhaften und rührenden Wendungen, die in die Prose eingewirkt waren, mögen verloren haben. Ueberhaupt scheinen mir Kleist und Gleim diesem Sylbenmaße vor andern eine gedrungene Kürze, die nicht in wilden Ueberfluß der Worte ausschießt; eine Abwechselung der Cadenzen und der Cäsur, die nicht in verworfenen Wortfügungen bestehet, und ein hohes Declamatorisches gegeben zu haben, das schwer zu erreichen ist. Vielleicht mag es seyn, daß selbst Klopstocks Salomo dieß Lesbare und Declamatorische nicht getroffen hat; und vielleicht daß unsern Schauspielern die Weissischen Trauerspiele am schwersten von der Zunge gehen müssen, die diesen Vers gewählt haben. Es fordert derselbe, so leicht er scheinen möchte, sehr viel von dem, der ihn schreibet und lieset, da hingegen der Alexandrinische Vers selbst mit seinem Reime nach Despreaux und Racine's Kunststücken weit leichter fällt, zu machen und zu sagen, zusammen und hervor zu zählen.

Allein jener hat auch an innerm Gehalte, an Abwechselung und Declamation so große Vorzüge, daß ich wünschte er möchte in heroischen Trauerspielen den unnatürlichen Alexandriner verdrängen, den wir aus keiner andern Ursache so theuer halten können, als weil wir ihn von den lieben Franzosen erbten, weil er den Schauspielern und den Autoren selbst die Arbeit erleichtert. Erleichtert, aber beiden zum Nachtheil: jenen, weil er sie einer einförmigen Declamation, die eine halbe Scansion heißen kann, oft wider Willen

nähert; diesen, weil er der wahren Affectsprache, einer lebendigen Erzählung und dem Dialog äußerst viel monotonischen und abgemessenen und zerschnittenen Zwang auflegt. Unter andern mag es also vielleicht auch daher gekommen seyn, daß die besten Versificatoren in diesem Styl, Schlegel, Cronegk und neuerlich Claudius, oft so sehr die Sprache der Leidenschaft, der Erzählung und der Unterredung verfehlen, als auf der andern Seite Lessing, und in affectvollen Stellen Weiße sich mit diesem Sylbenmaße nicht so recht vertragen können.

Sollte es gar seyn daß diese Doppelgeschöpfe von verketteten Alexandrinern mit Schuld wären an jener untheatralischen, undialogischen und monotonischen Sprache, die von beiden Seiten mit Lehrsprüchen, Sentenzen und Sentiments um sich wirft, und manche Scenen unserer besten Dichter verdirbt — wollen wir denn nicht einmal dem Vorurtheil entsagen: als sey diese Versart die natürlichste für unsere Sprache? — Und wollen wir nicht lieber die vorgeschlagenen Jamben wählen, die weit mehr Stärke, Fülle und Abwechselung in sich schließen, sich mehrern Denk- und Schreibarten anschmiegen, und ein hohes Ziel der Declamation werden können? Nur freilich werden sich dieselben, je mehr sie sich der Materie anschmiegen, je mehr auch freie Sprünge und Cadenzen erlauben; nicht sich beständig in Jamben jagen; nicht in einerlei Cäsuren verfolgen; nicht in einerlei Ausgängen auf die Hacken treten; nicht werden sie sich in das theatralische Sylbenmaß einkerkern, das Ramler in seinem Batteux vorzeichnet, um zu hinken, wenn die Region da ist hinken zu sollen. Wenn die Materie alles belebt und beweget, wenn das Sylbenmaß im Dialog zu plappern und zu fragen, zuvor zu kommen und hinein zu fallen weiß; wenn es einer hohen Declamation Töne und Ruhepunkte vorzählet, so wird es von selbst dem vorigen Klopstockischen Sylbenmaße an Freiheit und Vortheilen nahe kommen, doch aber, daß die Zügel-

losigkeit desselben in einigen Schranken gehet. — Es wird unserer Sprache zur Natur und zum Eigenthum werden, weil es Stärke mit Freiheit vereinigte; und am letzten würde uns selbst die englische Sprache, die in diesem Sylbenmaße schon so viel Schätze aufbewahret, etwas nachstehen müssen. Alsdann hieße es:

Deinen Gang auf dem Cothurn, Sophokles,
Tönet dir nach Jamb — Anapäst.

Was soll ich alle Sylbenmaße unserer besten Dichter durchgehen, mit der thörichten Anfrage: seyd ihr unserer Sprache natürlich? Sie sind da, glücklich da, und dieß ist mehr als genug. Indessen wird man bei den meisten, die gleichsam aus unserer Sprache selbst hervorgewachsen sind, eine monotonische Fülle, eine einfache Festigkeit nicht verkennen, die mein Ohr den Pomp wahrer Bardengesänge hören läßt.

Mehr als alle todte Proportion der Buchstaben und alle künstliche Structur der Sylbenmaße geben kann, gibt uns der lebende Wohllaut der in unserer Sprache liegt, und ihr das höchste Lob einer ursprünglichen Sprache gibt. Alle Wurzeln derselben, sie mögen Verba oder Nomina seyn, malen; sie lassen das Wesen und die Beschaffenheit der Sache im Klange hören; sie sind im lebendigen Anschauen derselben gebildet. Man laufe die Reihe dieser Klangworte durch, oder besser, man empfinde den Wohllaut derselben in unsern Dichtern, die nicht schrieben, sondern sangen, unter welchen ich Klopstock, Hagedorn, von Gerstenberg, und in seinen Cantaten auch Ramlern, besonders nenne; man gehe z. E. die Uebersetzung durch, die der letzte von Drydens Ode auf die Musik geliefert; alsdann erinnere man sich, wie weit Brockes und andere diesen lebendigen Wohlklang haben übertreiben können; und man wird, wie ich hoffe, nicht mehr an der malenden Musik zweifeln, die man überall in den tiefsten Fundgruben der Sprache, in ihren einfachsten Formen findet, aus welchen sie in die Zu-

sammensetzungen übergeht. Seligkeit und Wollust fühlet das Ohr, wenn es diesen Wohllaut seiner Sprache mit langen Zügen trinken kann, wenn es Macht und sanfte Schwäche, Süßigkeit und Würde, Langsamkeit und Schnelle, Geräusch und Stille, Bewegung und Anstand sich auch in Tönen vorbilden höret; wenn es alle diese Tonfarben in dem innern Bau der Wörter findet, ohne daß Dichter dieselbe einzwingen durften. Wahrlich! die schönsten und edelsten Klangworte unserer Sprache sind erschaffen, wie ein Silberton, der in einer reinen Himmelsluft auf einmal ganz hervortritt; sie wurden bei ihrer Geburt in das süße Meer des Wohllautes getaucht, und sind wie im lebendigen Gefühl der Sache gebildet. Wohl den Schriftstellern unter uns, die da schreiben als ob sie hörten, die da dichten als ob sie sängen.

Warum will sich kein Deutscher Dionysius, Hephästion und Vossius, in die schöpferische Höhle unserer Sprache wagen, um in ihr die Zaubermusik zu hören, die unsere Klangworte belebt? Und warum wagen sich nicht alle deutschen Dichter in dieselbe, um sich in diesen Zaubergesang einsingen zu lassen?

6.

Unsere Klangworte sind oft auch Machtworte: an diesen sind wir noch reich und stark; aber reicher und stärker gewesen. Wenn man an den ältesten Ueberbleibseln der deutschen Schreibart diese Macht und Herrlichkeit der alten Sprache unmöglich verkennen kann, wie kommt es denn daß man so wenig darauf gedacht hat sie wieder zu erobern? Wie kommt's daß ein Gottsched, bei aller Kenntniß altdeutscher Schriftsteller, von ihrer innern Stärke so wenig hat können ergriffen werden daß er es wenigstens unterlassen hätte unsere Sprache zu entnerven? Keine Partei hat in diesem Stück dem wahren Genie der deutschen Sprache so sehr geschadet als die Gottschedianer. Waren es nicht noch Schimpfwörter und pöbelhafte Ausdrücke, die man beibehielt? sonst wurde alles wässerig,

und eben, durch eine gedankenlose Schreibart und durch schlechte Uebersetzungen französischer Bücher. Man entmannte sie völlig, die schon durch den Weisischen, Talandrischen und Menantischen Styl wenig Mannheit behalten hatte, und es gilt von dieser Secte, die sich der deutschen Sprache mit Willen der irdischen, nicht der himmlischen Muse angenommen, was jener griechische König auf einen schwindsüchtigen und doch gefräßigen Bettler sagte:

Ἀμφοτέρους ἀδικεῖς, τὸν Πλουτέα, καὶ Φαέθοντα·
Τὸν μὲν, ἔτ' εἰσορόων, τὸν δ' ἀπολειπόμενος.

Wenn ein Gottsched altdeutsche Stücke in seine Sprache übersetzt, wo ist alle riesenmäßige Stärke aus ihnen geblieben? Entkräftet liegen sie da, und zerschlagen; weibisch keuchen sie, wie in ihrer letzten Noth.

Hätte der patriotische Bodmer auch kein anderes Verdienst um unsere Sprache, als daß er uns die Gedichte aus dem schwäbischen Zeitpunkte geliefert hätte, wie hoch hat man Ramlern und Lessingen ihren Logau angerechnet — und aus jenen ließe sich doch in Absicht auf die Sprache weit mehr lernen. Nur freilich sollte man sich auch mehr Mühe darüber gegeben haben die Machtwörter dieser Zeit zu zeigen, zu prüfen und kritisch einzuführen. Die Schweizer sind zu diesem rühmlichen Geschäfte die ersten; sie verstehen diese Wörter mehr als wir, weil sie den Kern der deutschen Sprache mehr unter sich erhalten haben. Sowie überhaupt in ihrem Lande sich die alten Moden und Gebräuche länger erhalten, da sie durch die Alpen und den helvetischen Nationalstolz von den Fremden getrennt sind, so ist ihre Sprache auch der alten deutschen Einfalt treuer geblieben. Sie haben unstreitig manches übertrieben; das Uebertriebene wird freilich durch den Harlekin am besten ausgedruckt; und ausgelacht hat man sie zur Gnüge; aber ihr Gutes ist noch zu wenig geprüft. Die Gottschedianer haben ihre Machtwörter so ziemlich in ihren Pasquillen gesammlet; jetzt

ist die Hitze des Streits verflogen, nun sollte man nicht mehr lachen, sondern prüfen, und ihnen nachfolgen. Innere Stärke kann man der Bodmerischen und Breitingerischen Kritik überall nicht absprechen, und man muß den ersten als einen Patriarchen ansehen, der ungemein viel dazu beitrug aus Griechenland und Britannien unsern Geschmack wieder zu stärken.

Selbst einige schlechte Uebersetzungen und Nachbildungen aus dem Griechischen und Englischen, die in der Schweiz erschienen, werden durch die innere Stärke ihrer Sprache noch manchmal leidlich, und die bessern Uebersetzungen daher sind doppelt schätzbar. Ich will, wenn ich Milton in seiner Sprache lese, noch immer lieber Bodmers als Zachariä's Uebersetzung nebenan halten; immer lieber Steinbrüchels holprichte Sprache lesen, wenn er uns mehr griechische Stücke nur etwas richtiger gäbe, als die süße Sprache des Grillo, der uns über Moschus und Bion divertirt. Man hat mich unrecht verstanden, wenn man in meiner vorigen Ausgabe einen ekelhaften Widerwillen finden will, mit dem ich den Schweizern, als ob sie eine eigene Nation wären, verächtlich begegnete. Eine Nation sind sie nicht, aber eine Provinz; und wie ich denke, kann ein Provincialgeschmack verschiedener Schriftsteller, welche Eingeborne, und anderer, die naturalisirte Nachahmer sind, ja gute und schlechte Seiten haben, und also in Gutem und Bösem gerügt werden, ohne der Nation schimpflich zu begegnen. So nahrhaft mir die Stärke der Schweizer in ihrer Sprache und Kritik wird, so darf ich deßwegen nicht gleich ihre Dichterei im Innern und Aeußern eben so begierig aufschlucken.

„Auch in der Sprache haben wir von Luthern noch lange nicht so viel gelernet als wir lernen könnten und sollten," so sagt ein Schriftsteller, [1] der bei seinen wenigen prosaischen Aufsätzen selbst ein Muster nachdrücklicher Prose geworden. Es ist Klopstock, der

[1] Nord. Auff. Th. 1. St. 26.

erste Dichter unseres Volks, der, sowie Alexander Macedonien, die deutsche Sprache seiner Zeit nothwendig für sich zu enge finden mußte; der sich also in ihr eine Schöpfersmacht anmaßte, diese zur Bewunderung ausübte, und zu noch größerer Bewunderung nicht übertrieb; ein Genie, das auch in der Sprache eine neue Zeit anfängt. So viel Galle seine Art des Ausdrucks bei dieser und jener Heerde mag erregt haben, so sehr sie durch dummes Lob und dumme Nachäffung entweihet worden — mit allen Schwächen und Fehlern bleibt sie eine mächtige hohe Sprache. Und nicht einmal bewundere ich sie so sehr, wenn sie aus den Höhen des Himmels der Götter die Sprache Sions und Thabors spricht; als wenn sie aus den Tiefen der menschlichen Seele Gedanken und Empfindungen nicht spricht, sondern Gestalten bildet. Hier ist er für mich am meisten Dichter und Weiser und Psycholog.

Ich komme von ihm zu Luthern zurück, um über ihn einen Commentar, und aus ihm eine Anthologie zu wünschen, die mehr Nutzen schaffen könnten als eine compilirte Ausgabe und als das Vorzeigen neu ausgefundener Raritäten von diesem wahrhaftig großen Manne. Auch mit Opitzens Sprache sollten wir vertrauter werden, und ein Glossarium über ihn aus dem wahren Geist unserer Sprache würde uns die stattlichen Veränderungen und Verbesserungen einigermaßen verleiden, die Triller mit ungeweihten Händen sich erfrechet hat ihm unterzuschieben.

Wie nützlich wäre dieß Fragment, wenn es einen meiner Leser hinrisse die Quellen unserer Sprache aufzusuchen, und an ihnen Saft und Stärke zu trinken; ein Trank, der unserer ermatteten lechzenden Schreibart gewiß gut thun müßte. Oder könnte es auch nur unsere muntern geschwätzigen Kunstrichterchen beschämen, nicht sogleich das zu verspotten was sie in ihrer aufgeräumten Sprache gewiß nicht ausrichten würden. Erst sollte man doch, ehe man über

deutsche Schreibart sprechen will, selbst lernen was wahres Deutsch gewesen ist, und bleiben wird.

7.

„Das Deutsche hat aber so bizarre Constructionen, daß die metaphysische Ordnung der Worte ohne Noth gestört wird, und der Schriftsteller doch keine Freiheit mehr hat.[1] Zum Exempel! die metaphysische Ordnung der Worte wird gestört; denn wie lächerlich klingt's: Hier au soir vint le Comte ici par; und doch sagen die Deutschen: „Gestern Abend kam der Graf hier an!" — Wer von den Deutschen ist von diesem Exempel nicht so getroffen als von einem Blitze, daß er sogleich den Eigensinn der französischen Sprache und ihre Ungelenkigkeit für die wahre einzige metaphysische Ordnung der Wörter hält, und künftig immer den Franzosen zu Gefallen und zu Ehre der Sprachenphilosophie folgende Constructionsordnung einführet: „weil ihr nicht uns davon habt nicht heute wollen thun den Gefallen, wir euch ihn werden thun." Denn dieß ist die ächte französische Constructionsordnung (puisque vous ne nous en avez pas aujourd'hui voulu faire la grace, nous vous la ferons); und der Eigensinn der französischen Construction ist doch die metaphysische Ordnung selbst.

„Inwiefern Inversionen nützlich oder schädlich sind, muß gewiß aus ganz andern Gründen als solchen wörtlichen Uebersetzungen erörtert werden; und die Ursache warum dergleichen Partikeln in der deutschen Sprache so und nicht anders gesetzt werden, mag sich doch wohl können philosophisch erklären lassen." Ich versuche es sie philosophisch zu erklären; — aber nicht die Partikeln — denn jede Sprache hat ihren Eigensinn, sondern die Inversionen überhaupt; so wird sich ihre Erlaubniß und Nutzen von selbst zeigen.

Stellet euch zwei Geister vor, die sich einander ihre Gedanken, und bloß Gedanken, unmittelbar mittheilen, so wird die Ordnung

[1] Journal étrang. 1760. Brachmonat.

in der das eine Wesen sie denket, auch zugleich die seyn in der sie das andere erblicket. Sowie die Ideen bei dem einen sich entweder aus seinem innern Grunde hervorwickeln, oder so wie es sie aus den Dingen außer sich schöpfet, so theilet es dieselben auch mit. Eine ruhige Vernunft, die nichts als Gedanken einer andern Vernunft saget, gehet also den gewöhnlichen Pfad der Zusammensetzung der Begriffe; sie zeiget den Gegenstand zuerst und ihr Urtheil darüber an. Hier ist also der Bau eines Perioden so regelmäßig bestimmt daß, nach der arabischen Prosodie zu reden, jedes Wort einen Pfosten und Säule ausmacht, der eben hier an seinem Orte stehet.

Betrachtet eine philosophische Sprache. Wäre sie von einem Philosophen erdacht, so hübe sie alle Inversionen auf; käme eine allgemeine Sprache zu Stande, so wäre bei ihren Zeichen nothwendig jeder Platz und jede Ordnung so bestimmt als in unserer Dekadik. Solange wir aber noch keine durchaus philosophische Sprache haben, die bloß für die Weltweisheit erfunden wäre, so nehmt die die am meisten zur Weltweisheit gebraucht wird, die lateinische, nehmt sie wie sie in den Büchern der Weltweisheit ist; wenn sie Lehrsätze und trockene Beweise vorträgt, wie ist sie? ohne Inversionen meistentheils; oder wenigstens stehen diese ohne Wirkung da.

Nun stellet euch zwei sinnliche Geschöpfe vor, davon der eine spricht, der andere höret: dem ersten ist das Auge die Quelle seiner Begriffe; und jeden Gegenstand kann er in verschiedenen Gesichtspunkten sehen; dem andern zeigt er diesen Gegenstand, und es kann auf eben so verschiedenen Seiten geschehen. Nun betrachtet die Rede, als eine Bezeichnung dieser Gegenstände, so habt ihr den Ursprung der Inversionen. Je mehr sich also die Aufmerksamkeit, die Empfindung, der Affect auf einen Augenpunkt heftet, je mehr will er dem andern auch eben diese Seite zeigen, am ersten zeigen, im hellesten Lichte zeigen — und so werden Wortumkehrungen daraus. Ein Beispiel: Fleuch die Schlange! ruft

mir jemand zu, der mein Fliehen zu seinem Hauptaugenmerk hat, wenn ich nicht fliehen wollte. — Die Schlange fleuch! ruft ein anderer, der nichts geschwinder will als mir die Schlange zeigen; fliehen werd' ich von selbst, so bald ich von ihr höre. — Er hat mir das Geld gestohlen (und kein anderer); Er hat mir das Geld gestohlen (ich weiß es gewiß); das Geld hat er mir gestohlen (und keinen Ring); mir hat er das Geld gestohlen (und keinem andern); gestohlen hat er mir das Geld (nicht abgeborgt); wie viel Veränderung macht hier nicht die Inversion in der Wendung des Gedankens!

Entspringt also die Inversion von der sinnlichen Aufmerksamkeit, so muß bei einer noch ganz sinnlichen Nation ihre Sprache unregelmäßig und voll Veränderungen seyn. Wie die Gegenstände ins Auge fallen, so saget sie dieselben; eine grammatikalische Construction ist noch nicht eingeführt. So sind noch jetzt die Sprachen der Wilden, und alle alten Sprachen, die ursprünglich sind, und das Gepräge der ersten sinnlichen Lebensart führen, sind voll Inversionen, aber nicht, die die Kunst in sie geleget, sondern die Natur fordert. Gebärden, und Accent kommt zu Hülfe, um dieß Chaos von Worten verständlich zu machen. —

Sobald gewisse Dinge mit bestimmten Worten fortgepflanzt wurden, wie dieß durch die ersten Lieder geschah, so fing sich dieses unordentliche Chaos an zu senken; man suchte die Ordnung der Worte aus, die dem Lernenden am faßlichsten waren; das Sylbenmaß mußte sie einpassen, und so ward sie zwar kein Gesetz, keine Regel, aber ein Muster, ein Präjudicat, und man weiß daß alle Völker nach bloßen Gebräuchen leben, ehe sie Gesetze haben. Die Gebräuche werden zu Gewohnheiten, und so ward auch die Constructionsordnung dazu, doch daß ihre Uebertretung noch keine Sünde war.

Endlich näherte sie sich dem Ansehen eines Gesetzes, da die

Büchersprache aufkam; jetzt fiel die Action weg die vorher die Inversionen erläutert hatte. „Denn dem Sprechenden helfen seine Gebärden und der Ton der Stimme den wahren Verstand bestimmen; da hingegen alles dieß im Buche wegfällt.“ [1] Man mußte also einer gewissen Ordnung folgen, um dem Lesenden verständlich zu werden; indessen war diese noch sehr frei, wie die ursprünglichen ältesten griechischen und römischen Dichter bezeugen, die so viel künstliche Wortumkehrungen in ihre dichterische Sprache einführten daß keine neuere Sprache ihre Veränderungen nachmachen kann.

Man bestimmte die Ordnung der Worte so lange, bis man endlich den prosaischen Perioden herausdrechselte, der der Ordnung der Ideen, sowie sie sich der Verstand bildet, folgte und doch auch das Ohr und das Auge zu Rathe zog. Und er ward also in seiner Structur eine Anordnung von Bildern sowie sie sich dem Auge darstellen würden, von Ideen wie sie sich der Verstand denkt, von Tönen wie sie das Ohr fordert daß es mit Wollust erfüllet werde. Der bloße Verstand, der nichts mit Auge und Ohr zu thun hat, folgt bloß der Ordnung der Ideen, und hat also keine Inversionen; so ist der logische Periode. Er verwirft jede Veränderung, weil das Einfache das einzige Deutliche ist, und jede Inversion wenigstens einen möglichen Fall macht daß eine doppelte Beziehung entspringen kann.

8.

Nun untersuchen wir hiernach die neuern Sprachen. Je mehr eine derselben von Grammatikern und Philosophen gebildet worden, desto härtere Fesseln trägt sie; je mehr sie ihrem ursprünglichen Zustande nahe ist, desto freier wird sie seyn. Je mehr sie lebt, desto mehr Inversionen; je mehr sie zur todten Büchersprache zurückgesetzt ist, desto mindere. Alles beweiset die französische Sprache. Diderot klagt daß ihr die Grammatiker der mittlern Zeiten, die

[1] Lit. Br. Th. 17. S. 186.

ihre Sprachkunst gebildet, Fesseln angelegt, unter denen sie auch wirklich noch jetzt seufzet. Wegen dieses einförmigen Ganges mag es vielleicht seyn daß man sie eine Sprache der Vernunft nennet; daß sie eine so schöne Büchersprache zum Lesen ist. Aber für das poetische Genie ist diese Sprache der Vernunft ein Fluch, und diese schöne Büchersprache hat, um im Reden nicht zu schleppen, den flüchtigen und ungewissen Tritt annehmen müssen der für die hohe Declamation diese galante Sprache nervenlos macht. Wenn es von unsern jetzigen Sprachen gilt, „daß wir eine Menge besonderer Zwecke gar nicht durch die Wortfügung anzuzeigen vermögend sind, sondern sie nur müssen aus dem Zusammenhange errathen lassen,“ [1] so ist diese Unvollkommenheit gewiß vorzüglich bei der französischen Sprache.

Aber so ist doch ihre Sprache eine Sprache der Vernunft, weil ihre Ordnung der metaphysischen Reihe getreuer bleibt? Es sey so! getreuer! aber getreu bleibt sie ihr nie, und keine menschliche Sprache sinnlicher Geschöpfe kann ihr treu bleiben, denn die französische Sprache hat so gut, wie jede andere, unphilosophischen Eigensinn — und nun schließe ich mit einemmal! ihre Ordnung ist schlechter als die unsere, weil die unsrige räumiger aufgeschürzt ist, um ihre Ordnung nach jedem Zwecke lenken zu können. Vollkommenheit kann keine Sprache erreichen; die größte poetische Schönheit au nicht; sie bleibt also in der Mitte, und sucht: Behaglichkeit, [2] — und zu der gehören auch Inversionen.

Die Sprache hat den Punkt der Behaglichkeit getroffen, die Poeten, Prosaisten und Philosophen ein leichtes Werkzeug ist. Die beiden ersten nutzen von den Inversionen; wenn nun ihr Nutzen dem dritten nicht nachtheilig ist, so können und müssen sie bleiben.

[1] Lit. Br. Th. 17. S. 186.

[2] Man erlaube mir dieß Wort das ein classischer Schriftsteller unter uns, wenn ich nicht irre, gerechtfertiget hat: der Verf. der philos. Schr.

Ich fange vom Leichtesten an. Das Ohr will einen Perioden, der es durch seinen Wohlklang füllet, der genug abwechselt, und nicht zu oft wiederkommt. Kann dieß eine Rede ohne Inversionen erreichen? Schwerlich! ein Periode schließt sich wie der andere, wenn er seine Meinung gesagt hat; das stolze Ohr wird durch einerlei Cadenzen gequält; es empfindet es, die Inversionen in der Sprache sind eben so nöthig als das Unebenmaß in der Malerei, und in der Musik der Mißlaut. Die französische Sprache hat ja noch immer viele Inversionen — und doch wird ein griechisches Ohr in ihrem Poetischen und gewöhnlichen Prosaischen eine große Monotonie bemerken, die oft bei dem letztern den Constructionen unseres Kanzelstyls gleicht.

Dieß gienge endlich wohl noch hin — aber der Schriftsteller der **fürs Auge, für die Einbildungskraft schreibt, der durch die Einbildungskraft Aufmerksamkeit, Empfindung, ja öfters Leidenschaft erregen will — der braucht sie nothwendiger. Er malet der Einbildungskraft ein Gemälde hin, wo jedes Wort von seinem Orte Schönheit erhält — und die Ordnung der Phantasie ist doch gewiß nicht die Ordnung der kalten Vernunft.**

Diese Inversion ist um die Aufmerksamkeit zu erregen, jene um sie zu erhalten; diese überraschet, jene beweget die ganze Seele; diese gehört zum Hinterhalt, um unversehens hervorzubrechen, jene gehören zur Schlachtordnung, daß jedes Wort an seinem Orte trifft, und in seinem Lichte erscheint. Hierdurch bekommt die Prose Munterkeit, die Poesie Feuer, und die muntern Franzosen haben es bis zur muntern Prose des Umganges gebracht, und die Inversionen die sich unsere guten Poeten haben erlauben können, gehören mit zur deutschen Freiheit.

Aber wie? leidet nicht die philosophische Sprache der Deutschen darunter? Was das anbetrifft, so fühlen wir weit eher Fesseln in der dichterischen als philosophischen Sprache. Auch wir

fühlen es: „daß wir eine Menge besonderer Zwecke gar nicht durch die ordentliche Wortfügung anzeigen können, die wir nur müssen aus dem Zusammenhange errathen lassen.“ Unvollkommenheit unserer Sprache von der sinnlichen Seite; aber von der Seite der Vernunft? „Zur Weltweisheit [1] scheint die deutsche Sprache, mehr als irgendeine von den lebendigen Sprachen, ausgebildet zu seyn. Sie ist bestimmt und reich genug die feinsten Gedanken des Metaphysikers in ihrer nackten Schönheit vorzutragen, und von der andern Seite nachdrücklich und bilderreich genug die abgezogensten Lehren durch den Schmuck der Dichtkunst zu beleben. Jenes hat sie Wolfen, und dieses Hallern zu danken. Zwei solche Schriftsteller sind genug einer Sprache von einer gewissen Seite die gehörige Ausbildung zu geben. Die Nation hat ihnen auch so zu sagen das Münzrecht zugestanden, denn die mit ihrem Stempel bezeichneten Ausdrücke sind in dem Gebiete der Weltweisheit nunmehr gäng und gäbe worden.“

„Der philosophische Geist hat sich bei uns auf alle Theile der Gelehrsamkeit verbreitet, und gibt unsern schönen Schriften selbst eine gewisse Teinture von Ernst und Gründlichkeit, die uns eigenthümlich ist, und einem Ausländer den Charakter der Nation zu erkennen geben muß. Hingegen müssen wir von auswärtigen Lesern aus eben der Ursache der Dunkelheit beschuldigt werden, solange sie noch mit unserer Literatur nicht genug bekannt sind. Wenn uns Deutschen die Schriften eines Pascal, Fontenelle, Montesquieu und einiger andern französischen Weltweisen nicht bekannt wären, so würden wir uns in die neuern Schriften dieser Nation gleichfalls nicht zu finden wissen. Und wie vielmehr muß dieses den Ausländern in Ansehung unserer Literatur widerfahren, da bei uns die Philosophie eine merkliche Gewalt über die Sprache gewonnen,

[1] Th. 7. S. 163

und wir zur Verbesserung der schönen Wissenschaften, so zu sagen, den Weg über die Metaphysik genommen haben."

In diesen Gesichtspunkten hat unsere Sprache vor der französischen voraus, und sollte es also Gelehrten nöthig geschienen haben diese Freiheiten aufzuopfern „seitdem sie Philosophie und französische Sprache studirt hätten?"[1] Philosophie und französische Sprache — ein Paar, was sich hier sehr fremde zusammen findet.

Ich muß indessen drei Stücke hinzusetzen, die ich hier nicht ausführen kann. So wenig unser Deutsch an Inversionen leidet, so wenig sind noch alle in Gang gebracht die in den Formen desselben liegen. Wenn die Geschichte, der Dialog, die Prose des Umganges und die Poesie, jedes seine eigensinnigsten Wendungen nutzen und ganz zwanglos brauchen wird; wie manches wird alsdann an Tageslicht kommen das jetzt im Schooß der Nacht begraben liegt? Zweitens: so wenig unser Deutsch an Inversionen leidet, so wenig kann es doch mit dem Griechischen und Latein verglichen werden, weil die ganze Natur widerspricht. Und dann: so wenig unser Deutsch an Inversionen leidet, so viele noch in den Formen desselben nach der Grammatik liegen; so manche noch aus den vorigen Zeitaltern zurückgezogen werden können, die unrecht aufgegeben sind — so wird doch nie unsere Sprache kindisch mit Wortversetzungen, wie im Brette, spielen können. Auch in der Verkettung und Gliederfolge unserer Perioden bemerkt man den Gang eines Deutschen, der freilich nicht wie ein Kind hüpfen, und springen will wie ein Gaukler, sondern dem ein einförmiger, gesetzter und männlicher Gang eigen ist.

9.

Unsere Sprache ist reich an Idiotismen, und Idiotismen sind patronymische Schönheiten, und gleichen jenen heiligen Oelbäumen, die rings um die Akademie bei Athen ihrer Schutzgöttin

[1] Prospect zum Journal étranger, 1760.

Minerva geweiht waren. Ihre Frucht durfte nicht aus Attica gehen, und war bloß der Lohn der Sieger am panathenäischen Feste. Ja da die Lacedämonier einst alles verwüsteten, so ließ die Göttin es nicht zu daß diese fremden Barbaren ihre Hände an diesen heiligen Hain legten. Ebenso sind die Idiotismen Schönheiten, die uns kein Nachbar durch eine Uebersetzung entwenden kann, und die der Schutzgöttin der Sprache heilig sind; Schönheiten in das Genie der Sprache verwebt, die man zerstört, wenn man sie austrennet; Reize, die durch die Sprache, wie der Busen der Phryne durch einen seidenen Nebel, durch das Wassergewand der alten Statuen, das sich an die Haut anschmieget, durchschimmern.

Idiotische Schriftsteller also, die selbst den Eigensinn ihrer Sprache nutzen, aus dem Ueberflüssigen und Unregelmäßigen derselben Vortheile ziehen, aus ihren Fundgruben Schätze heraufholen, und so schreiben als sich nur in dieser Sprache schreiben läßt, sind ein Schatz der Nation; sie sind Nationalschriftsteller in hohem Verstande. Die Tugenden und Schönheiten ihres Ausdrucks wurden keinem fremden Lande entführt, sondern aus ihrer Sprache geboren; und so wird man keine Kriege um eine geraubte Helena zu befürchten haben.

Eben so schwer lassen sie sich entführen. Sie sind wie Gewächse die unter einem fremden Himmel sterben, und also Vorzüge ihres Vaterlandes. Ueberdem können sie sich der Denkart ihrer Nation so genau anschmiegen daß dieselbe in jedem Wort das ihrer Zunge entwandt ist, in jedem Zuge darin sie sich unvermuthet wiederfindet, die Freude des Wiedererkennens fühlet; wie wenn man unvermuthet einen Landsmann, einen Verwandten, einen Gespielen unserer Jugend in einem fremden Lande erblicket. Wie wir alsdann aufwallen und ihn umarmen, so wallen wir auch dem eigenthümlichen Ausdruck entgegen der sich mit unsern Sprachwerkzeugen zusammen bildete, mit unsern Seelenkräften gemeinschaftlich aufwuchs, und der uns

also an die Freuden unserer Jugend erinnert. Woher lieben die Britten so sehr das Launische in ihrer Schreibart? Auch deßwegen, weil diese Laune unübersetzbar und ein heiliger Idiotisme ist. Warum haben Shakespear und Hudibras, Swift und Fielding sich so sehr das Gefühl ihrer Nation zu eigen gemacht? Weil sie die Fundgruben ihrer Sprache durchforscht, und ihren Humor mit Idiotismen, jeden nach seiner Art und seinem Maß gepaart haben. Warum vertheidigen die Engländer ihren Shakspear, selbst wenn er sich unter die Concetti und Wortspiele verirrt? — Eben diese Concetti, die er mit Wortspielen vermählt, sind Früchte die nicht in ein anderes Klima entführt werden können; der Dichter wußte den Eigensinn der Sprache so mit dem Eigensinn seines Witzes zu paaren daß sie für einander gemacht zu seyn scheinen; höchstens gleicht jener dem sanften Widerstande einer Schönen, die bloß aus Liebe spröde thut, und bei der ihre jungfräuliche Bescheidenheit doppelt reizet.

Und nirgends reizt diese idiotistische Schreibart mehr, ja nirgends ist sie unentbehrlicher als bei Schriftstellern der Laune, bei Dichtern von eigner Manier, und in dem Vortrage für den gemeinen Mann, der auch in Schriften leben soll. Nimmt man diesen das Idiotistische ihrer Sprache, als einer lebendigen, als einer angebornen, als einer Nationalsprache, so nimmt man ihnen Geist und Kraft.

Es muß auch wirklich schwer seyn zu diesen Geheimnissen der Sprache zu gelangen, weil wir unsere wahren idiotistischen Schriftsteller in allen drei Gattungen leicht aufzählen können. Deutsche Humoristen haben wir wenige, und selbst Rabeuer ist kein deutscher National-Swift, was den Geist seiner Charaktere, seiner Laune, seiner Schreibart betrifft. Von unsern komischen Schriftstellern im launigen Ausdruck ist vielleicht keiner als Lessing zu nennen, wenigstens keiner so eigenthümlich als er. Und an einen

deutschen Cervantes, Hudibras, Tristram, und wie die guten Leute mehr heißen, läßt sich bei unserm Antonio von Rosalva, bei unserm Renommisten, und noch weniger bei andern Schriftstellern kaum gedenken. Die Ursachen von diesem Mangel sind eben nicht so schwer zu finden; aber desto schwerer abzuthun. Daß die Deutschen so gewaltig viel Laune in ihrem Charakter haben, mag jemand [1] glauben, und in die Welt hinein schreiben, der nichts weniger als eine deutsche Nationalbühne im Kopfe hat, von der ich noch nicht errathen kann warum sie so heißt? Ich für meine Person glaube dieß von den ernsthaften, einfachen und oft gezwungenen Sitten der Deutschen nicht, mag mich aber darüber jetzt nicht einlassen, da ich bloß von Schreibart rede. Hier finde ich in unserer ernsthaften Sprache nicht eben so einen Ueberschuß von Idiotismen für das Lächerliche, und lasse hierin z. E. der französischen Sprache ihren Vorrang willig. Ich habe vor einiger Zeit meine Nebenstunden auf eine Untersuchung des Lächerlichen in Sitten, und des Lächerlichen in der Vorstellung und dem Ausdruck, nach seinem Hauptbegriff und seinen vielerlei Arten gewandt, und habe im Französischen wirklich mehr Worte gefunden, weil diese Nation, die ohnedas mehr und lieber lacht als die Deutschen, mehr Bemerkung aus der Cultur des Umganges zieht als wir, und sich überhaupt mehr zu erklären weiß wie die Seele durch den Körper spricht, als unsere Sprache. Dazu kommt noch die im Französischen eingeführte Freiheit komische Wörter schaffen zu können, die ihr komisches Lexikon noch immer vermehrt. Ich gebe also dem Vorredner des Journal étranger wider den deutschen Kunstrichter [2] Recht, daß die französische Sprache einen größern Vorrath von Lach-Idiotismen habe als die unsere — nur freilich hat die unsere deßwegen noch keinen Mangel; vielmehr steht ihr hierin nichts so sehr

[1] Löwe, Anrede an die Hamburgischen Schauspieler rc.

[2] Prospect zum Journal étranger, conf. Lit. Br. Th. 16. S. 8.

im Wege als das Zierliche, das Regelmäßige, das Classische, das sich jeder geben will. Kein ungewagtes Wort soll gewagt, kein Ausdruck aus dem gemeinen Leben aufgenommen werden, der nicht schon in Büchern abgedroschen ist; kein Eigensinn kann erlaubt werden, sobald er ein Eingriff in eine Regel seyn kann. Kunstrichter wünschen nichts so sehr als geläufigen Styl, Ausdrücke die für alle Sprachen geräumig, für alle Denkarten gedehnt genug sind; und das, was so recht nach ihrem Sinne, wo keine Regel beleidigt, keine neue Freiheit gewagt ist, wo alles in langsamem Schritt, wie ein beladener Maulesel trabet, das ist classisch. Auf einmal sind mit diesem Worte alle idiotistischen Schriftsteller weg, denn wer wird nicht gerne classisch seyn wollen? Und um dieß zu werden, ist ja kein anderer Weg als zu schreiben, wie die Regelnschmiede, die Pedanten der Reinigkeit und des Ueblichen in der Schreibart, die Großsiegelbewahrer der Keuschheit einer Sprache an ihren geheimen Orten, wie diese es wollen. Und diese wollen? — was so ist wie sie schreiben; und sie schreiben? — wie alle Menschen vor und hinter ihnen schreiben. Nun lebet wohl, eigenthümliche Schriftsteller, die ihr nicht so schreiben, die ihr eure Sprache weiter bringen wolltet; lebet wohl! Man pfeift euch ein Liedchen nach: Es war einmal 2c. u. s. w.; man spottet eurer, statt euch zu hören. Wollt ihr nun nicht verspottet, sondern noch drüber gelobt seyn, wohl! so schreibt wie andere ehrliche Leute, mit vielen Worten Nichts! — So viel Christen sind auf diesem Wege in den Himmel gekommen, und so viel Schriftsteller in den Canon classischer Autoren aufgenommen, ohne daß sie an neue Ausbildung der Sprache, an Nutzung ihrer verborgenen Schätze gedachten! Der Weg ist leichter, sicherer, rühmlicher; lebe wohl, Laune des Ausdrucks!

Darf ich's sagen daß wir eben dieser Sklaverei des Ueblichen und Geziemenden wegen noch so weit hinten sind, uns eine eigenthümliche Prose, die vom Munde weg spricht, zu geben? Wer wird

es wagen ein wahrer Schriftsteller des Volks zu seyn, den höchsten Kranz, den Abbt auf allen seinen Rennbahnen erobern wollte? Ablenken muß man von der Landstraße unserer Predigten, unserer Wochenschriften, unserer akademischen Geschichtschreiber — und wer wird das wollen? Unsern kritischen Gesetzgebern zu Dank hat auch Abb t nicht geschrieben; und warum ist, seines Styls ungeachtet, ungeachtet des wenigen was er geleistet hat, die Trauer um ihn so allgemein? Ueberall fühlt man bei seinen Schriften mächtig, was sich nicht überall deutlich sagen läßt: er starb für Deutschland und für seine Sprache zu früh! Und wollen wir einmal über Materien des gemeinen Lebens auch in einer andern als Kathedersprache schreiben, so müssen idiotistische Schriftsteller seyn die den Büchertoon zur Sprache des Umgangs, der Prose, die vom Munde weg spricht, herunterstimmen, und mit Anstand dem Volke seine Idiotismen rauben.

Idiotismen des Ernstes und des philosophischen Nachdrucks sind in unserer Sprache die häufigsten; sie drängen sich wie die Myrmidonen des Achills an einander: „Schild an Schild, Helm an Helm, Mann an Mann; wie wenn ein Baumeister in der Mauer des hohen Pallastes Stein an Stein fügt um den Stürmen der Winde zu trotzen." Hierin waren unsere eigenthümlichsten Dichter am glücklichsten; und wenn man seine Hand stark fühlet, um die besten Idiotismen derselben zu wägen, so wird das Uebergewicht gewiß auf diese Seite des Ernstes fallen.

Und wären Idiotismen zu nichts gut, so eröffnen sie doch dem Sprachweisen die Schachten, um das Genie seiner Sprache zu erkennen, es mit dem Genie der Nation zusammenzuhalten, und beide auseinander zu erklären. Mir fällt z. E. ein, [1] daß es sich sehr wohl aus der Zeit unserer Vorfahren erklären ließe warum wir die Sonne und der Mond, andere Nationen aber umgekehrt sagen;

[1] Zur Winckelmannischen Schrift von der Allegorie, S. 3.

weil nämlich die Mythologie, die Zeitrechnung und Lebensart der Völker andere Gesichtspunkte nahm und andere Gestalten bildete.[1] So vermuthet Michaelis[2] aus der botanischen Lebensart der Morgenländer daß sie die Pflanzengeschlechter gekannt, und sie deßhalb also in den Artikeln der Sprache unterschieden. So würde, wenn das lateinische fusus in herba[3] unserer Sprache fremd wäre, die Ursache in nichts zu suchen seyn, als daß dieser Idiotismus für unsere kältere und härtere Nationalsprache zu weich klänge. Die Idiotismen jeder Sprache sind Abdrücke ihres Landes, ihres Volks, ihrer Geschichte. Uebersetzer von Kopf müssen in ihnen allemal vielen Stoff zu Betrachtungen finden können; und der erste der auf eine philosophische Grammatik für uns denkt, wird unter ihnen wie unter Heiligthümern wandeln, und eben an ihnen sich zum Sprachweisen seines Volks bilden.

Auch bei einem einzelnen Autor gibt die Kühnheit und Art seiner Idiotismen Anlaß auf sein Genie Acht zu haben. Derselbe Blick der die Begriffe, wie Farben im Sonnenstrahl, theilt, nimmt auch die Lichtbrechung in den Nuancen der Sprache wahr. Der **mittelmäßge Scribent bequemt sich nach dem ordentlichen Wege, um ins Cabinet seines Fürsten zu gelangen; dieser besticht, jener betrügt, ein anderer schmeichelt, und ein Pythagoras läßt sich beschneiden, um hinter die Vorhänge der Weisheit zu kommen. Ein kühnes Genie durchstößt das so beschwerliche Ceremoniell, findet und sucht sich Idiotismen; gräbt in die Eingeweide der Sprache, wie in Berg-**

[1] Ich finde aber daß die deutsche Sprache vielen Wörtern in späterer Zeit das Geschlecht verändert, vielen wider ihre Natur, wie z. E. der Sunne in die Sonne; vielen aber ihrer Natur gemäß, wie mir z. E. der Blume, der Luft, der Rose, das Zeit, der Christenthum unnatürlich scheint. Siehe die Proben der schwäbischen Poesie, 8. Vorbericht XLII.

[2] Preisschrift de l'influence des langues etc.

[3] Nord. Auff. St. 26.

klüfte, um Gold zu finden. Und betrügt es sich auch manchmal mit seinen Goldklumpen: der Sprachenphilosoph probire und läutere es; wenigstens gab es Gelegenheit zu chemischen Versuchen. Möchten sich nur viele solche Bergleute und Schmelzer in Deutschland finden, die, wenn die deutsche Sprache eine Berg- und Waidsprache ist, auch als Gräber und Jäger sie durchsuchten. Cäsar schrieb über die Aehnlichkeit der Sprachen; Varro über die Etymologie; Leibnitz schämte sich nicht ein Sprachforscher zu seyn, und wir, trotz unserer deutschen Gesellschaften, haben hierin wenig oder nichts gethan.

10.

Männlich und stark ist also unsere Sprache in ihren Elementen — rauh und fest in ihren Sylbenmaßen — gesetzt und langsam in ihren Wortverkehrungen — nachdrücklich und ernsthaft in ihren Idiotismen; soll ich also unserer ganzen Schreibart Charakter geben, so nehme ich diese Stücke zusammen und sage: ernsthafte Prose, tiefsinnige Poesie. Dieß ist der Platz den unsere Nation vielleicht am eigenthümlichsten nehmen könnte.

Nehmen darf sie ihn nicht mehr: sie hat ihn schon; hat ihn vorzüglich vor Alten und Neuern; hat ihn in allen Gattungen der Schreibart. Nun suche sie ihn nur zu behaupten, und sich für den nahe liegenden Abwegen zu hüten. Der Verstand hat sie auf einen erhabenen Hügel gestellt: hier stehe sie, ohne andern Nationen ihren Platz zu beneiden, und gemsenartig nach dem Gipfel derselben überspringen zu wollen. Sie verliere sich aber auch nicht auf die kleinen Nebenhügel, rings um ihren Sitz, oder steige an den Fuß des Berges, um daselbst zu schlummern.

Beides haben wir gethan. Bald andern Nationen nachgeäffet, so daß Nachahmer beinahe zum Beiwort und zur zweiten Sylbe unseres Namens geworden; bald von dem uns eigenen Wege so sehr auf die nahen Abwege uns verloren daß wir fast mehr aus diesen auf die Hauptbahn schließen, und zwischenhin dieselbe auf

gut Glück zeichnen müssen, als daß sie geschlagen und betreten vor uns wäre. Unsere Deutlichkeit hat sich bis ins Gebiet der Langenweile verloren; unsere Gründlichkeit schleicht gern in halbdunkle dämmernde Winkel; unser Reichthum an Gedanken und Bildern ist in wilden Ueberfluß ausgeschossen; unser Ernst wird oft mürrische Trockenheit — und wenn zu allem noch die Nachahmungssucht dazu kommt, muß man da nicht patriotisch, wie Hamlet der Däne, sagen:

indeed, it takes
From our atchievements, tho' perform'd at height,
The pith and marrow of our attribute.

Lasset uns einige dieser Abwege an andern, und wenn es besser ist an uns selbst bemerken, den wahren Weg um so besser zu treffen.

Unsere witzige Prose hat, nach den meisten Büchern zu rechnen, noch den Ton der alten Wochenschriften, deutlich, und bis zum Gähnen deutlich zu seyn. Weil unser Publicum nicht vor gar zu langer Zeit entweder so blödsichtig war, daß es bloß einen Flecken sah wo andere ein fein gezeichnetes Gemälde erblickten, so bequemten sich die Schriftsteller nach dem Leser. Das Buch ward das beste was ihnen die angenehme Ruhe ließ im Lesen wenig zu denken, was ihnen das Vergnügen schaffte hie und da ein Blümchen zu finden ohne sich beständig bücken zu dürfen, was sie in den süßen Traum einwiegte daß hier zu lesen was sie selbst schon gedacht zu haben glaubten. Das Bücherschreiben ward von Verlegern ausgepachtet, und man bequemt sich nach dem Geschmack seines Lehnherrn. Das Publicum bestand aus einigen Journalisten die nicht zu denken, wohl aber zu recensiren Zeit hatten; von diesen wurden andere angeführt und gleichsam gebildet. Hier und da fand sich ein Mäcen, der Arbeiten liebte, lobte und lohnte, die ihm nicht viel Kopfbrechens machen — nun denke man sich diese Reihe von Lesern: man wird entweder die Feder aus der Hand werfen, oder man

wird sie eintunken, nicht wie jener Grieche in Verstand, sondern in wässeriges, phlegmatisches Gehirn; dieß hat wie der Mond eine sympathetische Einwirkung auf leere Köpfe. Willst du ein Kirchenvater bei Toiletten und Ruhebetten seyn: entmanne deinen Styl, wie jener Origenes sich selbst, um des Himmelreichs willen. Alsdann wirst du allen allerlei, wenn die Andachtsseufzer sich bei dem Lesen deiner Schriften mit dem Gähnen satter und bequemer Zuhörer vermischen können. O wenn man die Stöße von deutschen Monats- und Wochen-, von Lehr- und Trost-, von Erbauungs- und lustreichen Schriften sieht, die vormals und auch noch jetzt gelobt, gesucht und geschmiert werden, muß man nicht ausrufen:

O curas hominum, quantum est in rebus inane!
Heic aliquis, cui circum humeros hyacinthina laena est,
Rancidulum quiddam balba de nare locutus
Phyllidas, Hypsipylas, vatum et plorabile si quid
Eliquat, et tenero supplantat verba palato.
Assensere viri - - ecce inter pocula quaerunt
Romulidae saturi, quid dia poëmata narrent.

Daher trägt ein Christ am Sonntage, und so viel Bände Andachten, und Erholungen, und Zerstreuungen, und Briefe und — — den Preis wegen der Deutlichkeit davon: sie schreiben für die lange Weile des Publicums. Ihre Bücher sind also des Cedernöls und Marmorbandes werth, und auf ihrem Grabe werden, nach dem Spott des Persius, Rosen und Violen wachsen. Ich führe keine namentlich an; ich müßte Aerzte und Aufseher und Greise rc. auch nennen, und für diese Stände habe ich alle gehörige Ehrfurcht.

Wie? würde es den deutschen Anstand beleidigen wenn man deutschen Nachdruck mit französischer Munterkeit, und Deutlichkeit mit Abwechselung würzte? Endlich einmal aufhörte, durch langweilige Prose gegen unsere Nachbarn so gute Alte vorzustellen als der

Chremes des Terenz gegen seinen Davus? Uns fehlen freilich witzige Aebbte — Tonangebende Damen — einmal canonisirte Galanterien — Schönheiten denen man Wahrheit und alles aufopfern muß. — Aber so etwas könnte man entbehren, oder mit der Zeit bekommen, oder schon haben — oder wie man will; allein —

Wo bliebe alsdann die deutsche Gründlichkeit? Ja! das hatte ich vergessen! Nun muß man wahrhaftig die Augenbraunen zu einer Wolke zusammenziehen, um der Pallas nachzuahmen, wenn sie bei den Griechen, als Erregerin des Volks, erschien

— — *γλαυκῶπις Ἀθήνη*
Ἡ σειοῦσα λαόν — —

Die Schriftsteller des ernsten Helvetiens, Sueviens und Frankenlandes müssen in dem Ton ihrer Vaterstadt schreiben, und nicht wie die Menschenkinder in ganz Deutschland. In religiösen Gesprächen, vornehmlich wenn sie im Reiche der Todten sind; in spartanischen Betrachtungen über die Lykurgische Gesetzgebung darf sich der Verfasser freilich nur denen verständlich machen die ihn verstehen sollten (nicht, wollten; hier liegt's nicht an jemandes Wollen oder Weigern, sondern am prädestinirten Sollen). So erscheint die Pythisse in einer heiligen Rauchwolke; die Haare sträuben sich; der Mund murmelt Worte, nur denen verständlich die sie verstehen sollten:

Obscurum verborum ambage novorum
Ter novies carmen magico de murmurat ore.

Indessen wir arme, ungeweihete Leser denken über die Dunkelheit solcher Schriften folgendes:

Entweder ist sie eigensinniger Zwang, gründlich zu scheinen, wie jenes Pferd die Epilepsie bekam um ein Elenthier zu werden, und mancher ein Hypochondrist ist um ein Philosoph zu seyn. Oder es sind wirkliche Ursachen der Dunkelheit die an dem Verfasser liegen; und diese sind: die Dunkelheit seiner Begriffe selbst. Die

kann man meistens, zehn gegen eins, angeben, wenn auch dem Ganzen des Werks Anlage, und der Bestimmung der Ideen Genauigkeit fehlt:

Cui lecta potenter erit res,
Non facundia deseret hunc, nec lucidus ordo.

Alles entspringt alsdann aus einer Quelle: man sieht den Geist des Verfassers, in dem, wie im Chaos des Ovids, noch die Elemente der Ideen in einer harmonischen Uneinigkeit schlummern, und in einer uneinigen Harmonie sich zur Bildung drängen. Ist ein solcher Schriftsteller noch ein junges Genie, so ist es nicht zu verwundern. Es ist ein Blinder, der noch Menschen als Bäume sieht: der Kunstrichter versuche die geduldige Cur seine Augen zum Licht zu gewöhnen. Die Kinder sollen desto besser reden die spät und schwer lernen, und solche Dunkelheit ist dreimal besser als jenes langweilige Plappern, mit vielen deutlichen Worten nichts zu sagen. — Einem Alten ist nun freilich der Staar schwerer zu stechen.

Noch öfter rührt diese Dunkelheit her von einer Stubengelehrsamkeit, die durch den mündlichen Vortrag nicht hat lebendig werden können. Durch den mündlichen Vortrag wird man deutlich; man lernt den besten Gesichtspunkt, faßlich zu seyn, bemerken. So lernte Sokrates von seiner Aspasie Weisheit und Vortrag; so lerne es der Lehrer in dem Kreise seiner Zuhörer, wenn er sie nicht als Maschinen behandeln will; so trete der Gelehrte in die große Welt, um sich seiner Kathedersprache zu entwöhnen; er erinnere uns nicht so oft daß er vor seinem Schreibepult sitzet; er geselle die deutsche Arbeitsamkeit und Genauigkeit zur französischen Freiheit: dann wird er mehr seyn als ein französischer Abbé, mehr als ein fader Kanzelredner, mehr als ein Zeitungsschreiber; kurz, mehr als eine waschhafte Sibylle, die wohlriechende oder heilige, oder neue und rare Kräuter zum Verkauf trägt; er wird mehr, aber doch nicht auf Kosten der Deutlichkeit.

Man sagt auch daß eine gewisse deutsche Bescheidenheit, die kurz seyn, die nicht beleidigen, die durch Mienen nicht Worte sprechen will, Schuld an mancher Dunkelheit seyn soll; und hier ist's also nöthig den Schriftsteller aus dieser Verlegenheit zu ziehen, und unsere Staatsverfassung in der Literatur so unabhängig und republicanisch zu machen als möglich. Bei den Alten war die Wahrheit, nach Cupers Briefen, [1] ohne äußere Verehrung, aber das Haupt und der Mund der Weisen war ihr heilig; bei uns hat sie Tempel und Altäre genug; jeder Kunstrichter räuchert ihr, aber als einer allegorischen Person. Gute Göttin, die du die Schutzgöttin Deutschlands seyn solltest:

Si qua Dea es, tua me in sacraria dono!

Ueberhaupt haben unsere Schriftsteller durch die Lectüre, und unsere Sprache durch die Uebersetzung der französischen Prose, die immer schreibt als ob sie spräche, merklich viel angenommen. Und da Uebersetzungen und das Lesen der Engländer jenen fast anfangen das Gleichgewicht zu halten, so ist auch dieß zum Vortheil der Denkart, weil unser Genie sich mehr auf die brittische Seite neigt, und wir durch die englische Stärke die französische Leichtigkeit nahrhaft machen.

Nur daß dieß Nahrhafte uns nicht überlade, und ins Uebersatte ausarte. Da z. E. die ersten Uebersetzungen aus dieser Sprache, die so voll von Beiwörtern und Schilderungen ist, poetische Prose enthalten mußten, so ward dadurch wider Willen der Uebersetzer jener holprichte, prosaisch-poetische Styl eingeführt der unserer Sprache gar nicht angemessen ist. Ganz Deutschland theilte sich in drei Haufen: die Hexametristen, als Reiter mit schweren Cuirassen und schwerem Gange; die prosaischen Poeten, Dragoner zu Pferde und Fuß streitbar:

[1] Lit. Br. 4. S. 362. f. aus Uhle Sylloge nova Epistolar. Vol. I. q. 227. f.

Great on the Bench, great in the Saddle:
That cou'd as well bind o'er, as swaddle,
So some Rats, of amphibious Nature,
Are either for the Land or Water.

und dann die französirenden leichten Völker, die in kritischen Briefen, und Arzneien und Possen, mit französischen Modeausdrücken um sich warfen, und als Schmetterlinge umherschwärmten. So hat auch die Nachahmung der Britten den Geschmack in der Dichtkunst geboren, der nichts so gern hat als Malereien voll ausgestopfter Bilder, mit Farben und Beiwörtern überladen, der aber eben so weit von der Einfalt der Griechen, als der starken Kürze unserer Sprache abweicht.

Auch in der Prose hat sich schon der übersatte Geschmack zu zeigen angefangen, der den Perioden mit Bei- und Neben- und Bindewörtern, mit Synonymen und Epitheten überladet; ihn nach der neuesten Mode mit griechischen Namen und antiken Bilderchen ausstaffirt, und ihn in dieser für Aug' und Ohr und Seele widerlichen Gestalt vorführet. Da dieser geblümelte Styl die neueste Modeschönheit ist, so wird man mich ohne ein Beispiel nicht verstehen — und so sey denn dieß aus einer der neuesten Schriften —

Dießmal nur die Vorrede. Die Vorrede zu den Versuchen aus der Literatur und Moral ist so voll Blumen und Wortschmuck daß wir darüber fast keine Gedanken sehen; und wenn man endlich mit zwo geschäftigen Händen Blumen und Blüthen aus dem Wege gescharret, erblickt man ein mageres Skelett der bekanntesten Sätze. Ueberdem hat der Autor bei seiner gezierten kostbaren Schreibart weder das volle Maß eines antiken Perioden im Ohr, noch das einfältige Ideal der Griechen, über die er schreibt, vor Augen; denn schon sein erster Periode ist mit einem sechsfachen Und durchschnürt, wozu noch ein Knote von Oder kommt; er ist mit seiner Reihe von Nebensätzen, von Halb-Synonymen nichts

mehr, als künstlich und widerlich. Ja, wenn wir überdem den Verfasser zu einer Kleinigkeit die Hand so weit ausholen sehen daß uns nicht für den Streich, sondern für sein Aufrechthalten bange wird — was können wir anders als diese mühsame Kostbarkeit beklagen? Er will Pope's Regel anführen: „man müsse die Alten mit dem Geist lesen mit welchem sie geschrieben!" eine Regel die eben so gut und noch eher aus Quintilian und andern anzuführen wäre als aus Pope, wenn nicht bei Gelegenheit des Namens Pope, und eines erborgten Urtheils von ihm, vorher in fünfzehn Reihen sollte ein Geklingel voll Belesenheit und Geschmack erregt werden.[1] Wird dieser Geschmack in der Schreibart wieder Mode, so wie er schon in sehr berühmten und beliebten Büchern als schön und überschön

[1] Vorrede zu den Versuchen aus der Literatur und Moral, S. 3 und 4. „Young mag dem Pope den Verdienst" (der Verdienst merces, und das Verdienst meritum sind wenigstens nach meiner Mundart unterschieden) „Original zu seyn absprechen. Hat er die Alten beraubt, so erobert er wenigstens als ein König, der sich die Provinz huldigen läßt die er mit Gewalt einnimmt. Es liegt wenig daran ob die Gesetze die er von der Kritik gibt aus dem Aristoteles und Horaz geschöpft sind, und dieß würde ich doch nicht allgemein zugeben; wenn sie nur wahr und auf die Natur gegründet sind. Dieses erleuchtete Genie, das unter dem ernsthaften didaktischen Tone eben so lehrreich ist als unter der Maske des Hudibras und Martin Skribbler, fordert u. s. w." Nun! das heißt eine magere Forderung, ein kritisches Regelchen das der Verfasser eben so gut als Pope vorschreiben vermag, gelehrt und mit Geschmack vorbereiten! das heißt citiren! Eben als wenn Pope nicht so etwas fordern könnte, wenn er auch nicht original, nicht ein königlicher Eroberer wäre! Eben als wenn wir, um seine Regel zu wissen, zu glauben, es vorher wissen und glauben müssen: er sey ein erleuchtetes Genie gewesen, unter dem ernsthaftesten didaktischen Tone so lehrreich als unter der Maske des Hudibras und Skribblers! Und eben als wenn man, um dieß Regelchen anzuführen, sich vorher mit einer Bürgermeistermiene darauf einlassen müßte, ob er aus Horaz und Aristoteles geschöpft oder nicht! Dürfte man dem Verfasser seine Worte nicht umkehren die er hinzusetzt: „wie viel Worte, und wie wenig was sie enthalten!" zu Deutsch: ne quid nimis!

angepriesen ist — nun, so sind wir Gott sey Dank in dem Jahrhunderte zurück da ein himmlischer Redner im Erbauungsstyl auftrat: „der Allerdurchlauchtigste ꝛc. ꝛc. ꝛc. — König Salomo, ein leiblicher Sohn des großen ꝛc. ꝛc. ꝛc. und der tugendhaften ꝛc. ꝛc. ꝛc. der Weiseste ꝛc. ꝛc. ꝛc., der dreihundert Weiber ꝛc. ꝛc. ꝛc. — läßt sich im — Capitel ꝛc. ꝛc. ꝛc. also vernehmen.“ — Nun Gottlob! Land! — Das und noch mehr als das mag der gute Salomo alles gewesen seyn, aber, wohlehrwürdiger Herr! wer weiß das nicht schon? und wie kommt das hieher? **Jam dic, Postume, de tribus capellis.**

Können wir das Gute nicht anders als im Uebermaße kosten, und es nicht anders zeigen als wenn wir's übertreiben? Hieher gehört auch bei unsern besten Schriftstellern der Fehler, da die Fülle der Gedanken und der Vorrath an Bildern in Perioden sich häufet, sich stößet, und aus Mangel der Oekonomie in Unordnung geräth. Oft verräth diese Verschwendung den Mangel zuerst, so wie ausgelassene Ueppigkeit mehr den scheinbaren als wahren Wohlstand begleitet. —

Wann wird unser Publicum aufhören, dieses dreiköpfige apokalyptische Thier, halb Deutsch, Französisch und Brittisch auf einmal zu seyn? Wann wird man den Platz einnehmen den unsere Nation verdient, Prose des guten gesunden Verstandes, und Poesie der Vernunft zu schreiben? Oder vorher frage man: wann wird man aufhören die besten englischen Schriftsteller durch Uebersetzungen zu verunstalten, und Prior, Milton, Young in elende oder mittelmäßige Hexameter zu übersetzen — ein Sylbenmaß, an das sie nicht im Traume gedacht haben? Wie lange wird man Popen in wässeriger Prose, und Shakespear im ungleichsten, fast nie getroffenen Ton übersetzen? Wie viel könnten wir von den Britten lernen, und wie wenig haben wir gelernt! Ihr arbeitsamen Deutschen! Ein deutscher Johnson fehlt uns noch, der das für die

deutsche Sprache wage was jener für die seinige. Die Philosophie, das Nachdenken, das Sammlen ist ja euer Theil, und wir stehen den Britten auch in unserm Eigenthum nach? Wird es bald seyn daß ihr eure Sprache durch Untersuchungen, ihr Weltweisen! durch Sammlung und Kritik, ihr Philologen! durch Meisterstücke, ihr Genies! zu derjenigen macht die, nach dem Plinius, „alten Sachen Neuheit, neuen das Ansehen des Alterthums, verrosteten Glanz, dunkeln Licht, widerlichen Reiz, zweifelhaften Glaubwürdigkeit, allen aber Natur" verschaffen kann? Werden die besten deutschen Schriftsteller zu ihrer Titelvignette bald die drei Grazien als Sinnbild haben können: die Thalia mit ihrem Füllhorn voll Früchte, die leichte, gefällige Euphrosyne, und die bezaubernde Aglaja? Lasset uns einige neuere Originalschriftsteller aufführen, die diesen Grazien nnd mit ihnen dem Genius unserer Sprache geopfert haben, und die Ehre unserer deutschen Literatur sind. [1]

11.

1. Winckelmann, der Ruhm der Deutschen selbst unter dem römischen Himmel; den die Muse des Alterthums und der Geschichte, die unsterbliche Clio, hat lassen geboren werden, um die Kunst der Alten zu erklären. Ich führe es nicht an wie er die besten Blüthen jeder antiken Schönheit in seine Seele gesammlet; wie er hier unter Schriften, dort unter Denkmälern Auge und Geist gebildet; wie er seine Werke, so wie Raphael seine Gemälde, mit Feuer entwarf, und mit einem glücklichen Phlegma vollendete; wie

[1] Anmerk. Ich würde meinen classischen Schriftstellern einen Schimpf anthun, wenn ich ihre Schriften erst anführen müßte. Man wird Hagedornen nicht mit dem Dichter verwechseln, von Moser seine ersten Schriften nehmen; Abbt im Styl als einen deutschen Tacitus ansehen, den man lesen, studiren, nicht nachahmen muß; meine Worte von Spalding nicht aus den Gränzen der Litteratur reißen, und die Grundlage zu der Entwerfung des Hamannischen Charakters in seinen Kreuzzügen S. 219 suchen.

er eine systematische Geschichte unter Ruinen und Ueberbleibseln liefern konnte — sondern ich muß mich hier bloß auf die Schreibart einschränken. So wie die attischen Jünglinge an dem Altar der Pallas Aglauros ihrem Vaterlande den Eid der Liebe schwuren, so hat die Muse auch auf seine Schriften geschrieben: dem Vaterlande geweihet. Wenn ich mir zum Gebäude des Körpers die weise Einfalt des Sokrates, des Lehrers der Grazie, denke; wenn ich diesem Körper das Gewand der Natur von Xenophon, und von dem andern Schüler Sokrates, dem göttlichen Plato, die Flügel hoher Ideen gebe, so steht ein Bild vor mir, als wenn es die Muse der Winckelmannischen Schriften wäre. Einfältig im Vortrage, natürlich in der Ausführung, und erhaben in den Schilderungen, sind sie Werke der Unsterblichkeit würdig, und der Name unsers Jahrhunderts.

2. Hagedorn hat der Göttin der Gemälde einen Altar von weißem Marmor errichtet, und mit vieler Annehmlichkeit um ihn Blumen zu streuen gewußt. Das ganze Werk zeiget vielen Geschmack des Künstlers, noch mehr Kenntniß des Werkmeisters, und die feinste Kritik des Costume; das Bildniß der Göttin selbst aber ist dem Fleiß, der Mühsamkeit und Dauer nach eine ächte mosaische Arbeit. — — Doch ich rede frei und ohne Schleier. Der Verfasser verräth viele Bekanntschaft in den Kunstsälen von hohem Geschmack, und in den Maleraкademien nach dem Ueblichen; aber vielleicht etwas mindere in dem heiligen Haine der schönen Natur; daher seine philosophischen Betrachtungen über das Schöne ꝛc. in der Kunst nie das Wesen erreichen. Für Lehrlinge ist sein Lehrbuch eine zu dunkle und in den Schönheiten zu verschlossene Encyklopädie der Malerei; desto angenehmer aber einem Leser, der eben so sehr Werkmann seyn will, als er leichte und galante Betrachtungen anhören, gelehrte und weltübliche Anspielungen verstehen, und den ganzen Zuschnitt bis auf die kleinste Nuance hofmäßig bemerken kann. Wenn

Cäsar das Bild der Venus beständig bei sich trug, deren Sohn, ein zweiter Aeneas, er seyn wollte, so war sie freilich nach römischem Geschmack bewaffnet; aber die griechische Venus, wenn sie die Pallas überwinden will, ist nackt, und mit den Zierrathen ihrer irdischen Schwester nicht beharnischt. So kann auch ein Verfasser der Sohn der irdischen bekleideten Schönheit seyn, bei der man von dem schönen Gewande auf das darunter Verhüllte, und von dem schönen Anstande auf die Seele schließt; allein vielleicht würde ein Proxenides [1] über sein Kunststück urtheilen: führe diesen Paris in die Eleusinischen Heiligthümer, daß er die Schönheit nackt erblicke, und nackt sage. Indessen wer kann so genau die Gränze finden, daß der Fleiß nicht Mühsamkeit verriethe, der Geschmack sich nicht manchmal mit schönem Eigensinn paarte, und der Unterricht nicht oft nach Grundsätzen eine Lüsternheit übrig ließe. Ich urtheile frei, wie ein Deutscher! ihr Deutschen! haltet ein Werk werth, an dem der Franzose bloß etwas vom Geschmack, der Britte vom Fleiß, und der Wälsche vom Unterricht abborgen kann: das ganze ist euer!

Von den Denkmälern der Kunst komme ich zu denen die den Bürger bilden! Und da steht ein deutscher Browne!

3. Moser [2] kennet das Schrot und Korn der deutschen Sprache, der alten lutherischen Religion, der alten Freiheit, Ehrlichkeit und gesunden Vernunft unserer Väter; und er kann mit mehrerem Rechte unser deutscher Browne seyn als andere mit Platonischen Träumen, und mit einer hypochondrischen Fülle von politischer Tugend. Wie Parrhasius dort den Geist der Athenienser malte, „der ver-

[1] Vermuthlich ein πρόξενος, Cicerone.

[2] Dieses ganze Bild ist nach der Idee gezeichnet die der Verfasser aus den ersten Moser'schen Schriften zog. Er stellet es hin, ohne untersuchen zu können und zu wollen wie weit nachher Vielschreiberei, veränderte Situationen und halbverstandene Religionssätze den Herrn v. Moser haben bringen können.

änderlich, rachsüchtig, ungerecht, unerbittlich und gnädig, ruhmredig, erhaben und niedrig, wild und feige und alles zugleich war," so könnte Moser den Geist der Deutschen malen wie er war, und wie er ihn haben wollte. Alsdann aber muß auch in dem Geschmack der Erfindung keine fromme Misanthropie, in der Zusammensetzung kein ungesunder Ueberfluß, in der Zeichnung kein schiefer Geschmack herrschen, der halb französisch und halb brittisch ist. Er liefere sein Werk auch der Form nach mit allen deutschen Vollkommenheiten geschmückt: tiefsinnig, reich, und wahr in der Erfindung; voll Bedeutung in der Zusammensetzung; männlich in der Zeichnung, und in der Ausführung vollendet. Jetzo muß der ehrliche deutsche Leser bei allen Moserischen Schriften sämmtlich und sonders bedauern daß der Minister zu sichtbar dictire, der Weltweise nicht Zeit genug zu verdauen, und der Schriftsteller nicht Muße genug selbst zu schreiben und anzuordnen habe. Hätte der Verfasser irgend in Deutschland einen andern Amphitryon, der die Macht und Geschicklichkeit besäße seine zerstreuten Gedanken zu verbinden; die wassersüchtige Fülle in einen Körper zu verwandeln, wo volle gesunde Adern unter einer feinen Haut sich verbergen; ein zweiter Moser, der auch bisweilen sein Antipode seyn könnte, um viele schwermüthige Klagen mit leichtem und gesundem Blut zu lesen, ja der ihn endlich davon abbrächte ein Prediger in der Wüste zu seyn. — Sollte es nicht mit zur deutschen Nationalfreiheit gehören daß ein Genie, welches selbst nicht Mutter seyn kann, fremde, wohlgebildete, aber ausgestoßene Kinder aufnähme, und sich an ihnen Mutterverdienst erwürbe? Ein Patriot für drei Zeitalter in Deutschland verdient dieß!

4. Jetzt ein Censor, aber ein munterer Censor der Verdienste! Abbts Schriften sind für die Deutschen Original; der gute gesunde Menschen- und Bürgerverstand der in ihnen herrscht ist das Erbstück unserer Nation; die analytische Auflösung der Begriffe ist

die beste Methode deutscher Philosophie; die Fülle seiner Schreibart, die statt der französischen Charaktere und der brittischen erdachten Beispiele durch Geschichte lehrt, nährt unsern Geist, und das Eigenthümliche seiner Schreibart unsere Einbildungskraft. Das Feuer der Phantasie, in dem der Verfasser dachte und schrieb, aber nicht hätte lesen sollen, glüht jeden Leser an der es versteht ein Buch in eine Person, und todte Buchstaben in Sprache zu verwandeln; alsdann hört man, und denkt und fühlt mit dem Autor. Kannst du aber, lieber Leser, nichts als lesen; nicht die Lücken, die dir überlassen wurden, in Gedanken selbst ausfüllen; nicht weiter denken, wo dir Aussichten eröffnet werden, so wirst du inne werden was eben der Verfasser sagt: „dem Sprechenden helfen seine Gebärden und der Ton der Stimme den Verstand bestimmen, da dieß alles hingegen in einem Buche wegfällt.“ [1] Wenn ich diesen Schriftsteller mit Zimmermann vergleiche, so bemerke ich freilich an dem letzten mehr Fleiß in der Auswahl der Gedanken und Worte; aber einen gewissen französischen Geschmack, einen Reichthum von Anführungen, der dem Verfasser selbst weniger übrig läßt als er liefern könnte. —

5. Jetzt ein Schriftsteller nicht bloß des Vaterlandes, sondern auch der Menschheit: Spalding. So wie seine Wahrheiten sich zwischen Philosophie und gemeine Beobachtungen stellen, so gränzt auch sein Vortrag mit Genauigkeit und Aufwand; sein gesetzter

[1] Da Abbt in seiner Vorrede den werthen Herrn Claville nennt, so führe ich einen andern französischen Schriftsteller unsers Jahrhunderts an: Traité du mérite p. Mons. l'Abbé de Vassez, 1703, und die zweite Ausgabe 1704, der aber über das Verdienst sehr französirt zu haben scheint, da er von den Verdiensten eines bel-esprit, von den sinnlichen Verdiensten viel zu schwatzen weiß, etwas was Abbt S. 284—287 in seiner Blöße darstellt. Magre Discourse über den Vorzug des Verdiensts vor Geburt und Reichthum scheinen das A und O dieses Werks zu seyn, das ich nur aus Recensionen kenne.

Styl nimmt hie und da die Miene des Tiefsinns an, und sein blühender Styl scheint sich in den Luxus zu verlieren; aber man trete näher! Selbst der Aufwand wird alsdann ein Stück des Nothwendigen, und die Schreibart schließt sich der Denkart so an, wie die nassen Gewänder der Alten den Körper durchschimmern ließen. Dieß geht so weit daß, wie ich glaube, die dem Verfasser bisweilen mühsam gewordene Denkart immer durchblickt, er mag sie so sehr mit Blumen bestreuen als er will. Aber eben dieß verbürgt auch die Treue mit der er seine Seele entdeckt, und die in den Materien, worin er schreibt, und in unserer Zeit ein seltenes Muster ist. Gesunden Menschenverstand in den Kanzelvortrag zu bringen, der das Mittel zwischen gelehrter Weisheit und unverständlicher Wortkrämerei halte; der den jüdischen und gelehrten griechischen Ton mit einerlei Vorsicht vermeide; der die Kanzel erniedrige, aber weder zum mosaischen Stuhl eines Rabbi, noch zu einem philosophischen Katheder — zu dem Rednersorte eines Freundes, eines Vertrauten, eines Seelensorgers — dieß sey der Charakter deutscher Predigten. Welch ein Unterschied, wenn ich Spalding mit einem ebenfalls denkenden, gelehrten und beredten Theologen vergleiche; es ist kein anderer als Acken. Wenn ich die Predigten dieses Mannes als erbauliche Abhandlungen ansehe, so verbinden sie philosophische Genauigkeit, deutschen Nachdruck und griechische Schönheiten mit einander bis zu den kleinsten Theilen; zu lesen sind sie vielleicht Predigten, die die meisten Franzosen an Gründlichkeit, die Engländer an feinen Verzierungen, und seine Landsleute an nachdrücklicher Kürze in dieser Art von Schriften hinter sich lassen. Darüber wundere ich mich also nicht daß sie wider ihr Verdienst unbekannt geblieben; denn sie sind ja keine Postillen, und keine blendenden Sermons; aber das bedaure ich daß dieser deutsche Chrysostom theils schon in ihnen oft ein heiliges Dunkel wölbet, dem System, dem Gesichtspunkte und dem Vortrage nach; theils sich nachher so

hat verirren können, um vom Ursprung der Opfer auf mystische Art zu schreiben:

Infert se tectus nebula. Mirabile dictu!

6. Sokrates führte die Weltweisheit unter die Menschen; hier ist der philosophische Schriftsteller unserer Nation, der sie mit der Schönheit des Styls vermählt haben soll: der Verfasser der philosophischen Schriften.[1] Ja er ist's, der seine Weltweisheit in ein Licht der Deutlichkeit zu stellen weiß, als hätte es die Muse selbst gesagt. Er denkt da wo andere sich begnügen Schönheiten zu empfinden; er hat unter den Deutschen die Kritik der schönen Wissenschaften ausgebreitet, die Baumgarten in Absicht der lateinischen Schriftsteller so vorzüglich bewies: und —

Ich fühle es doch bei seinen philosophischen Schriften manchmal was er selbst fühlte: „ich bekenne es daß sich zu bloß speculativen Untersuchungen kein Vortrag besser schickt als der strenge systematische. Ich trauete mir aber das Vermögen und die Fertigkeit nicht zu meine Gedanken beständig an eine so strenge Ordnung zu kehren." Man hat ihm hierüber, als über ein Compliment, Gegencomplimente gemacht; allein wenn Moses unter dem systematischen Vortrage mehr als eine äußere mathematische Lehrart versteht, so wird jeder seine Entschuldigung für Wahrheit annehmen. Jugendliche Einkleidungen in Briefe und Gespräche, die Episoden in den Briefen, und die fremden Eingänge in den Gesprächen scheint mir ein Putz, den die philosophische Würde nicht braucht. Denkende Leser führt er von der Betrachtung der Wahrheit selbst ab: sie müssen sich von den Spaziergängen nachher wieder zurück finden; und wer bloß wegen dieser Einkleidung lieset — für den hat Moses nicht geschrieben; eine Braut bloß wegen ihres Putzes lieben, ist lächerlich. Der Weise sehe seinen Gegenstand so helle als Moses, zeige ihn im rechten Gesichtspunkte, leite die Ideen natürlich fort, habe die Er-

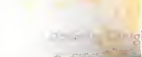
[1] Th. 23. S. 59.

läuterungen und die Sprache in seiner Gewalt, so wird eine simple Abhandlung daraus werden, ohne Trockenheit und fremden Schmuck; sie wird ihren ganzen Zweck erreichen, einem Leser der Wahrheit sucht und liebt, ohne Zwang und Umwege, ein Geleitsmann zu seyn — wozu? nicht zu lernen, sondern selbst zu denken. So sind die Abhandlungen im zweiten Theile der philosophischen Schriften; einige Literaturbriefe, die eigene Betrachtungen liefern, vielleicht von eben dem Verfasser, und — die Lessing'schen Abhandlungen.

7. Lessing — leider! daß ich von ihm ein einziges ausgearbeitetes prosaisches Werk anführen kann, da doch das Publicum längst eine neue veränderte Ausgabe seiner Schriften erwartet hat, die, in Betracht seiner Talente in Witz und Phantasie, in Betracht seines Scharfsinns im Zergliedern, und seines glücklichen Ausdrucks, die Worte zur Aufschrift verdienen wird: „so viel that er; Nachwelt, schließe daraus was er thun konnte!"

8. Wir haben noch einige niedliche Abhandlungen in der Literatur die letzten Jahre her erhalten, unter denen ich die Möser'schen Schriftchen: Harlekin, oder vom Groteske-Komischen, seinen Brief an den savoyischen Vicar u. s. w. nenne. Und überhaupt läßt sich an einem kleinen Klopstockischen Stücke des nordischen Aufsehers u. s. w. mehr lesen als an dicken Bänden im geläufigen Styl ersäuft — Es ist übrigens zu beklagen daß man einige der besten deutschen Poeten nicht sonderlich im prosaischen Styl loben will; wie ich dieß bei dreien insonderheit bemerkt zu haben glaube, denen es nicht gleich gut gelingt Briefe und Lieder, Fabeln und Abhandlungen zu schreiben.

9. Darf ich unsere Schriftsteller mit einem Autor beschließen, der nach dem ersten Urtheil der Literaturbriefe mit Winckelmann eine Aehnlichkeit hatte, und nach dem letzten Richtersprüche sein Antipode geworden; der erst ein Heiligthum unserer Zeit (*ἀνάθημα*) war, und nachher zum Zeichen des Schreckens (*ἀνάθεμα*) wurde:



es ist der Verfasser der Sokratischen Denkwürdigkeiten. Wer ihn nicht als Gestirn betrachten will, sehe ihn als Meteor an; ein Phänomenon bleibt er immer, im Eigenthümlichen unserer Sprache.

Der Kern seiner Schriften enthält viele Samenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und einer merkwürdigen Belesenheit; die Schale derselben ist ein mühsam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anspielungen und Wortblumen. Der Philolog hat, damit ich mich seines eigenen Zeugnisses bediene, und seine Manier gleichsam nach seiner Manier schildere, [1]

Gelesen: und allerdings viel, weitläuftig und mit Geschmack gelesen (multa et multum legit); allein die Balsambüfte vom ätherischen Tisch der alten, mit einigen Vapeurs der Gallier und dem Brodem der brittischen Laune vermischt, sind um ihn zu einer Wolke geworden. Seine Belesenheit ist also unleserlich zusammengeflossen, wie eine Schrift, auf unzusammenhängend Papier geschrieben; und wenn freilich eine kleine nähere Anzeige der Spruchstelle, worüber er commentirt, vieles enträthseln, aber auch verrathen würde, so bin ich, der ich selbst unter die stummen Leser seiner Schriften gehöre, nicht im Stande hier Errathungen für Gesichtspunkte angeben zu können.

[1] Kreuzzüge, S. 219. Ein Recensent von blöden Augen und leichter Zunge hat dieß nicht einsehen, und also Dinge in die Welt schreiben können die er allein die Ehre haben wird zu wissen, zu sagen und zu glauben. Dem gesundern Publicum wird meine Versicherung genug seyn, daß dieser mein Freund, den ich in drei Ländern gleichsam nur begegnet habe, weder mein Apollo, noch mein verderbender Apollyon sey, daß ich weder zu seiner Schule gehöre, noch meine Schriften verfasset um seinen Geschmack auszubreiten: wie alles dieß bloß der genannte Kritikus so sonnenklar sieht, daß er das Gebiet dieser Schule von Schleswig bis nach Riga zu ziehen weiß, und Schriftsteller zusammenbringt die sich bloß in einem Kopf wie der seinige ist zusammenfinden können.

Beobachtet: seine Bemerkungen vereinigen eine ganze Aussicht in einen Gesichtspunkt. Hier stehe aber ein Leser der diesen Punkt treffe, oft auf einem Wortspiel hafte, der sein Auge, der seine Laune zu Beobachtungen hat — sonst sieht er verzogene Stellungen, und Schimmel statt eines mikroskopischen Wäldchens. Leser, der du diese hingeworfenen Beobachtungen verstehen, brauchen, ergänzen kannst, du hast sie erfunden!

Gedacht: wie es scheint, über Schriften die ihm ein Aergerniß oder eine Augenweide gewesen — und über Vorfälle dazu er allein den Schlüssel behält. Weil er aber die Spinnengewebe der Systeme haßt, so ist jeder Gedanke eine unaufgefädelte Perle; jeder Gedanke ist in ein Wort eingekleidet, ohne welches er ihn nicht denken und sagen konnte.

Angenehme Worte gesucht und gefunden: seine Annehmlichkeiten sind keine Folgen von gelehrten Regeln; seine Fehler sind so gar, bis auf die Einkleidungen, Anspielungen und Licht und Schatten, bei ihm regelmäßige Fehler. Erfindung und Zeichnung sind Früchte der Denk- und Sehart, und eine Zunge kann stammlen, wenn die Seele gewisse Ideen nicht zu verknüpfen und auszudrücken weiß. — Barocci malte grünes Fleisch, und Guercino ein trauriges Colorit; von den Schriften dieses Verfassers gilt es also vermuthlich was Plinius vom Maler Euthykrates sagt: austero maluit genere, quam jucundo placere.

Seine Nahrung von Ferne gebracht: oft woher und wo es niemand vermuthete und dachte. Wo der ehrwürdige Satyr, Swift, leichtfertige Träumer und fromme Seleniten fand, im Monde; da findet ein anderer Ritter und Riesen:

> Ich hieb viel tausend Feinde nieder,
> In allen Nesseln, die ich fand,
> Da lagen denn die kleinen Leichen, u. s. w.

s. Gedichte von Karschin.

Hätte unser jetzo ebentheuerlicher Sokrates eine Aspasia seine Gedanken auszudrücken, und einen Alcibiades sie auszubilden, vielleicht hätte er Schüler und Nachkommen, bis alsdann vielleicht im dritten Gliede ein Aristoteles, **Socratis et Platonis peior progenies**, ein System in der Philologie errichtete, woran sein Großvater nicht gedacht hatte.

12.

Habe ich einen dieser Schriftsteller classisch [1] genennet? Will ich sie für die einzigen guten und vortrefflichen ausgeben? Allen vor und außer ihnen ihren Werth abläugnen? Nichts von allem! Ich am allerwenigsten mag ein Brabeuta classischer Schriftsteller seyn, da ich selbst keiner bin und seyn will. Aber deutsche Schriftsteller, die vielleicht bei tausend Fehlern ihrer Sprache mächtig, auf eine gewisse eigene Art dieselbe behandeln, — die sind mir theuer, und so habe ich einige, wie ich sie kenne, aus den letzten Jahren genannt und charakterisirt. Wer mir mehr als dieß anmuthen will, spricht mit seinem und meinem Schatten.

Und überhaupt ist mir's unausstehlich daß man mit dem Ehrenwort classisch so schülermäßig spielt, daß jeder reingewässerte, regelmäßige Tropf sich diesen Namen anmaßen könnte. Eben weil ich in diesem Wort mehr finde als den Kern desselben aus Grammatik und Schuloratorie herauszuklauben, eben deßwegen bin ich damit so eigensinnig und sparsam. Ueberall höre ich classisch nennen; was ist denn classisch? Classisch für wen? Classisch in welcher Materie? Himmel! kann man denn alle diese Fragen übergehen? Und übergeht man sie nicht, wo wird man mit den meisten canonisirten Schriftstellern bleiben?

Man bringt mir z. E. Gottscheds wohlweise Dicht- und Redekunst — ein classisches Buch? Das glaube ein anderer als

[1] In das Register der ersten Ausgabe war dieß Wort durch ein Versehen gekommen, daran ich nur halb schuld bin.

ich; ehe ich sie dafür, und für Sibyllinische Bücher bezahle: lieber ins Feuer! Man bringt mir Mosheims akademische Lehrbücher — Classische Schriften? für wen denn? zu classischen Schriften träume ich mir doch ein anderes Publicum als akademische Lehrlinge! Und in Lehrbüchern den einzigen classischen Schatz der deutschen Nation finden zu wollen, ein ganzes Publicum zu Schulknaben zu machen — hier fühle ich Schamröthe auf meinen Wangen aufgehen! Man fährt fort: [1] „Mosheims Geschichte des Servetus — Classisch!" ich bin noch verlegen! Nun ja denn endlich, wenn man will, classisch; aber doch nicht für jede Gattung der Schreibart? höchstens in einer eingeschränkten Gattung derselben, der Historie — und noch enger in nicht mehr als einer Gattung des historischen Styls; weiter nicht! — Jetzt tritt Abbt [2] an mich: „Uebersetzungen der Alten, wenn sie sind wie sie seyn sollen, können unsere classischen Schriftsteller werden?" Ich zucke die Schultern: kaum! denn bei dem vortrefflichsten Anpassen fremder Redensarten an meine Muttersprache trete ich vielleicht ihrem eigenen Genie zu nahe; wenigstens wird mir dieß nur immer die zweite Sache, und so schreibe ich nicht völlig aus, sondern höchstens nach derselben, oder derselben nicht zuwider: ist dieß aber genug?

Für meinen Eigensinn nicht! denn der — (nun nehme ich alle Zweifel zusammen) der wägt ein Buch nach dem Innern seiner Schreibart, und so kommen die Herren Gottsched und Basedow gleich nebenan, die vielleicht nicht einmal nach dem Aeußern die Probe aushielten. Er will zum classischen Schriftsteller einen Autor für die Nation; und nun werden manche unserer akademischen Herren beiseit zu treten belieben. Er unterscheidet Gattungen der Schreibart, deren jede ihre eigenen Gesichtszüge hat; ein Menschengesicht kann ja aber nicht für alle gelten, und ein Buch in einer Art

[1] S. Briefe über den jetzigen Zustand der sch. W. Breslau, 1755.
[2] Lit. Br. Th. 13. S. 98. u. s. w.

der Diction nicht für alle anderen ein Muster seyn. Er fordert endlich daß classische Schriften die Schätze ihrer Sprache aufbehalten sollen; und so müssen dieselben durchaus idiotistisch geschrieben seyn, so viel möglich, als wenn keine andere Sprache in der Welt wäre. Nun sind auch die Abbtischen Uebersetzungen fortgeschlichen, und ich stehe allein.

Wo sind unsere vielen Schriftsteller, die nach ihrer Materie, und nach dem Innern ihres Vortrages für die Nation, aus den Tiefen ihrer Sprache, ihrer Art des Inhalts aufs genaueste angemessen, so geschrieben hätten daß sich nichts anders, nichts besser sagen läßt? Wo sind solche Schriftsteller in jeder Gattung der Schreibart? — Antworte doch statt meiner ein allzeitfertiger Kunstrichter, der bloß aus seiner Grammatik und Redekunst mit leichter Zunge antworten kann, und über alle diese Bedenklichkeiten hinweg ist.

Sey classich wer da wolle! ich werde keinem Kränze aufsetzen, noch rauben; das erste muß die Nation, das andere mögen Wortgrübler thun. Ich kann nichts, als sie wünschen, ihnen in die Hand arbeiten, und sie kenntlich anwenden. — Wollen wir classische Schriftsteller haben, so müssen —

Akademien und Schulen nicht der einzige Sitz der Musen, und der Parnaß des Apollo seyn; denn was ist dem Charakter eines Schriftstellers der Nation fremder als wenn er mit dem Publicum wie mit Schülern vom Katheder herunter spricht? nirgends sein Auditorium und seine Werkstätte vergißt? und sich alsdann neben einen Xenophon, Tacitus, Hume und Montesquieu dränget? Professor- und Paragraphenstyl ist hier nicht das einzige Hinderniß; ein weit größeres ist den lehrenden Ton auch im Lehren zu vermeiden, Lesern ihre Gesichtspunkte abzulauren, bilden und nicht unterrichten. Und Gottlob! daß wir schon so halb auf dem Wege sind; schon so weit daß die lateinische Sprache nicht mehr

für die Sprache Apollo's gilt; so weit daß unsere barbarische Muttersprache uns schon anfängt die liebste zu werden; so weit daß die Schriftsteller der Bildung nicht allein auf Schulen und Akademien leben dürfen, oder nicht wie auf Schulen und Akademien schreiben. Nur werde dieser Ton der Welt allgemeiner; er mißrathe nicht auch bessern Schriftstellern oft; er werde herrschend in allen Schriften der Bildung, die ich hier von Gelehrsamkeit unterscheide. Wird er dieß, so ist die Polhöhe zu classischen Schriften bestimmt.

Nun fange man an, die Hauptgattungen des Vortrages, vom gesellschaftlichen Dialog an bis zur tiefsinnigen Philosophie, in diesen Ton zu stimmen. Bekommt man in jeder nur einige — durch diese wenigen Schaustücke ist man reicher als durch jene Menge glatter Scheidemünzen, wo überall Kupfer durchblickt, die leicht durch die Finger schlüpfen und sich leicht vergeben lassen. So sind unsere lesbaren Schriftsteller, die kein Nationalschatz sind.

Wollen sie dieses seyn, so müssen sie zuerst in die Goldgruben der Sprache herabsteigen, und auch Gesetz und Regel übertreten können. Ist also noch unsere Sprache in der Zeit der Bildung, da sie aus sich selbst vieles zurücknehmen, aus andern vieles annehmen kann, so ist sie noch in der Zeit der Versuche, der Bearbeitung. Muster und ewige Muster erwarten (in den meisten Gattungen der Prose) vielleicht eine spätere Zeit. Lasset uns also nur idiotistische Schriftsteller, eigenthümlich für unser Volk, für Materie und Sprache seyn; ob wir classisch sind, mag die Nachwelt ausmachen.

III.

Der Faden ist einmal gerissen, warum soll ich ihn mühsam anknüpfen? — Unsere Sprache ist in der Zeit der Bildung, und das Wort Bildung der Sprache ist beinahe als ein Losungswort an-

zusehen, das heutzutage jedem auf der Zunge ist, Schriftstellern, Kunstrichtern, Uebersetzern, Weltweisen. Jeder will sie auf seine Art bilden, und einer ist oft dem andern im Wege. Wie also, wenn es jedem erlaubt ist zu bilden, so sey es mir doch erlaubt zu fragen was bilden heißt? was eine ungebildete Sprache sey? und was für Revolutionen andere Sprachen erlitten haben, ehe sie ausgebildet erschienen? — Wenn jeder seinen eigenen Weg nimmt, um auf die Vollkommenheit einer Sprache gerade loszugehen; ich sehe diese Wege sich durchschneiden, gerade gegen einander laufen, von einander abgehen; ist es nicht der Nachfrage werth, wo denn alle hingehen? ob sie in ein Zauberschloß der Vollkommenheit zusammen treffen, oder ob man mehr als einen Merkstab stecken müsse, wo sie hinaus laufen? — Damit will ich nun keinen Fußgänger auf seiner Bahn irre, und keinen Parteigänger, dem alle Wege gleich gut sind, zu meinem Nachfolger machen; für mich selbst will ich die Sprache in verschiedenen Zeitaltern, auf verschiedenen Stufen, in mancherlei Gesichtspunkten der Bildung kennen lernen; vielleicht läßt sich dann über ihre Bildung was gewisses bemerken, was vollständiges entwerfen, und was nützliches vorzeichnen.

Allerdings behalte ich beinahe immer die griechische Sprache [1] im Auge. In und von welcher Sprache haben wir so viele Urkunden, Nachrichten, Hülfsmittel? welche hat sich so ursprünglich und auf ihrem eigenen Boden zur Literatur gebildet? welche hat sich so mancherlei Gattungen der Literatur, auf eine ihr eigene ursprüngliche Art, anschmiegen gelernt? welche ist in allen Gattungen so vollkommen geworden? und welche hat ihre Zeitalter so ruhig durchlebt, dem Wachsthum der Natur so viel Platz gelassen, und sich gleichsam Zeit genommen zur Bildung? Keine als die griechische! Wenn Urkunden einer Sprache möglich sind, so haben wir sie in ihr — in ihr eine Menge von Ueberbleibseln und Denkmälern

[1] S. Bibl. der sch. W. 4. B. 1. St.

und Nachrichten, als vielleicht nicht in allen übrigen der alten Sprachen zusammengenommen. Sie ist nicht wie die Literatur anderer Sprachen ein Baum, der, dem Erdreich als ein Fremdling erzwungen, durch die Kunst als ein Sklave aufgetrieben, und als Weichling erzogen, widernatürliche Pfropfreiser empfängt, und den ungesunden Fleiß seines Treibers nicht anders lohnen kann als durch vorzeitige Früchte; durch Früchte die das Auge betrügen, den Geschmack aufbringen, statt ihn zu besänftigen, und am liebsten die Speise der Würmer sind; denn so war die Litera ur anderer Sprachen. Allein die ihrige war ein freiwilliger Baum, aus seiner Wurzel in schöner Erde langsam hervorgetreten. Aus edler Natur gebar er edle Keime, gesunde Blätter, erquickende Blüthen, vollendete Früchte. So mancherlei Gewächs- und Fruchtarten er empfing, so wurden alle seine Säfte verwandt, und in seine Natur veredelt; nichts an ihm erstickte durch den überwältigenden Schatten eines zu nahen, hohen Baumes; nichts wurde durch die nachbarlichen Gewächse verbittert; nichts durfte in zu enger Luft verrotten — in freiem, seligem Revier breitete er sich mit allen Aesten und Zweigen aus, und ward die Krone aller seiner Nachbarn, und die Mutter so vieler Sprößlinge; heilig, wie jene Homerische Buche Jupiters, auf welcher die Göttin der Weisheit und der Vater der Musen, Minerva und Apollo, in der Gestalt tapferer ansehnlicher Vögel saßen, und sich an den Helden vor Troja ergötzten. — Welche Sprache also, als sie, ist der Betrachtung, der Nachahmung würdiger? Nur wer, als ein Grieche, kann sie kennen, betrachten, nachahmen? —

Ich wenigstens nicht, und so kann ich auch nicht völlig aus und nach ihr zeichnen. Ich muß andere zu Hülfe nehmen; Muthmaßungen aufrufen, — Hypothesen versuchen — doch warum so viel Vorbereitens auf eine Kleinigkeit, auf einen Roman!

Von den Lebensaltern einer Sprache.

So wie der Mensch auf verschiedenen Stufen des Alters erscheinet, so verändert die Zeit alles. Das ganze Menschengeschlecht, ja die todte Welt selbst, jede Nation, und jede Familie haben einerlei Gesetze der Veränderung, einerlei Lebensalter — und so die Sprache. Daß man dieß bisher so wenig als möglich unterschieden, daß man diese Zeitalter beständig verwirret, werden die Plane zeigen die man so oft macht um eine Stufe aus der andern ausbilden zu wollen. Man reifet das Kind zu früh zum Milchhaar des Jünglings; den muntern Jüngling fesselt man durch den Ernst des Mannes, und der Greis soll wieder in seine vorige Kindheit zurückkehren; oder gar eine Sprache soll auf widersprechende Art die Tugenden aller Alter an sich haben. Verkehrte Versuche! die schädlich würden, wenn nicht die Natur mit vielen nachtheiligen Entwürfen einen Grad von Schwäche verbunden hätte der sie zurückhält. Ein junger Greis, und ein Knabe der ein Mann ist, sind unleidlich; und ein Ungeheuer das alles auf einmal seyn will ist nichts ganz.

Eine Sprache in ihrer Kindheit bricht, wie ein Kind, einsylbige, rauhe und hohe Töne hervor. Eine Nation in ihrem ersten wilden Ursprunge starret, wie ein Kind, alle Gegenstände an. Schrecken, Furcht und alsdann Bewunderung sind die Empfindungen, deren beide allein fähig sind, und die Sprache dieser Empfindungen sind Töne — und Gebärden. Zu den Tönen sind ihre Werkzeuge noch ungebraucht, folglich sind jene hoch und mächtig an Accenten; Töne und Gebärden sind Zeichen von Leidenschaften und Empfindungen, folglich sind sie heftig und stark; ihre Sprache spricht für Auge und Ohr, für Sinne und Leidenschaften; sie sind größerer Leidenschaften fähig, weil ihre Lebensart voll Gefahr und Tod und Wildheit ist; sie verstehen also auch die Sprache des Affects mehr als wir, die wir dieß Zeitalter nur aus spätern Berichten und

Schlüssen kennen. Denn so wenig wir aus unserer ersten Kindheit Nachricht durch Erinnerung haben, so wenig sind Nachrichten aus dieser Zeit der Sprache möglich, da man noch nicht sprach, sondern tönete; da man noch wenig dachte, aber desto mehr fühlte, und also nichts weniger als schrieb.

So wie sich das Kind oder die Nation änderte, so mit ihr die Sprache. Entsetzen, Furcht und Verwunderung verschwand allmählich, da man die Gegenstände mehr kennen lernte; man ward mit ihnen vertraut und gab ihnen Namen, Namen die von der Natur abgezogen waren, und ihr so viel möglich im Tönen nachahmten. Bei den Gegenständen fürs Auge mußte die Gebärdung noch sehr zu Hülfe kommen, um sich verständlich zu machen; und ihr ganzes Wörterbuch war noch sinnlich. Ihre Sprachwerkzeuge wurden biegsamer, und die Accente weniger schreiend. Man sang also, wie viele Völker es noch thun, und wie es die alten Geschichtschreiber durchgehends von ihren Vorfahren behaupten. Man pantomimisirte, und nahm Körper und Gebärden zu Hülfe; damals war die Sprache in ihren Verbindungen noch sehr ungeordnet und unregelmäßig in ihren Formen.

Das Kind erhob sich zum Jünglinge; die Wildheit senkte sich zur politischen Ruhe; die Lebens- und Denkart legte ihr rauschendes Feuer ab; der Gesang der Sprache floß lieblich von der Zunge herunter, wie dem Nestor des Homers, und säuselte in die Ohren. Man nahm Begriffe die nicht sinnlich waren in die Sprache; man nannte sie aber, wie von selbst zu vermuthen ist, mit bekannten sinnlichen Namen; daher müssen die ersten Sprachen bildervoll, und reich an Metaphern gewesen seyn.

Und dieses jugendliche Sprachalter war bloß das poetische. Man sang im gemeinen Leben, und der Dichter erhöhete nur seine Accente in einem für das Ohr gewählten Rhythmus. Die Sprache war sinnlich, und reich an kühnen Bildern; sie war noch

ein Ausdruck der Leidenschaft, sie war noch in den Verbindungen ungefesselt; der Periode fiel auseinander wie er wollte — Seht! das ist die poetische Sprache, der poetische Periode. Die beste Blüthe der Jugend in der Sprache war die Zeit der Dichter; jetzt sangen die ἀοιδοι und ῥαψωδοί. Da es noch keine Schriftsteller gab, so verewigten sie die merkwürdigsten Thaten durch Lieder; durch Gesänge lehrten sie, und in den Gesängen waren nach der damaligen Zeit der Welt Schlachten und Siege, Fabeln und Sittensprüche, Gesetze und Mythologie enthalten. Daß dieß bei den Griechen so gewesen, beweisen die Büchertitel der ältesten verlornen Schriftsteller, und daß es bei jedem Volk so gewesen, zeugen die ältesten Nachrichten.

Je älter der Jüngling wird, je mehr ernste Weisheit und politische Gesetztheit seinen Charakter bildet, je mehr wird er männlich, und hört auf Jüngling zu seyn; und eine Sprache in ihrem männlichen Alter ist die schöne Prose. Je mehr die Poesie Kunst wird, je mehr entfernet sie sich von der Natur. Je eingezogener und politischer die Sitten werden, je weniger die Leidenschaften in der Welt wirken, desto mehr verlieret sie an Gegenständen. Je mehr man an Perioden künstelt, je mehr die Inversionen abschaffet oder durch Kunst vermehret, je mehr bürgerliche und abstracte Wörter eingeführt werden, je mehr Regeln eine Sprache erhält, desto vollkommener wird sie zwar als Kunst, aber desto mehr verliert die wahre Poesie der Natur.

Jetzt ward also der Periode der Prose geboren, und in die Runde gedreht. Durch Uebung und Bemerkung ward diese Zeit, da sie am besten war, das Alter der schönen Prose, die den Reichthum ihrer Jugend mäßig brauchte; die den Eigensinn der Idiotismen einschränkte, ohne ihn ganz abzuschaffen; die die Freiheit der Inversionen mäßigte, ohne doch noch die Fesseln einer philosophischen Construction über sich zu nehmen; die den poetischen Rhythmus

zum Wohlklang der Prose herunterstimmte, und die vorher freie Anordnung der Worte mehr in die Runde eines Perioden einschloß; — dieß ist das männliche Alter der Sprache.

Das hohe Alter weiß statt Schönheit bloß von Richtigkeit. Diese entziehet ihrem Reichthum, wie die lacedämonische Diät die attische Wollust verbannet. Je mehr die Grammatici den Inversionen Fesseln anlegen, je mehr der Weltweise die Synonymen zu unterscheiden oder wegzuwerfen sucht, je mehr er statt der uneigentlichen eigentliche Worte einführen kann, je mehr verliert die Sprache Reize, aber auch desto weniger wird sie sündigen. Ein Fremder in Sparta siehet keine Unordnungen und keine Ergötzungen. Dieß wäre ein philosophisches Zeitalter der Sprache.

Einen Roman dachte ich denn wohl eben nicht zu schreiben, da ich meine Hypothese von der Natur einer Sprache in verschiedenen Zeitaltern, Gesichtspunkten und Gattungen der Schreibart aufsetzte. Mein erster Augenpunkt war: wie ist sie als Sprache der Natur vor aller künstlichen Bearbeitung, in ihrer Kindheit? Wie muß sie seyn, da die ersten Dichter, die Sänger der Natur, in ihr sangen? Wie wird sie sich ungefähr mit den Sitten eines Volks zur bürgerlichen Sprache herunter bilden? Und wie, wenn sie den ersten natürlichen Prosaisten Raum gibt? In Poesien und Prose verfolgte ich sie also nur bis an die Gränzen der Kunst, und da ich sie unmöglich durch alle Schulen und Classen der Gelehrsamkeit begleiten konnte, sprang ich mit einemmal zur höchsten Stufe; wie, wenn sie eine philosophische Sprache im schärfsten angestrengten Tone wäre, wie dann? — Dieß war die Seele meines philosophischen Sprachenromans, und zum Körper ward die Vergleichung mit den Zeit- und Lebensaltern der Menschen; eine Parallele, die mir natürlich, wahr, richtig und fruchtbar vorkam, ja aber immer nichts als Vergleichung blieb. Nun überließ ich's dem Leser, der gelesen hätte, und denken könnte, dieß Fragment von Sprachkunde sich selbst aus Geschichte,

Sprachen und Wahrscheinlichkeit zu beweisen. Einige haben dieß nicht gethan; andere mich gar auf unbescheidene Art gemißhandelt, über das was sie nicht verstanden, und so muß ich an das verdrießliche Geschäft: mich selbst zu erklären.

1.

Zum voraus aber ein Wort zum Labsal auf diesen dunkeln Weg nahe an den Ursprung einer Sprache hin, für mich und meine Leser. — Es ist immer eins der angenehmsten Felder, auf welche sich die menschliche Neugierde verirren kann: über den Ursprung dessen was ist zu philosophiren. Können wir uns nur halb mit dem süßen Traume schmeicheln, zu wissen was etwas sey? unbefriedigt klettert unsere Wißbegierde sogleich höher an: war es immer so? wie ward es? Zuletzt hat sie sich also bis auf den kühnen Gipfel verstiegen, auf dem sie wie ein Wolkengeschöpf erscheint: den Ursprung selbst wissen zu wollen; ihn entweder historisch zu erfahren, oder philosophisch zu erklären, oder dichterisch zu muthmaßen.

Das letzte ist freilich nur für die Einbildungskraft befriedigend; für den Verstand höchstens eine Spur von Fußtritten, um zu der Höhle zu kommen wo der Riese selbst schlummert; aber auch in dieser Absicht voll Reiz. Die ältesten Nachrichten von der Kindheit der Welt, der Anfang merkwürdiger Verfassungen, frühe Erfindungen in Wissenschaften und Künsten, die Kosmogonien die sich jedes Volk erträumte, die dichterischen Fictionen in welche sich alle Weisheit und Kunst bei ihrer Geburt wie in Windeln einkleibeten — alle diese Ueberbleibsel vom Ursprunge der Dinge würden, wenn man sie als Reste eines alten Aeons sammlete, Baugeräth zu einem Tempel seyn, der von Ruinen erbauet groß ins Auge fiele. — Mit welchem Vergnügen durchträumen wir dichterische Erzählungen von diesem und jenem Ursprunge! Hier den ersten Schiffer, dort den ersten Kuß; hier den ersten Garten, dort den ersten Todten; hier das erste Kameel, dort das erste Weib — Erdichtungen, in denen

die Dichter unserer Sprache noch so sparsam sind. Ovids Verwandlungen sind auf der einen Seite so unschmackhaft als Feenmärchen nur seyn können; auf der andern aber, wenn sie aus der Mythologie uns bald dieß, bald das erklären, wie es ward, so lassen sie sich lesen als unterhaltende Anekdoten, aus dem Archiv göttlicher und menschlicher Erfinder, als Erdichtungen die eine reiche dichterische Einbildungskraft gebar. Vor allen stehet auch hierin Homer voran, der eine ganze Geschichte in ein Bild und die ganze Schöpfung einer Sache in ein mythologisches Märchen zu kleiden weiß. In ihm läßt sich über die Philosophie der ersten Zeit so angenehm und begeistert schlummern als in dem Tempel des dichterischen Apollo, der göttliche Träume sandte.

Wüßte man nun den Dichter mit dem Philosophen zu verbinden, und was beide liefern in Geschichte zu verwandeln — ein Plan, den der elende Polydorus Vergilius so verdorben, — ein Plan, zu dem Goguet mit vielem Fleiß gesammlet — ein Plan, über dem Iselin und andere mit Ruhm gearbeitet; — was würde er werden, unter der Hand eines Weisen über die Kindheit der Zeiten? Gewiß mehr als ein Kräuselspiel der Phantasie und ein Zeitvertreib müßiger Leser. Mit dem Ursprunge einer Sache entgeht uns ein Theil ihrer Geschichte, die doch so viel in ihr erklären muß, und meistens der wichtigste Theil. Wie der Baum aus der Wurzel, so wächset Kunst, Sprache und Wissenschaft aus ihrem Ursprunge herauf. In dem Samenkorn liegt die Pflanze mit ihren Theilen; im Samenthier das Geschöpf mit allen Gliedern; und in dem Ursprung eines Phänomenon aller Schatz von Erläuterung, durch welche die Erklärung desselben genetisch wird. Woher sind so viel Verwirrungen entstanden, als weil man den spätern Zustand einer Sache, einer Sprache, einer Kunst für den ersten nahm, und den Ursprung vergaß? Woher so viel Irrthümer, als weil ein einiger Zustand, in dem man alles betrachtete, nichts anders als

einseitige Bemerkungen, getheilte und unvollständige Urtheile geben mußte? Woher so viel Zwist, als weil jeder diese seinen Begriffe und Regeln, so einseitig sie waren, für die einzigen ansah, sie zu Lieblingsgedanken machte, nach ihnen alles entschied, und außer ihnen alles für Nichts, für Abweichung erklärte? Woher endlich so viel Selbstverwirrung, daß man aus einer Sache die nicht immer dieselbe blieb, immer verändert erschien, endlich nichts zu machen wußte — woher alles, als weil man den ersten Punkt nicht hatte, von dem sich das Gewebe der Verwirrung entspann; den Anfang nicht hatte, von dem sich nachher der ganze Knäuel so leicht abwickeln läßt; und den Ursprung nicht wußte, auf welchem die ganze Geschichte und Erklärung wie auf einer Grundveste ruhet.

Nun tappen wir freilich in einem dunkeln Gefilde, wenn wir der fernher tönenden Stimme nachschleichen; wie entstand dieß? Und bei wenigen Entstehungen ist um uns so viel Nacht, als bei der Frage: wie entstand die Sprache? Die Ursachen, die diese Dunkelheit weben, lassen sich leichter zeigen als verjagen. Ich versuche sie anzuzeigen, denn vielleicht läßt sich eher eine Wolke vertreiben, wenn man weiß woher sie entstand? und wenigstens wird mancher, dem dieser Weg so helle dünkt, behutsamer gehen lernen.

Der sicherste Weg zu Kenntnissen über die Kindheit der Sprache wären historische Nachrichten; allein daß diese Nachrichten möglich, daß sie sicher sind, daß sie bis auf uns reichen — dazu wird selbst eine der schwersten und spätesten Erfindungen erfordert: die Kunst — ich will nicht sagen die Kunst zu denken, sonst käme ich in das Labyrinth: wie weit hat die Kunst zu denken die Kunst zu sprechen, und diese jene gebildet und ausgebildet? — Ich bleibe also bloß bei der Kunst zu schreiben, zu schreiben was man will, ewig zu schreiben. Und wie viel später ist diese Erfindung, als die Kunst zu sprechen, und zu sprechen was man will? Und wie viel Revo-

lutionen hatte die Sprache überlebt, ehe man so weit kam? und ehe man an eine schriftliche Nachricht dachte? Und wie viel Jahrhunderte gilt diese letzte Kunst, so wie sie da war, nichts? Selbst die Tradition, damals die einzige Bewahrerin historischer Nachrichten, hatte sich längst heiser geschrien, sich mit Lügen und Fabeln vermischt, ehe man die Ueberbleibsel ihrer Sage schriftlich aufnahm. Sie konnte, wie die Echo, nur immer eine andere Echo wecken; ihr einen schwachen, verkürzten und halben Laut übergeben; dieser kürzte, verdunkelte und schwächte sich immer mehr, er verstummte beinahe, und war unvernehmlich, bis er endlich ein menschliches Ohr fand, das wenig oder nichts aus ihm buchstabiren konnte. Die griechische Sprache hatte im Homer schon ihren höchsten Gipfel erreichet, ehe die Kunst Bücher zu schreiben erhört war. Und woher nun Nachrichten vom Ursprunge der Sprache, die nicht selbst Muthmaßungen wären?

Ueberdem keine menschliche Erfindung ist auf einmal da, und am wenigsten die erste und größeste aller Erfindungen, die Sprache? Nicht war sie gleich was sie ward, und ist. Denn siehe diesen majestätischen Fluß; er entsprang — aus einer Quelle, die an sich unbekannt geblieben wäre, hätte sie nicht diesen Sohn geboren. Und die Quelle selbst? das ist schwerer! Aus dem Verborgenen quoll sie hervor, entstand nach und nach; ihren Ursprung hat niemand bemerken wollen, und man hat genug, zu erklären wie sie hat entstehen können. So ist's mit den größten Dingen, sie waren elende Versuche, wurden Spiele — Handgriffe — Künste — regelmäßige Künste — und spät genug eine Wissenschaft. So auch mit der Sprache. Lies den großen Homer, den Inbegriff aller Sprache der Götter, und gehe auf den Ursprung dieser göttlichen Sprache zurück; du wirst ihn in den Hüllen menschlicher Nothdurft, in einer Wiege der Kindheit, in Windeln erblicken, deren du dich schämen müßtest.

Und nehmen wir auch nicht so eine hervorragende Höhe, gehen wir auch mehr auf den Anfang zurück. Wann wird das Geschöpf geboren? Wann kommt es ans Licht? Wenn es schon vollständig gebildet ist. Im Verborgenen ward es gebildet, und — wie es erzeuget wurde, läßt sich ihm nicht ansehen. So gibt es bei allen menschlichen Productionen Erzeugung und Geburt. Von der letzten fängt sich Gestalt, Lebensalter und Zeitrechnung an; allein wie viel merkwürdige Veränderung, ja die ganze Gestaltung selbst wird darüber vergessen! So auch bei der Sprache; wer kann sie bemerken, ehe sie ist? wie sie wird? Da, und vollkommen da muß sie seyn, ehe sie auch nur bemerkbar wird — und der Forscher will das erste wissen!

Die meisten Dinge in der Welt werden durch ein Ungefähr, und nicht durch abgezweckte Versuche hervor-, weiter herauf- und herunter gebracht; und wo will ich nun mit meinen Vermuthungen hin, in einem Zauberlande des Zufalls, wo nichts nach Grundsätzen geschieht, wo alles auf das sprödeste sich den Gesetzen der Willkür und des Zweckmäßigen entziehet; wo alles, das meiste und kostbarste, dem Gott des Ungefährs in die Hände fällt. Hätten wir eine Geschichte der menschlichen Erfindungen, wie würden wir Erzeugungen finden, die nach der Kosmogonie des Epikurs durch ein Zusammentreffen der Atomen entstanden! Reihen von Ursachen wirkten zusammen, gegen und nach einander; Rad griff in Rad; eine Triebfeder gegen die andere; ohne Plan und Regel drängte eins das andere; feurig und schnell veränderten sich die Würfe; das Ungefähr hatte seine schlechten Loose fast erschöpft, ehe bessere fielen. — Nun entwerfe man nach einer philosophischen Heuristik Plane wie eine Sache hätte entstehen können? hätte entstehen sollen? Man wird mit allen Grundsätzen a priori ein Thor! Nicht wie die Sprache entstehen sollte? entstehen konnte? sondern entstanden ist? das ist die Frage!

2.

Wie nun? hätte man an so etwas gedacht, wenn man über Ursprung und Kindheit der Sprache urtheilen wollte — wo wären dann so manche philologische Hypothesen geblieben, die bloß nach dem verjüngten Maßstabe unserer Zeiten abgemessen waren? Wo so manche Urtheile der Verwirrung, die alles in schiefen, halben, verzerrten Figuren erblickten, weil sie ihren Lehnstuhl zum Sehepunkt nahmen, und in die Zeiten und Umstände sich nicht zu setzen wußten in denen die Sprache ward und war? Wo der dictatorische Eigensinn, der sich unterstand Nachrichten der Alten zu widersprechen ohne sie zu widerlegen; sie nach seinem Kopf zu drehen, und wenn sie sich nicht drehen ließen, sie wegzuwerfen, zu verspotten? Und wo die ganze Hypothese vom göttlichen Ursprunge der Sprache aus der Natur derselben dargethan?

Aus der Natur derselben? Wäre dieß geschehen, auch neulich von Süßmilch [1] geschehen; wie hätte er dann einen späten, einen vollendeten Zustand der Sprache für den Ursprung; und eine gebildete Sprache, an der auch selbst bei dem rohesten Volke Jahrhunderte arbeiteten, zu der Millionen Menschen zutrugen, die so viel Zeitalter überlebt hat — wie hätte er die für eine werdende Sprache nehmen können? Siehe diesen Baum, mit seinem starken Stamme, mit seiner prächtigen Krone, mit Aesten und Laub, Blüthen und Früchten, auf seinen Wurzeln wie auf einem Throne — siehe ihn, wie er ist; du wirst bewundern, erstaunen, und ausrufen: „Göttlich! Göttlich!" Nun aber siehe dieß kleine Samenkorn; siehe es in die Erde verscharrt, sich in einem zarten Sprößlinge hervorheben, Keime treiben, Blätter gewinnen, wachsen — du wirst noch ausrufen: Göttlich! — aber auf würdigere und vernünftigere Art. Die Anwendung lasse man mich nicht machen, sie ist zu offenbar. Vollkommenheit, Ordnung,

[1] Süßmilch über den Ursprung der Sprache.

Schönheit ist in der Sprache; aber wie und wann in sie gekommen? dieß ist der Knote! Der vorige Baum, hätte er, so wie er ist, aus der Erde steigen, mit seinem schönen Gipfel den Schooß seiner Gebärerin durchdringen, mit seinen tausend Armen die Mutter brechen, und mit seinem starken Stamm sich in die Lüfte heben müssen, hätte er dieß müssen; hätte ich's gesehen, freilich so wäre sein Ursprung unbegreiflich, unerklärlich, göttlich! Wäre die Sprache mit aller ihrer Vollkommenheit, Ordnung und Schönheit geschmückt der Erde wie eine Pallas, die aus dem Gehirn Jupiters trat, erschienen, ohne Zögerung würde ich, verblendet von ihrem Glanze, zurücktreten, mich verhüllen, niederfallen, und sie als eine göttliche Erscheinung aus dem Olymp anbeten. —

Aber ist dieß? und woher muß es seyn? Sind nicht tausend Merkmale in einer, und Millionen Spuren in der Verschiedenheit der Sprachen, daß die Völker eben durch die Sprache allmählich denken, und durch das Denken allmählich sprechen gelernt? Ist wohl Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit der Sprache, so vieler, ja aller Sprachen nach einem Plan gebildet? Welche ungeheure Hypothese in diese große Menge und Verschiedenheit ein einziges Ideal zu bringen? Welche ungeheure Einbildungskraft, dieß Eine Ideal in allen zu finden, und offenbar sehen zu können daß der Geist des Idiotismus in jeder Haupt-, in jeder Nationalsprache nichts als Anomalie, bloß Abweichung von der Regel sey, die wir beliebten? Und wenn nun auch dieß Vorbild einer Sprache für alle angenommen wäre, welcher Scharfsinn zu sehen daß dieß Vorbild auf einmal gebildet; zu sehen daß es in dem göttlichen Verstande, und in keinem andern gebildet seyn müsse — zu sehen und genau sagen zu können: so viel Vollkommenheit, Schönheit und Ordnung konnte in die Sprache von Menschen gebracht werden, durch die vereinten Bemühungen ganzer Zeitalter, Jahrhunderte und Geschlechter. — Allein diese Ordnung, jene Voll-

kommenheit, jene Schönheit geht schlechthin über den menschlichen Verstand weg, und wenn ich ihn auch als eine Zusammensetzung von Millionen Köpfen, als eine Production von ganzen Jahrtausenden, und als ein Geschöpf betrachte zu dessen Bildung ein unendlicher Zusammenfluß von Zufällen und Kleinigkeiten, ein Zustoß von unzähligen Fehltritten und Situationen beitragen mußte.

Kurz! die ganze Hypothese vom göttlichen Ursprunge der Sprache ist wider die Analogie aller menschlichen Erfindungen, wider die Geschichte aller Weltbegebenheiten und wider alle Sprachenphilosophie. Sie setzt eine Sprache voraus die durch Denken ausgebildet, und zum Ideal der Vollkommenheit ausgedacht ist (ein Bild das wir uns oft bei allem seinem Krüppelhaften doch schön und gesund denken), und bekleidet dieß Kind des Eigensinnes, das augenscheinlich ein späteres Geschöpf und ein Werk ganzer Jahrhunderte gewesen, mit den Strahlen Olymps, damit es seine Blöße und Schande decke. — Und wie Süßmilch insonderheit diese Hypothese vorgetragen, hat er nichts — als gezeigt daß ihm der philologische Geist fehle das wahre Ideal einer Sprache zu schätzen; der Geist der Geschichte um die verschiedenen Zeitfolgen und Lebensalter derselben zu prüfen; und am meisten der Philosophie Genius sie als eine Entwickelung der Vernunft, und als eine Production menschlicher Seelenkräfte erklären zu können. Er denkt sich eine Sprache wie er sie will, und kann also auch, was er will, beweisen; er hat im Kleinen überall Recht, und für das Ganze nichts gesagt!

Ich darf also immer einen menschlichen Ursprung voraussetzen, jeder andere ist über unsere Sphäre; er läßt uns den Knoten der Untersuchung nicht entwickeln, sondern nach dem Einfall des Alexanders im Gordischen Tempel ihn abhauen. Ueber göttliche Productionen läßt sich gar nicht urtheilen, und alles Philosophiren κατ' ἄνθρωπον wird mißlich und unnütz; wir müssen sie doch immer

als menschliche betrachten; insgeheim immer einen menschlichen Urheber voraussetzen, der nur auf höherm Boden stehet, und mit höhern Kräften wirket. Man lasse mich also einen menschlichen Ursprung der Sprache voraussetzen, sollte es auch nur meiner leidigen Philosophie, und des bessern Theilnehmens halber, kurz! meines schwachen Magens wegen seyn. Was ist für Menschen würdiger und wichtiger als Productionen menschlicher Kräfte, die Geschichte menschlicher Bemühungen, und die Geburten unseres Verstandes zu untersuchen? Und wie interessant wird die Philosophie über die Kindheit der Sprache, wenn ich in ihr zugleich die menschliche Seele sich entwickeln, die Sprache nach sich, und sich nach der Sprache bilden sehe! — Das größte Werk des menschlichen Geistes. — Ich folge also dießmal zween blinden Heiden, dem Diodor von Sicilien und Vitruv; zween katholischen Christen, dem heiligen Gregor, und dem für mich noch heiligern Richard Simon; und in der neuern Zeit einem akademischen und einem jüdischen Weltweisen: Maupertuis und Moses Mendelssohn — und setze, wenn nicht mehr, so zum Spaß, voraus: „Menschengeschlechter haben sich ihre Sprache selbst gebildet." Und führe, wenn nicht mehr, so zum Spaß, meine Parallele fort: ein Menschengeschlecht und ein Mensch in seiner Kindheit seyn einander ähnlich. Nur rede ich nicht von der Erzeugung, auch nicht einmal von der Geburt, sondern bloß von der Kindheit ihrer Sprache.

3.

Eine Sprache in ihrer Kindheit? — man nenne dieß Zeitalter wie man wolle, es bleibt ein Zustand der rohen Natur. Natur war damals noch alles: Kunst, Wissenschaft — Schriftsteller, Weltweisen, Sprachkünstler gab es noch nicht; alles war Volk, das sich seine Sprache bildete — zur Nothdurft, und dann allmählich zur Bequemlichkeit. Der Anfang derselben war in einer einfältigen Gestalt, als Werkzeug des Gebrauchs halben; wie dieser war, wurde

jenes eingerichtet. Bis auf Eigensinn, Unwissenheit, Irrthümer und Dürftigkeit muß also die älteste Sprache ein Spiegel der Nation und des Zeitalters seyn; man untersuche die Natur des letztern, so hat man die Natur des erstern, der Sprache in ihrer Kindheit.

Ohne nun einen Rousseau'schen Zustand der Natur romanhaft zu erdichten, oder das Bild eines werdenden Volks zu übertreiben, muß ich doch immer auf die Stimmen des gesammten Alterthums merken, daß der erste Zustand eines Volks ein Stand der Dürftigkeit und Stärke gewesen. Wer diese tausend Stimmen nicht in den Hallen des Alterthums selbst gehöret, der höre die Echo derselben in Goguets nützlichem Werke, der die Stellen hierüber gesammelt hat; er gehe unter die Wilden in allen Reisebeschreibungen und lerne ihre Weise, so wird er nicht mehr zweifeln daß ein brittischer Beobachter Recht habe: „in der Kindheit der Staaten sind die Menschen unwissend, unentschlossen, beherrscht von der Furcht und von ihrem Gefährten, dem Aberglauben. Jeder neue Gegenstand findet sie unvorbereitet; sie starren gleich Kindern, die die ersten Ideen des Lichts empfangen."

Ich habe nicht Lust meine Vergleichung zwischen Kindern und diesen Thiermenschen auszumalen; man muß alle Nachrichten der Alten abläugnen, und sich ganz und gar nicht aus seinem jetzigen Zustande einer gebildeten Natur, eines gesitteten, bequemen und üppigen Lebens herauszusetzen wissen, wenn man alles dieß unbegreiflich findet — und findet man dieß nicht, wie kann man den Einfluß auf die Sprache fremd finden?

Eine Gesellschaft, die tausend Gefahren ausgesetzt, in unbekannten Gegenden zwischen den Zähnen und Klauen der Thiere und Thiermenschen, der Räuber und Mörder umherirret; wo jeder sich durch einen Freund, wie durch einen Schutzengel seines Lebens sichert, von dem er in einem Augenblick Hülfe erwartet — eine Ge-

sellschaft, die aus Furcht vor jedem neuen Gegenstande starret — vor jeder ungesehenen Sache, wie vor einem Wunder staunet — und aus Unwissenheit und Aberglauben vor ihr niederfällt — ein Volk, dem also Entsetzen, Furcht, Staunen, Bewunderung, wie bei Kindern, die häufigsten Regungen seyn müssen — ein solches Volk wird diesen Geist auch seiner Sprache mittheilen; große Leidenschaften mit gewaltsamen Gebärden und mächtigen Tönen ankündigen; schleunige Bedürfnisse durch kurze und heftige Accente des Geschreies melden; unarticulirte Laute werden sich zu rauhen und einsylbigen Worten umarbeiten; starke und ungeglättete Organe werden unbiegsame Töne hervorstoßen; der Odem wird sich nicht Zeit nehmen Lunge und Perioden auszudehnen, sondern in kurzen und häufigen Intervallen kommen und wiederkommen. Das wird die Sprache seyn die nach Horaz Menschen machte; denn so lange waren diese Thiere, bis sie Worte fanden: quibus voces sensusque notarent.

Um den Ton helle und unterscheidend zu geben, habe ich die Saite scharf anziehen müssen; diese läßt von selbst nach, und wird sich aus jenem das Scharfe des Klanges verlieren. Von den ersten Zeiten eines Volks gibt es so wenig Andenken als von unsern unmündigen Jahren. Die Erinnerung an unser letztes Knabenalter, da wir Zucht annahmen, ist die Morgenröthe in unserm Gedächtniß; so auch die ersten Nachrichten aus dem Zeitalter der Sprache, da sie jugendliche Zucht anzunehmen begann. Diese Verspätung wird unsern zu hoch angegebenen Ton von selbst herunterstimmen.

Die ältesten Sprachen haben eine Art von sinnlicher Gestaltung, so wie noch die Sprachen der Völker beweisen die in ihrem Jugendalter der Bildung leben. Klima und Zone kommt hier noch nicht in Betrachtung; denn sowohl die heißen Morgenländer, als die wilden Amerikaner bestätigen was ich sage. Alles erinnert uns an den Morgen der Welt, da eine Nation sich ihre Sprache nach Zunge, Ohr und Auge bildete, und für Ohr und Auge sprach.

So wie es die älteste Schrift ist seine Gegenstände in Bildern zu malen, so malte auch die erste Sprache: Dinge die durch Bewegung in die Sinne fielen, dem Ohre; Dinge die durch das Anschauen begreiflich wurden, dem Auge. Von ihr kann man also sagen, was Plutarch vom Delphischen Apollo sagte: *οὔτε λέγει, οὔτε κρύπτει, ἀλλὰ σημαίνει*

Die ältesten Sprachen hatten vielen lebenden Ausdruck, wie es die Reste alter und ursprünglicher Sprachen, doch jede nach ihrem Lande, bezeugen. Unmittelbar nach der lebenden Natur, und nicht wie die neuern nach willkürlichen todten Ideen gebildet, hatten sie nicht bloß einen nachdrücklichen Gang für das Ohr, sondern waren auch bei der leichtesten Anwendung fähig mit dem Wirbelwinde zu rasen, in der Feldschlacht zu tönen, mit dem Meere zu wüthen, mit dem Fluß zu rauschen, mit dem einstürzenden Felsen zu krachen, und mit den Thieren zu sprechen. Aus der damaligen nähern Bekanntschaft mit diesen, die wir nicht mehr die Ehre haben zu genießen, rührt auch vermuthlich die alte poetische Sage daß in der goldenen Zeit Menschen und Thiere sich verstanden hätten. Für mich hat dieses Märchen bei Plato und andern viel Reiz und Würde, so wie es auch einige Aufschlüsse über die Kindheit der Dichtkunst geben könnte. Hier führe ich nur an daß wenn man es einigen ihrer ältesten Weisen zur Ehre nachsagt, daß sie, z. E. Melampus, Tiresias und andere, sich hätten mit Thieren besprechen können, noch jetzt die Morgenländer nicht ganz von der Vogelsprache weg sind. Ein in der Einöde lebender Araber kann leicht einige Gattungen des Thiergeschreies unterscheiden lernen; und da eine poetische, schwärmende Einbildungskraft aus jedem Eindruck machen kann was sie will, so dünkt mich diese erste thierische Sprache den Samen zu vielen Erdichtungen in sich zu tragen. Die Helden Homers mögen also mit ihren Pferden sprechen, und Aesop die ganze Natur in Handlung setzen, mir nicht zuwider.

Lange Zeit war bei den Alten singen und sprechen (αὐδᾷν, ἀείδειν, und das nachgebildete Wort canere) einerlei. Orakel sangen, und die Stimmen die der Gott sang hießen Aussprüche (φατά); die Gesetze sangen, und hießen Lieder (νόμοι); die Weissager, die Dichter sangen, und was sie sangen, hießen Reden (ἔπεα); Homers Helden sprechen lauter geflügelte Worte (ἔπεα πτερόεντα) und seine Volksältesten sind „Heuschrecken gleich die auf den Bäumen im Walde sitzen, und angenehmen Laut geben." Man sprach im gemeinen Leben (und ein anderes gab es noch nicht) die Worte in höherm Ton, daß man nicht bloß lange und kurze Accente, sondern auch hohe und niedere Sylben deutlicher hören ließ. Der Rhythmus der Sprache war heller, und in solchen rhythmischen Falltönen fiel natürlich die Sprache auseinander; in Verbindungen ungefesselt, bekam sie einförmige Cadenzen. Noch jetzt wird im gemeinen Leben der gekettete Bücherstyl widerlich und ein rednerischer Periode unausstehlich; und damals, da man noch nicht an Bücher dachte, was war die Sprache da? Nichts als singende und redende Natur.

Fliegende Fragmente würden sich mit einem schweren Panzer von Gelehrsamkeit übel behelfen; man ist also für erschrecklichen Zeugnissen und Ausführungen aus den Alten sicher, die Vossius, Meibom und Du-Bos zum Theil gesammelt haben. Man urtheilt immer schief, wenn man den Ausdruck singen so uneigentlich nehmen will als wir ihn gebrauchen; man spricht wie im Traume, wenn man das Theatersingen der Alten auf eine Modedeclamation nach dem französischen Ohr herabsetzet, vielleicht bloß um der Musik und der Schaubühne seiner Zeit ein Compliment zu machen. Alsdann thut man besser wenn man, wie Vossius, gar nicht unternimmt dieß Singen der Alten zu erklären; oder daß man, wie die meisten, unbestimmt und verworren darüber spricht; oder am besten — man sage mit Dacier wenn die Griechen da sangen wo wir sprechen, so waren sie — Narren! kurz und gut!

Durchaus muß man aus seiner Zeit und aus seinem Volke auszugehen wissen, um von entfernten Zeiten und Völkern zu urtheilen. Die Nation, die Sitten und Gebräuche auf gut ägyptisch ohne Veränderung erhält, die Chinesen, haben mit ihrer Zeichenschrift und Sachensprache auch das Singen beibehalten; viele wilde Nationen von alten Sprachen und Sitten singen noch, sie haben auch in ihrer Prose den hohen und schweren Accent, von dem wir so wenig wissen. So wurde also das Ohr der Alten am Singen vergnügt, wie unser Ohr in der Kindheit sich mit einförmigen Cadenzen stillen und einschläfern ließ: Gesang war ihnen natürlich.

Und in diesen Gesang für das Ohr sprachen noch mit hundert Stimmen Gebärdungen und Zeichen für das Auge, daß also die Rede im neuen Verstande Malerei heißt. Wollte ich die Sache ab ovo anfangen, so könnte ich mich hier darüber ausbreiten daß Zeichen die Stelle der Schrift vertraten; daß symbolische Handlungen alles eindrücklich, ehrwürdig und feierlich machten; daß man die Zeichensprache in Frage und Antwort beliebte — allein dieß alles gehört nicht hieher. Ich verweise nur darauf, daß, wie wilde und freie Nationen, die noch mehr Menschen und weniger Bürger sind, durch Gebärden des Körpers weit mehr sprechen als uns das eingeführte Sittsame, der Wohlstand erlaubt, so auch die Alten weit mehr mit Gebärdungen gesprochen, und die Rede declamirt haben, als wir. Ich verweise auf Homer, der in seinen kleinsten Beschreibungen es zu schildern weiß wie mächtig die Leidenschaft durch eine einzige Gebärde, und die freie Seele durch einen freien Körper spricht — wie oft wird man bei kleinen und mächtigen Zügen ausrufen: nein, göttlicher Alter! nur du sahest Geister, und konntest Leidenschaften körperlich schildern; wir sehen sie nicht mehr, wir gaukeln, oder stehen wie Bildsäulen; jetzt spricht nicht mehr der Geist wie er vor deinen Augen sprach; aus mächtigen Gebärden

ist er in stille Mienen und Gesichtszüge geflohen, wo er — statt sich auszureden — stammlet und schweigt. — Immer mußte Gebärdung zu Hülfe kommen, wenn die noch ungebildete Sprache sich nicht zu wenden wußte — und da die Leidenschaft ohnedem die Gebärden von selbst hervorrief, wie mußte diese lebendige Interpunktation der Sprache Einschnitt, Modulation und Nachdruck geben! —

Noch genauer lauft die Parallele zwischen Kindern und einem neugebornen Volke, wenn wir bei beiden das Innere ihrer Sprachen untersuchen. Namen sind das Wortregister eines Kindes, man heiße nun diese Namen Nomina oder Verba, und so sind auch in der Sprache diese beiden die ersten. Sogar Nomen und Verbum wurde in der griechischen Sprache grammatisch spät unterschieden; und die übrigen Redetheile gehören entweder zur Familie oder zur Begleitung dieses Paars; und die einfachen Formen der morgenländischen Sprachen zeigen hinlänglich daß Veränderungen und Beugungen ein Zusatz späterer Zeiten gewesen. Noch jetzt bestehen die Sprachen der Huronen, Iroquoisen und anderer ursprünglichen Nationen meistens aus Verbis, und auch selbst in der unsrigen zeiget der lebendige Laut, der in den Verbis tönet, daß sie der älteste Theil der Sprache sind; so wie jedes Thun und Leiden, jede Handlung und Bewegung, die in Verbis gemacht wird, mehr Eindruck macht als das thätige oder leidende Wesen selbst, das die Nomina ausdrücken.

Mit der Zeit mußten natürlicherweise in die ältesten Sprachen Synonymen nnd Pleonasmen kommen. Die Welt von Gegenständen, die um sie war, war der Inhalt ihrer Sprache — und wo war der Philosoph, der, was er sah, in Classen geordnet, und den Ueberfluß weggeschwemmt hätte. Neue Sachen, neue Gegen-, Zu- und Umstände gaben neue Namen — und so ward sie nur gar zu reich. Sinnlich wurden sinnliche Gegenstände bezeichnet — und

von wie vielen Seiten, aus wie manchem Gesichtspunkte lassen sie sich bezeichnen! — so ward die Sprache voll toller und ungezähmter Wortumkehrungen, voll Unregelmäßigkeit und Eigensinn. Bilder wurden so viel möglich als Bilder eingetragen; und so entstand ein Vorrath von Metaphern, von Idiotismen, von sinnlichen Namen. Rauhe Stärke in Leidenschaften und Handlungen, in Tugenden und Lastern war das Gepräge des Zeitalters — nothwendig auch der Sprache, die bei jedem Volk unter tausend zufälligen Umständen so gu und so schlecht war als sie seyn mußte, um eine Sprache des sinnlichen Volks zu seyn.

4.

Ich sammle meine zerstreueten Bruchstücke zusammen, und sehe was sich daraus machen läßt: nichts minder als eine philosophische Sprache; und das jugendliche Zeitalter derselben weiß von keiner philosophischen Grammatik, die gegen jene ein Alter mit grauen Haaren ausmacht. Ich wiederhole nochmals: man sammle die vorhergehenden Bruchstücke, eine Sprache voll Bilder und Leidenschaften — Idiotismen und Pleonasmen — Wortumkehrungen und Eigensinn — die da sang und sich gebärdete — für Auge und Ohr malte — was ist sie, wenn etwas Kunst über sie kommt? — Nichts anders, und nichts besser als eine poetische Sprache. Nicht die Sprache allein brachte Poeten hervor, sondern das Zeitalter, das die Sprache hervorbrachte, schuf Poeten, die ihm damals alles waren, die es mit allem unterstützte; und unter diesen Unterstützungen war die Sprache, wenn nicht mehr, so die letzte.

Hier zeigt sich also der Lieblingsgedanke so vieler neuen Sprachverbesserer in seinem falschen Lichte: „solange eine Sprache die Mundart des sinnlichen Volks war, so blieb sie eingeschlossen und unvollkommen; das Denken, Philosophiren, die schönen Künste und Wissenschaften brachten sie zur Vollkommenheit.“ [1] Ja zur philosophi-

[1] Breitingers Krit. Dichtk. Th. 2. durchgängig.

schen Vollkommenheit wohl; aber zum Unglück daß die Poesie in einem andern Elemente athmet.

So löset sich auch der Zweifel eines sprachgelehrten Mannes hiemit leicht auf:[1] „Ich weiß nicht ob es wahr ist was man in vielen Büchern wiederholet hat, daß bei allen Nationen, die sich durch die schönen Wissenschaften hervorgethan haben, die Poesie eher als die Prose zu einer gewissen Höhe gestiegen sey?" Es ist allerdings wahr, was alle alten Schriftsteller einmüthig behaupten, und was in den neuen Büchern wenig angewandt ist: daß die Poesie lange vorher, ehe es Prose gab, zu ihrer größten Höhe gestiegen sey; daß diese Prose darauf die Dichtkunst verdrungen, und diese nie wieder ihre vorige Höhe erreichen können. Die ersten Schriftsteller jeder Nation sind Dichter; die ersten Dichter unnachahmlich. Zur Zeit der schönen Prose wuchs in Gedichten nichts als die Kunst; sie hatte sich schon über die Erde erhoben und suchte ein Höchstes, bis sie ihre Kräfte erschöpfte und im Aether der Spitzfindigkeit blieb. In der spätern Zeit hat man bloß versificirte Philosophie, oder mittelmäßige Poesie. Ueberhaupt bekommt hierdurch die ganze schöne Abhandlung: wie man den poetischen Styl über den prosaischen erheben könne? durchaus eine andere Wendung. Sein Grundsatz ist: „Keine Nation ist weder in der Poesie noch in der Prose vortrefflich geworden, die ihre poetische Sprache nicht sehr merklich von der prosaischen unterschieden hätte." Und nach den Zeugnissen der Alten, und nach einer philosophischen Kenntniß von der Verwandlung einer Sprache nach den Sitten heißt er so: Jede Nation lieferte die vortrefflichsten Meisterstücke der Poesie, ehe sich noch die Prose von jener getrennet und zu ihrer Runde ausgebildet hatte. Da die Sprache aus der Wildheit zur politischen Ruhe trat, war sie merklich von der prosaischen unterschieden; die stärksten Machtwörter, die reichste Fruchtbarkeit, kühne Inversionen, einfache Par-

[1] Klopstocks Abhandl. über die poet. Sprache.

tikeln, der klingendste Rhythmus, die stärkste Declamation — alles belebte sie, um ihr einen sinnlichen Nachdruck zu geben, um sie zur poetischen zu erheben. Aber da die Prose aufkam, die zuerst, wie Herodot, auch noch ihren Perioden ohne Schwung und Fülle zerfallen ließ, da sie sich mehr zur Vollkommenheit bildete, entfernte sie sich von der sinnlichen Schönheit. Der Deutlichkeit wegen wurden die Machtwörter umschrieben; die Synonyme ausgesucht, bestimmt, ausgemustert; die Idiotismen gemildert. So wie das Völkerrecht jetzt im Staate zum Gesetz ward, so auch in der Sprache; man bildete eine Sprache nach der andern, mit der sie umging. Es entstand ein Adel, ein Pöbel und ein Mittelstand unter den Wörtern, wie er in der Gesellschaft entstand; die Beiwörter wurden in der Prose Gleichnisse, die Gleichnisse Exempel; statt der Sprache der Leidenschaft ward sie eine Sprache des mittlern Witzes, und endlich des Verstandes. So ist Poesie und Prose in ihrem Ursprunge unterschieden.

Noch zehn Autoren hätte ich anzuführen, die diese ganze natürliche Metempsychosis der Sprachen überall verfehlt, und nicht genug aus ihrem Lande in eine andere Zeit zurück zu gehen wissen, um von entfernten Altern und abgelebten Sprachen zu urtheilen. Allein alles dieß gehört nicht zu meinem Buch. Hier kann ich doch nicht, wie ich selbst weiß, diese ganze Wahrheit in ihrem völligen Lichte zeigen; mit aller Aehnlichkeit zusammenhalten, und gegen die Einwürfe retten, die man uns unserer Zeit macht. — Lieber wollen wir, statt zu streiten, das Gesagte auf unsere Zeit anwenden.

5.

Wo steht unsere deutsche Sprache? Ueberall ist zu unserer Zeit die Prose die Sprache der Schriftsteller, und die Poesie eine Kunst, welche die Sprache verschönert um zu gefallen. Gegen die alten und gegen die wilden Sprachen zu rechnen, sind die Mundarten

Europens mehr für die Ueberlegung als für die Sinne und die Einbildungskraft.

Die Prose ist uns die einzig natürliche Sprache, und das seit undenklichen Zeiten gewesen; und unsere Poesie ist, sie sey was sie wolle, doch nicht singende Natur, wie sie es nahe an ihrem Ursprunge war, und seyn mußte; so wenig singende Natur daß wir kaum in dieß poetische Zeitalter, über eine so ungeheure Kluft herüberseṭzen, kaum dasselbe begreifen und recht fühlen können. Eben die Befremdung, mit welcher man meine Hypothese aufgenommen, zeigt wie weit weg wir von diesem Lande der Dichter sind; freilich weit, und zu weit weg um je in dasselbe zu kommen, und es als unser Vaterland ansehen zu können; aber nicht zu weit weg um dasselbe kennen zu lernen, und die Nachrichten daraus zu nutzen. Wir wollen hierüber etwas versuchen.

Sowie uns unsere besten Heldenthaten die wir als Jünglinge thaten, aus dem Gedächtniß verschwinden, so entgehen uns aus dem Jünglingsalter der Sprache jedesmal die besten Dichter, weil sie vor der Schriftstellerei voraus gehen. Im Griechischen haben wir aus dieser Zeit eigentlich nur den einzigen Homer, dessen Rhapsodien durch einen glücklichen Zufall viele Olympiaden nach seinem Tode blieben, bis sie gesammelt wurden; da alle übrigen Dichter vor ihm und viele nach ihm verloren sind. Aeschylus und Sophokles und Euripides beschlossen die poetische Zeit; in ihrem Zeitalter erfand Pherecydes die Prose; Herodot schrieb seine Historie noch ohne Perioden; bald gab Gorgias der Redekunst die Gestalt einer Wissenschaft, die Weltweisheit fing an öffentlich gelehrt zu werden, und die Grammatik wurde bestimmt. Der einzige Homer steht also am Ufer dieses großen dunkeln Meeres sowie ein Pharus da, um eine große Strecke wenigstens hinan sehen zu können. Und dieser Sänger Griechenlandes trifft, wie mich dünkt, eben auf den Punkt, der schmal wie ein Haar, und scharf wie die Schärfe des

Schwerts ist, da Natur und Kunst sich in der Poesie vereinigten; oder vielmehr, da die Natur das vollendete Werk ihrer Hände auf die Gränze ihres Reichs stellte, damit von hier an Kunst anfinge, das Werk selbst aber ein Denkmal ihrer Größe, und ein Inbegriff ihrer Vollkommenheiten wäre. Bei Homer ist noch alles Natur, Gesang und Sitten, Götter und Helden, Laster und Tugenden, Inhalt und Sprache. Der Gesang ist rauh und prächtig; die Sitten roh und auf dem Gipfel menschlicher Stärke; die Götter niedrig und erhaben; die Helden pöbelhaft und groß; Laster und Tugenden zwischen der Moral und dem Unmenschlichen; die Sprache voll Dürftigkeit und Ueberfluß — alles ein Zeuge der Natur, die durch ihn sang, ihn aber als ein Muster aufstellte, dem alle Kunst nacheifern und nie ihn übertreffen sollte. — Was ist aus seiner Sprache zu rauben?

Das Sylbenmaß sehr schwer; wenigstens wird es bei uns nie was es bei Homer war, singende Natur. Damals als noch die ἀοιδοι und ῥαψωδοὶ sangen; da man auch im gemeinen Leben die Wörter in so hohem Ton aussprach daß man nicht bloß lange und kurze Sylben, sondern auch hohe und niedrige Accente deutlich hören ließ, daß jedes Ohr der Urtheiler der Prosodie seyn konnte — damals war der Rhythmus der Sprache noch so helle daß die Cadenze, in der man die Verse aussprach, oder nach dem Ausdrucke der Alten sang, den Gang eines Hexameters aushalten konnte. Und dieser war also das gewählteste Sylbenmaß, das die meiste Harmonie in sich schloß; das so genau in ihrer Sprache lag als die Jamben unserm Gesange natürlich werden; und das ihrem Ohr und ihrer Kehle am gemäßesten war, weil ihre Melodie im Gesange und Declamation des gemeinen Lebens eine höhere Tonleiter auf- und niederstieg als unsere. Aber wir reden mit wenigern Accenten monotonischer, man mag es fließend oder schleichend nennen; wir sind also

an die Mensur eines Hexameters nicht gewöhnt. Gebet einem guten gesunden Verstande ohne Schulweisheit Jamben, Daktylen und Trochäen zu lesen: er wird sogleich, wenn sie gut sind, scandiren; gebet ihm einen gemischten Hexameter — er wird nicht damit fortkommen. Höret den Cadenzen bei dem Gesange der Kinder und der Narren zu: sie sind nie polymetrisch; oder wenn ihr darüber lacht, so geht unter das Landvolk, gebt auf die ältesten Kirchenlieder acht: ihre Falltöne sind kürzer, und ihr Rhythmus einförmig. Dahingegen sangen die griechischen Rhapsodisten ihre langen Gedichte in immerwährenden Hexametern; ohne Zweifel weil der Hexameter ihrem Ohr auch selbst für Gassenlieder nicht zu lang, und ihrer Sprache nicht zu polymetrisch war, und weil ihre Prosodie und Gesangweise jede Sylbe und Region gehörig bestimmte. Aber jetzt! wollt ihr griechische Hexameter lesen, lernet erst Prosodie, um die Sylben in ihre rechten Regionen bringen zu können. Ihr wollt deutsche Hexameter machen: machet sie so gut ihr könnet, und alsdann lasset demungeachtet die Versart darüber drucken, wie man es Klopstock rieth; oder bittet, wie Kleist, dieß Sylbenmaß als Prose zu lesen. Könnet ihr Hexameter declamiren? Wohl! so werdet ihr auch wissen daß das die beste Declamation ist die seine Füße am meisten verbirgt, und nur alsdann hören läßt wenn sie die Materie unterstützen. Sehet! so wenig ist der Hexameter und die polymetrischen Sylbenmaße unserer Sprache natürlich. Bei den Griechen forderte ihn die singende Declamation, das an den Gesang gewöhnte Ohr, die vieltrittige Sprache; bei uns weder Sprache noch Ohr noch Declamation.

Was sollen wir denn aus dieser Zeit nachahmen? Die Lenkung des Perioden? Auch nicht! Homer sang und wurde spät gesammlet. Die Tragödien des Aeschylus und Sophokles wurden, wie die Alten gemeinschaftlich bezeugen, auf der Bühne durchaus abgesungen. Die Sprache stützte sich also damals mächtig auf

eine singende Declamation, die für uns ganz ausgestorben ist, und die ihr damals Geist und Leben gab. — Mit dieser Declamation verlieren wir also auch den Gebrauch vieler Partikeln, Verbindungen und Füllwörter, die zur damaligen Declamation gehören. Das Ἀλλ' ὅταν, womit jedesmal die Orakel anfingen; das ἀλλὰ, δὲ und αὐταρ des Homers, womit er die Glieder seiner Perioden verbindet, würden, da wir an prosaische Perioden gewöhnt sind, sehr wunderlich in der Uebersetzung klingen; eben so lächerlich als wenn der ehrliche blinde Sänger aufstünde uns seine 24 Buchstaben vorzusingen. Er zerreißt und zerstückt seinen Perioden; aber mit dem heiligen Rhythmus, mit welchem nach Theokrits Ausdruck die Bachantinnen den Pentheus zerstückten.

Bis zur Natur diesen hellen Rhythmus nachahmen, können wir also nicht; aber doch gehört er dazu, um die Alten dieses Zeitalters poetisch zu lesen. Wenn ich den Homer lese, so stehe ich im Geist in Griechenland auf einem versammelten Markte, und stelle mir vor, wie der Sänger Jo im Plato die Rhapsodien seines göttlichen Dichters mir vorsinget. „Wie die Korybanten, von der Melodie des Gottes, der sie begeistert, entzückt, ihre trunkene Freude in Worten und Gebärden zeigen, so begeistert ihn Homer, und macht ihn zum göttlichen Boten der Götter.“ In dieser Entzückung erfüllet die ganze Harmonie des Hexameters, und die ganze Pracht seines Perioden, mir Ohr und Seele; jede Verbindung und jedes Beiwort wird lebendig, und trägt zum Pomp des Ganzen bei; und wenn ich mich wieder zurück in mein Vaterland finde, so beklage ich die, so den Homer in einer Uebersetzung lesen wollen, wenn es auch die richtigste wäre. Ihr leset nicht mehr Homer, sondern etwas was ungefähr wiederholet was Homer in seiner poetischen Sprache unnachahmlich sagte.

Ich unternehme es nicht, diesen poetischen Rhythmus, zusamt seinem ganzen lebendigen Eindruck auf die Sprache des Dichters

zu erklären; allein wie oft, wenn ich ihn wenigstens mir selbst lebendig zu machen gesucht — wie oft habe ich alte und neue Scholiasten beklagt, die den Homer mit Mißverständnissen, übeln Deutungen und Zänkereien überschwemmten, bloß weil ihnen das poetische Ohr entging, das diese Sprache des Dichters hören, fühlen und verfolgen konnte. Wie? würden alsdann wirklich wortgelehrte Scholiasten und schickliche Uebersetzer uns das ungriechische barbarische Ohr so oft hören lassen, das die ganze Verbindung und Ausfüllung des Perioden, mit allem was diese Stücke in sich schließen, so oft verwirret, so oft versäumet, und selten ganz gefühlet? Bei allen Erklärungen hat man es noch immer als die dunkelste Seite dieser altgriechischen Sprache nachgelassen, wie mächtig und sonderbar sie den Perioden fülle und binde.

Viele nutzbare Aufschlüsse müßte es geben, wenn ein Ausleger Homers, mit griechischem Ohr, uns diese ganze Fülle und Verbindung des singenden Numerus entdeckte; wie Homers Periode sich nirgend zur prosaischen Rundung wölbe, noch in spitze Gegensätze zusammenlaufe; wie er Glied nach Glied auseinanderfallen läßt, und indem er sich immer halb wiederholt, eben damit immer weiter schreite; wie er seine Töne immer aus- und in einander zieht, so daß überall Ruhepunkte, nirgends aber im ganzen Werke ein Endpunkt erscheint; wie das ganze Gebäude aus Rhapsodien besteht, durchhin aber kein Riß und keine Verkittung zu merken ist; wie mit der beständig fortgehenden Handlung auch das ἔπος im kleinsten wörtlichen Theile mit verketteten Händen in gleichen Schritten fortschreite. Der Rhythmus des ganzen Werks ist wie ein Silberton, der freilich in Wirbeln und Wellen und Kreisen sich durch die Luft fortarbeitet. Kreis umschließet Kreis, Welle schlägt Welle, Wirbel faßt in Wirbel; so wird der Schall bis zu unserm Ohr fortgetrieben. Hier aber verlieren sich Wirbel und Wellenkreise; alles fließt in einen himmlischen Laut zusammen, der untheilbar wie ein Gedanke,

und rein ist wie ein Tropfe Nektar im Munde der seligen Götter. Das Werk Homers, mit allen Wiederholungen — mit allen neben und in einander geworfenen Absätzen — mit seinen aus- und ineinanderfallenden Tönen — mit seinen einförmigen Cadenzen — seinem rauhen ungekünstelten Numerus — seinen unaufgestützten hinlässigen Perioden; mit alle diesem wird es eben ein einziger hoher Gesang, der alle Harmonien der Götter und Menschen vereinigt, ein Inbegriff aller Gesangweisen, und ein Werk, das sich dem himmlischen Einklange der Vollkommenheit nähert. Was für Dinge ließen sich sagen — wie viel Streitigkeiten und Mißverständnisse über die ältesten Dichter abthun, wenn man in einem eigentlichern Verstand als welchen Plutarch ausführte, darüber schriebe: „wie man Sänger der Natur, und den vollkommensten Sänger derselben lesen und hören soll?" Ich darf doch wohl nicht erst selbst sagen daß ich hier von etwas ganz anderm als von dem sogenannten lebenden Ausdruck rede, da der Numerus Schall und Bewegung der Natur nachahmet. Wäre der Naturgesang der Poesie nichts anders als dieß; so könnte man ihn eben sowohl in Virgil, und warum nicht auch in vielen neuern Dichtern hören, in welchen ebenfalls, nach dem Ausdruck des Pope, der Schall ein Echo zum Sinn ist. Allein der Naturgesang, der mir aus der güldenen Zeit der Welt wie aus dem Reich der Aurora entgegen schallet, mein Ohr mit lieblichen Tönen täuscht, und mich in ein singendes Zeitalter zaubert, ist offenbar eine andere Sache, die wir mit alle unserer prosodischen Kunst nicht nachahmen können.

6.

Und fast geht es uns so mit den Inversionen, die damals in jener biegsamen uneingeschränkten Sprache jedem Wink der Leidenschaft und des Nachdrucks nachgaben? Versucht es! Unserer Sprache, selbst dem freiesten und unverworrensten Klopstockischen Hexameter,

sind Fesseln der Construction angelegt worden, die die Harmonie des griechischen Perioden meistens zerstören werden.

Oder sollen wir unsere Sprache in Bildung der Machtwörter, nach dem Griechischen üben? Versucht es! Wenn ihr gleich ein Schweizer seyd, werdet ihr die Beiwörter im Homer, Aeschylus und Sophokles oft genug umschreiben müssen.

Ich halte die Hymnen des Orpheus für nicht so alt daß sie, sowie sie sind, bis an den Orpheus reichen sollten; aber, sowie unsere Kirchensprache und Kirchenpoesie beständig Jahrhunderte zurück bleiben, so zeigen sie, nach meiner Meinung, am besten wie die älteste Sprache der Poesie zur Zeit des hohen Styls gewesen ist. Wohlan nun! versucht diese Hymnen so ins Deutsche zu verpflanzen als Scaliger sie in Altlatein übersetzte; ihr werdet ungeachtet aller Stärke doch oft das alte Deutsche vermissen, das bei den alten Druiden in ihren heiligen Eichenwäldern Orpheisch mag geklungen haben! —

Homer, Aeschylus, Sophokles schufen einer singenden Sprache, die noch keine ausgebildete Prose hatte, ihre Schönheiten an; ihr Uebersetzer pflanzte diese Schönheiten in eine Sprache, die auch selbst im Sylbenmaß, selbst im Hexameter sprechende Prose bleibt, daß sie so wenig als möglich verlieren. Jene kleideten Gedanken in Worte, und Empfindungen in Bilder; der Uebersetzer muß selbst ein schöpferisches Genie seyn, wenn er hier seinem Original und seiner Sprache ein Genüge thun will. Ein deutscher Homer, Aeschylus, Sophokles, der im Deutschen eben so classisch ist als jene in ihrer Sprache, errichtet ein Denkmal, das weder einem Klein- noch Schulmeister ins Auge fällt, das aber durch seine stille Größe und einfältige Pracht das Auge des Weisen fesselt, und die Aufschrift verdienet:

Der Nachwelt und Ewigkeit heilig!

Ein solcher Uebersetzer ist unstreitig viele Köpfe größer als ein anderer, der aus einer nähern Zeit, aus einer verwandten

Sprache, aus einem Volke das mit uns einerlei Denkart und Genie hat, ein Werk übersetzt das im leichtesten poetischen Ton, didaktisch, geschrieben ist, und das bemungeachtet doch in der Uebersetzung sein bestes Colorit verlieret — sollte dieser Ueberseßer auch Ebert selbst seyn. — Sein Young hätte im Deutschen, zu unserer Zeit, nach unsern Sitten und Religion, immer seine Nächte schreiben können; aber jene ihre Werke in unserer Sprache? in unserer Zeit? bei unsern Sitten? — Niemals! So wenig als wir Deutschen je einen Homer bekommen werden, der das in allen Stücken für uns sey was jener für die Griechen war.

Ich habe von dieser Erstgeburt der Poesie immer aus Griechenland geredet, weil in dieser Sprache, so dunkel auch immer die ersten Zeiten seyn mögen, am meisten auf uns gekommen. Für die orientalische Dichtkunst wird an einem andern Ort Platz seyn; und über die singende Natur in den Skalden- und Bardengesängen kann ich nicht urtheilen, da ich sie nicht in ihrer Originalsprache kenne. Von den ältesten Stücken der Römer, da sich ihre Poesie gebar, werde ich aus bloßen Namen nicht urtheilen, wie andere Philologen können; und überdem wurde hier alles zu früh von Nachahmung der Griechen erstickt, die Natur in ihrem Laufe gehindert, oder wenigstens ihr langsames Wachsthum zu früh in die Höhe getrieben. Wie gern hätte ich unsere Sprache zum Beispiel gewählt, wenn nicht alle Gesänge der Druiden und Barden aus den Zeiten der wahren poetischen Natur verloren wären; und wer anders als der mich nicht versteht, wird von mir fordern daß ich Knittelverse der Mönche, so alt dieselben auch seyn mögen, zu Denkmälern der ältesten dichterischen Natur machen soll?

7.

Ich komme an die Zeit, da der Jüngling sich zu politischen Sitten und zur bürgerlichen Brauchbarkeit bildet, und ein Mann

wird. Dieß sey das männliche Alter der Sprache, die Zeit der schönen natürlichen Prose.

Dichter will ich also diesem männlichen Alter abläugnen? Ich erschrecke! So läugne ich ja wider alle Geschichte, wider alle Natur der Sprache, wider alle Vernunft. Dichtern will ich deßwegen den Kranz versagen, weil sie etwas zu spät in ein Zeitalter kommen, da ich sie nicht haben will? Ich entfärbe mich vor mir selbst! Was wäre ein Gedanke hieran? Und man kann mich nicht ärger mißhandeln als wenn man mich so mißverstehet. Mit Schamröthe habe ich das gelehrte Namenregister [1] gelesen, das mich aus allen Zungen und Sprachen und Völkern und Gesellschaften der Erde überführen soll: „gute Poeten und Prosaisten können zu Einer Zeit leben." Einen Autor, den man von so etwas überführen muß, sollte man verachten, und wahrlich! die Ehre eines solchen Unterrichts kann Schriftstellern die nicht vom Handwerk sind jeden Federzug verleiden. Wer wird für Leute schreiben wollen, die uns Behauptungen von der Art auch nur zutrauen können? und wer für die die uns solche als eigensinnig System aufbürden? Undankbare Schriftstellerei, die so lohnet! Doch, warum lasse ich nicht einen Menschen fortschwatzen, der im Stande ist zu behaupten: „bei den Griechen sey kein guter Dichter, der nicht erst auf gute Prosascribenten gefolgt wäre!" Wer die griechische Literatur auch nur von hintenzu gesehen, wird aus allen Scribenten wissen daß die Bildung ihrer Schreibart nicht bloß auf den Gesang göttlicher Dichter gefolgt sey, sondern daß Poesie bei ihnen Prose habe werden müssen; daß die ersten Prosaisten es für Kunst und Neuerung angesehen den Gesang zur Prose herunter zu stimmen; daß die vortrefflichsten Schriftsteller, die der Prose Styl gegeben, sich ganz nach dem Dichter gebildet, der vor aller Schriftstellerei sang, ja, daß noch der tiefsinnige Aristoteles, der durch und durch Philosoph war,

[1] s. Hallische Bibliothek der sch. Wiss.

halb eine Entschuldigung vorzubringen scheint, warum die Prose vom Rhythmus der Poesie in seiner ganzen Fülle habe abweichen müssen? wie sie darüber schadlos halte, und ihn auf andere Art vergüte? Warum soll ich mit Lesern die die Griechen kennen wie mit Schülern sprechen, denen durch Hunderte von Beweisen gezeigt werden müßte daß sie zur Bildung ihrer Schreibart den Weg über die Poesie genommen, und daß diesen Gesichtspunkt selbst die Sprachlehrer selten verfehlt haben? Ein Buch würde dazu gehören diese anscheinende Sonderbarkeit zu beweisen, zu erklären und mit allen ihren Folgen ins Licht zu setzen. Ich setze also in dreistem behauptenden Tone hinzu: Eine Sprache ist ein ganz ander Ding, wenn ein Volk sie stammlet — singet — singet und schreibet — schreibet und spricht — schreibet und nicht mehr spricht. Jetzt bin ich also in dem Zeitpunkt, da man sie singen und schreiben lernet — schreiben kann, und nicht mehr singet, sondern spricht; in dem Zeitpunkt, da aus der Lieder- eine Büchersprache zu werden begann, die Poesie schöne Kunst, und der prosaische Periode im bürgerlichen Leben erfunden und gebildet wurde.

Erfunden habe ihn wer da wolle; sein Name war bei den Griechen Merkwürdigkeit, noch merkwürdiger sollten **uns** die Namen seyn die ihn von der Stärke der Poesie zur Fülle der Prose, vom Gesange zum Halbgesange der alten Declamation umschufen. Für mich ist kein Zeitalter heiliger als da sich **Poesie** und **Weisheit**, **Natur** und **Kunst** zu trennen anfing: hier ruhen Schätze von Entdeckungen, für alle Wissenschaften; hier ist der Mittelpunkt im Cirkel der griechischen Literaturgeschichte; allein ein dunkler, unabsehlicher Abgrund, an den sich noch niemand gewagt, und bloß ein zweiter Curtius wagen kann. —

Zween Wege gehen vor mir auseinander: Poesie, die da aufhörte die einzige Sprache der Schrift und, darf ich kühn mit den Alten sprechen, die Sprache des Lebens zu seyn, und auf dem

andern Wege Prose, die jetzt ward, die natürliche Sprache der Schrift ward, weil sie Alten die natürliche Sprache des Lebens war.

Den ersten Weg kann ich hier nicht verfolgen, so wenig auch Spuren auf ihm, und so viel auch Kränze hinter ihm seyn mögen. Er gibt die große Untersuchung auf; wie aus der Dichterei Dichtkunst (ποίησις) und der Sänger der Natur zum Poeten wurde? Wie die Musik (nach dem griechischen Gebrauch dieses Worts), die bisher Gesang der schönen Natur gewesen war, allmählich Nachahmung und schöne Kunst wurde? Wie nach Homerus Gedichten, in denen an Natur nichts mehr zu übertreffen war, allmählich immer mehr Kunst in die Poesie kam? Wie aus dieser großen Quelle, in der bisher alles, Weisheit und Schreibart, vereint gewesen war, verschiedene Gattungen wie Bäche abflossen, und viele endlich im Sande zerrannen? Was jeder große Dichter, nach Maßgabe seiner Werke, oder nach Nachrichten der Alten der Poesie für Neues gegeben? jener in der Manier, dieser in der Sprache, ein anderer in der Gesangweise, und ein vierter in der Gattung der Materie. Ich getraue mir zu behaupten daß dieser Fortgang der griechischen Poesie, der die Grundlinie zur Geschichte derselben seyn muß, ziemlich genau zu entwerfen wäre; denn das ganze griechische Alterthum hat ihn immer vor Augen; leitet alles aus Homer her; behält diesen immer im Gesichte; nennet die Werke und die Verdienste der Dichter meistens im Gesichtspunkt auf ihn, und ist voll von kleinen Nachrichten, die uns diesen Fortgang der Poesie auf dem Wege künstlicher Musik verrathen. Daß wir aber von dieser Spur noch so wenig haben bemerken wollen, daß man bei jedem griechischen Dichter alles erkläret, beschreibet, erläutert, erzählet, erörtert, nur die einzige Kleinigkeit nicht, wiefern und worin er Dichter (ποιητής) war? dieß mag uns zeigen wie wenig wir noch zu einer griechischen Geschichte griechischer Dichtkunst auch nur Materialien angeführt haben.

Damit man mich nicht wieder auf erbärmliche Art zurechtweisen

dürfe, als vergäbe ich der Poesie in diesem Zeitpunkte etwas, so muß ich wider Willen in Exempel ausschweifen.

Wäre ich ein Ausgeber des Tyrtäus, statt aller historischen Rhapsodien von ihm sollte es mir zum Hauptaugenmerk seyn was dieser *διδάσκαλος γραμμάτων* der Poesie für neue Kunst gegeben? Wie er mit seinen Elegen und Anapästen neuen Flötengesang erfand, so kriegerisch, so schrecklich und unerhört daß Feinde flohen, und Muthlose fechten mußten? Durch was für Wege er den allgemeinen Ruhm erwarb, die Heldenpoesie bis zur höchsten Stärke des Schlachtgesanges hinauf gestürmt zu haben? Wie demungeachtet, seine gewaltige Dichtkunst mit der Natur Homers verglichen, der Ausspruch des Themistius wahr bleibe: *τὸν Τυρταίου μεγαλοφωνότερον Ὅμηρον* — wahr bleibe, vom Innern seiner Gesänge an bis zur Diction und zum Numerus derselben? Alsdann erschiene er als der Vater einer neuen spartanischen Poesie, für das Ohr dieser Stadt, und für ihre Seele; ich würde seine *ῥυθμοὺς ἐμβατηρίους*, seine *νόμους πολεμικοὺς* und *προτρεπτικούς*, so viel sich errathen ließe, auf die Musik Griechenlandes zurückführen, und überall in den Noten über ihn den Mann suchen, der mit Nachdruck der *ποιητής, ἐλεγειοποιός* und *αὐλητής* genannt wird, der neuen Schlachtgesang erfand. — Bei mir wäre dieß, wie gesagt, das Hauptaugenmerk, vielleicht bei vielen Lesern des Tyrtäus auch; nur schade daß Klotz seine letzte schöne Ausgabe nicht mit einem Wort hierüber hat verschönern wollen.

Wir haben vom Archilochus wenig übrig, und so kann ich auch nicht die Grabschrift erklären, die ein Inhalt seines poetischen Lebens seyn sollte: die Muse gab ihm Jamben, damit er das *ἔπος* „Homers nicht überträfe." Und so sind die meisten folgenden Dichter, von denen so wenig und nur zerstückte Glieder übrig sind, kaum mehr als Namen.

Aber wie aus der Sprache Homers die Sprache theatralischer Kunst ward; den hohen Schritt derselben auf den Kothurn des Aeschylus und Sophokles; was für andere Gestalt jetzt die Poesie annahm, da sie die Musik des Dialogs und des Chorus unterschied; wie weit jener noch die Sprache des Lebens selbst mit seiner singenden Declamation nachahmen konnte, dieser aber sich dem hohen Lyrischen näherte; wie manches Eigene in den Sylbenmaßen und in der Natur der griechischen Theatersprache lediglich hieraus erklärt, und also sehr unrecht nachgeahmt wird; wie vieles das man dem theatralischen Gesetzgeber, Aristoteles, als Eigensinn ausgelegt hat, eben hiedurch griechisches Bürgerrecht in diesem Zeitalter erhält — eine Menge anderer Betrachtungen bieten sich dar, wenn man in Aeschylus und Sophokles dem Leitfaden nachgehen wollte: wie in ihnen das ἔπος der Natur zur tragischen Kunst ward? wie es daher durch den Weg des Entsetzens und Erstaunens zur Rührung, und durch das kühne Uebertriebene des Aeschylus in das schöne Gleichgewicht kam, da Sophokles die Sprache des Lebens auf den Kothurn erhöhete, und die hohe, aber ungekünstelte Sprache des ἔπος in die lyrische Natur des Chorus umschuf.

Da sich bei Pindar, der die lyrische Kunst auf den höchsten Gipfel brachte, ein zu reicher Vorrath von Anmerkungen zeigen müßte, wenn man ihn gegen Homer hielte, so ist's besser lieber nichts als etwas unvollständiges zu sagen. Der Zweifel eines meiner Leser, [1] wie ich mir viele wünschte, geht, wie ich glaube, von selbst auseinander: daß nach meiner Hypothese Pindar vor Homer seyn müßte. So wenig als Kunst vor der Natur seyn kann; denn bei welchem griechischen Dichter ist die Kunst in mehrerem Glanze als bei ihm? Die Schöpfung seiner Worte, und die Verkettung seines Perioden, selbst bis zur Zerreißung der Sylben, selbst bis zum Ueberstrom über die Strophe, selbst bis zu seinem mannich-

[1] Bibl. der sch. Wiss. Band 4., St. 1.

faltigen Numerus, selbst bis zu seiner erscheinenden Wuth ist doch wahrlich nicht das Werk wilder Phrenesie, sondern alles setzt so viel Wahl und vortreffliche Kunst voraus daß, wie die lyrische Sprache schon an sich unter allen Gedichtarten vielleicht die künstlichste seyn sollte, mir unter allen Griechen Pindar auf der höchsten Stufe der poetischen Kunst erscheint.

An die Dichter zur Zeit Philadelphus läßt sich nicht anders als an Dichter der Kunst denken. Die Kunst kam bei Theokrit, bis auf das Wortspiel, das er macht, vortrefflich; bei den meisten seiner Mitgenossen ward sie schon gelehrt, sie fing an in gezierte und mühsame Künstelei auszuarten, von welcher selbst Kallimachus nicht frei ist. Dem sey indessen wie ihm wolle, ich werde in diesem Zeitalter nichts weniger gewahr als einen Sänger, der, wie Homer, ein Sohn der Mutter Natur wäre, — und was will man mehr?

Sey die Poesie in allen Zeitaltern was sie wolle; seitdem die Prose entstehen mußte, war sie eins nicht mehr: Gesang der Natur. Indessen ging dieser damit nicht aus; bei allen Veränderungen der Sprache des Lebens und der Bücher erhielt er sich in den ersten großen Originalwerken, insonderheit in Homer. Dieser blieb immer der Fürst der Dichter, dem alle ihre Sprache nachbildeten, in sie mehr Kunst und Manieren brachten, und nur etwa nach ihrem Zeitalter sie modificirten. So konnten jetzt also vortreffliche Dichter leben; die dichterische alte Sprache immer ihren Weg fortgehen, parallel mit der Prose; allein — Prose allein war's die da lebte. —

8.

Den großen Unterschied den der Zeitpunkt einer werdenden Prose macht, an wem könnte er besser gezeigt werden als an Herodot, dem Vater der Geschichte und dem Homer der Prosaisten? In mehr als einer Absicht steigt bei ihm der Dichter zum Geschicht-

schreiber herunter, und der Geschichtschreiber bei aller seiner Simplicität zum Dichter herauf; daß, so schwer es mir würde im Homer Gränzsteine zu setzen, wo das Gerücht von Geschichte der epischen Erdichtung Platz mache, so schwer wären im Herodot die Farben zu trennen, die in seinem Bilde der Geschichtschreiber, und der Sänger alter Sagen und eigner Reisen zusammenfließen läßt. Der ganze Bau seiner Geschichte hat die Einfalt des Dichters erreicht; alles schlingt sich in Episoden zusammen, die theilweise auseinanderfallen; und so auseinanderfällt auch der ganze Bau seiner Schreibart, die noch nichts vom Numerus des Isokrates weiß. Wie viel würde also dazu gehören, ihn, wie es seyn soll, in unsere Sprache zu verpflanzen, und nach seiner ungebundenen Einfalt unsere weitschweifige, zu gefesselte Schreibart zu zerstücken, ohne doch ihrer Bildung etwas zu vergeben — ein Feld, von welchem sich Goldhagen mit seiner Lehrlingsübersetzung gewiß keinen Lorber geholet! — Und wie fein muß das Auge und die Hand dessen seyn der einen leichten und genauen Zwischenstrich ziehen kann: wie fern zu unserer Zeit Geschichtschreiber den Herodot in seinem Halbepischen, in seinem Episodenmäßigen nach- oder nicht nachahmen können. Preiset man das alles so durchweg an, wie Gatterer [1] neulich gethan, so nimmt man alles überhin, und kennet Herodot nur vom Hörensagen. Gewiß, wer uns das Bild dieses Mannes, nicht wie einen Schattenumriß an der Wand, sondern im lebenden Bilde zeigen will, der muß uns Herodot aus seinem Zeitalter in Cultur und Sitten, in Denk- und Lebensart, in bürgerlicher und wissenschaftlicher Verfassung gleichsam erklären können; er muß diese Zeit wie seine eigene kennen; mit Herodot gelebt haben, und jetzt zum zweitenmal leben. Je mehr ich Herodot im ganzen Ton der Denk- und Schreibart kennen lerne, desto ehrerbietiger nähere ich mich ihm wie einer antiken Bildsäule des Janus, der mit einem

[1] S. Historische Bibliothek, 2 B.

Antlitz ins Land der Poeten zurück, mit dem andern in eine neue Welt hinsiehet, in ein werdendes Zeitalter der Prose. [1]

Wie auf dem höchsten Gipfel kunstloser Wohlredenheit, erscheinen mir die Schüler des **Sokrates**, **Xenophon** und **Plato**: classische Schriftsteller, in welchen die Prose lebet, für mich die ersten und einzigen unter allen Nationen die ich kenne. Wie bei Homer alle Gattungen poetischer Schreibart in seine ungekünstelte Poesie, so fließen bei ihnen alle spätern Gattungen der Prose in ihren natürlichen Vortrag zusammen — und wenn Homer die Sprache der Götter sang, so schreiben diese die Sprache vollendeter seliger Menschen. Ihr Ausdruck schwebet zwischen dem frühern Pomp der Dichter, und dem spätern Pomp der Redner wie in ruhiger Mitte; von da er sich bei jeder sanften Regung der Luft bald dort-, bald hierhin schwingen kann, ohne auf das äußerste hart anzulaufen, oder aus seiner glücklichen Mitte zu wanken. Sie sind die *καλοι κἀγαθοι* unter den griechischen Schriftstellern, bei denen die Weisheit noch nicht Wissenschaft, die Schreibart noch nicht gelehrte Kunst, beides aber gemeinschaftlich ein Werk der Natur scheint, [2] wo Weisheit wie die unsichtbare Seele ist, die vom Antlitz der Unschuld mit sanftem Glanz strahlet, die Schreibart aber den schönen Körper gibt, den alle Huldgöttinnen gebildet. Mehr als von allen

[1] Ich darf zu meinem Zwecke vom Thucydides nichts mehr sagen, als daß auch die prosaische Schreibart der Griechen auf eine gewisse Art sich habe dem Uebertriebenen, wiewohl nur von ferne, nähern müssen, bis sie in ihr ruhiges Gleichgewicht sank.

[2] Leuten zu gut die da glauben ein Verfasser wisse nichts mehr als was er schreibt, muß ich dazu setzen daß ich wohl weiß wie in diesem Zeitalter die Sophisterei der *λογοδαιδάλων*, wie sie Plato im Phädrus nennet, der herrschende Geschmack war; allein um so mehr konnte das edle Propago der Schriftsteller, die bei den Griechen von den ältesten Schriften an ein eigenes Geschlecht machten, sich von dieser herrschenden Denk- und Sprachart unterscheiden. Dieß sey genug über einen Einwurf, gegen welchen sehr vieles gesagt werden müßte.

Lateinern kann unsere Sprache von ihnen gewinnen, um das Süße und Schöne (ἡδὺ καὶ καλὸν) zu lernen, das ihre Prose des guten Verstandes belebt.

Der historische Styl soll unserer Sprache noch erst angebildet werden. Und von wem wird sie diese Bildung eher nehmen als von dem edeln Xenophon, der nichts halb sagt, und nichts übereilet, bei dem die Rede fließet wie ein Bach in den Auen Elysiums? Wie sehr hat unsere Schreibart, die ohnedem einen ruhigen Gang liebt, wie sehr Ursache, was sie sagt, ruhig und ganz sagen zu lernen! Und wie leicht wird sie sich an einen Xenophon anschmiegen! leichter als an einen Geschichtschreiber, bei dem Gedanken und Sentenzen einander drängen und drücken; denn bei diesem kommt eine schwere Sprache zu bald in Gefahr überladen, eine weitschweifige Sprache halb, und eine unbequeme schielend zu schreiben.

Mich dünkt es war Aristoteles der es nicht wagte Dialogen zu schreiben, weil Xenophon, die attische Muse, solche geschrieben, und gewiß es gehet kaum etwas über die einfältige Natur, über die honigsüße Freundlichkeit, über das Feine der Symmetrie, das bis auf Kleinigkeiten in ihnen herrschet; denn die Musen selbst sprachen aus seinem Munde. Nichts sagt er verworren, nichts falsch, nichts durcheinander, wie wenn viele ineinander schreien, und keiner ganz spricht; jedes seiner Gespräche ist wie ein schöner Teppich, mit Gold gestickt, und bis auf jeden Nadelstich voll Natur, Ordnung und Symmetrie. — So ist es denn ja eine wahre Schandsäule, die man Xenophon errichtet, wenn man ihm alle diese Schönheiten, die Symmetrie des Ganzen, das Colorit in jedem Theile, und den Wohlklang jeder Sylbe raubt; ihn in unserer Sprache alles halb oder überladen oder verwirrt sagen läßt; und ein solches Gespräch, als wäre es die Manier zu dialogisiren, die wir an Xenophon lieben, gerade vor ein Buch aufstellt, das selbst ein Muster des Geschmacks seyn, Uebersetzungen beurtheilen, und uns die griechische Kunst an-

preisen will. — Und wäre dieß Buch selbst die Bibliothek der schönen Künste und Wissenschaften — Warum duldet man vor ihr eine elende Uebersetzung, wie die vor ihrem zweiten Bande?

Und wo bleibt eine Uebersetzung des göttlichen Plato, dessen Schreibart wie Feuer brennt, und wie ein himmlischer Thau erquicket? Die Verschönerungen seines Dialogs, selbst wenn sie Moses in ihn bringet, halten uns kaum für die Einfalt des Griechen schadlos: und doch welch ein Werk hätte der geleistet, der uns die vornehmsten Gespräche Platons gäbe wie Moses uns den Phädon gab? — Plato wurde dem Sokrates durch einen Traum verkündigt: daß ein junger Schwan aus dem Altar des Gottes der Liebe aufflöge, und in seinem Schooße niedersäße, nachher sich auf seinen Schwingen gen Himmel erhübe, mit einem Gesange, der das Ohr der Götter und Menschen ergötzte. O säße in dem Schooße des griechischen Plato auch ein solcher Schwan nieder, um, was er in seiner Sprache sang, uns in der unsrigen vorzusingen. Sein Uebersetzer muß den Dämon Sokrats zum Freunde haben, der ihm in der Weisheit selbst, und in dem Gewande derselben, dem Sokratischen Vortrage, Rath und Unterricht gebe: diesem Göttlichen, was in Sokrates wohnet, opfere er, wie der junge Theages Gebet und Opfer, und was die Weissager wollen, damit er sein Vertrauter sey.

Ich habe die griechische Prose in einem Zeitalter betrachtet, in welchem sie die Göttin der Ueberredung, die Suada mit holden Lippen, auch in Büchern zu sprechen scheint: und was darf ich sie, zu meiner Absicht, in das Gebiet der Kunst begleiten, da Redner und Redekünstler, vom Demosthenes zum Isokrates hinauf ihr den ganzen Umfang des schönsten oratorischen Numerus, der Weltweise Aristoteles aber mit allen seinen Nachfolgern ihr den genauen Umriß einer dogmatischen Sprache gaben? Unter allen diesen Händen müßte ich sie als ein Werk der Kunst betrachten; viele Künstler

gaben ihr eigene, und vortreffliche Künstler vortreffliche neue Gestalt. Nachdem tausend Umstände, Zwecke und Hülfsmittel zusammentrafen, theilte sich die Kunst der Schreibart in Gattungen, und jede Gattung in Schulen. Jede Schule konnte Meisterstücke, und jede Gattung neue Manieren geben. Allein für mich liegt dieß alles seitwärts ab, da ich bloß aus der Natur der Sprache habe bemerken wollen wie die Prose entstanden, und wie sie ihre schönste Natur erreichet, da sie in der Mitte zwischen Dichterei und rhetorischer Kunst, zwischen der Ungebundenheit des Poeten, und den Fesseln des Philosophen schwebte, und in dem edelsten Verstande Weisheit und Sprache des Volks war, wie es vormals die Poesie gewesen. Und kann ich dieß Zeitalter, das in dem Lauf, den die Prose genommen, wie der Edelstein in einem Ringe ist, kann ich es genug anpreisen, zu studiren, ihm nachzuahmen?

9.

Weil ich einmal über dem Geschäfte bin mich selbst erklären zu müssen, so lasse man mich ein Buch nennen das über dieß Zeitalter der griechischen Prose beinahe ein Commentar hätte werden können, hätte der Verfasser es nach meinem Eigensinn ausgeführet: es ist das bekannte Werk eines Schottländers [1] über die Schreibart Xenophons, Herodots, Thucydides, des Plato und Demosthenes. Geddes schrieb sein Buch mit einer genauen Kenntniß seiner Griechen, mit einem feinen Geschmack die Composition ihrer Bilder und Gleichnisse zu schmecken, und mit dem richterlichen Ohr, das Numerus und Wohlklang bis zum Uebermaße hören will. Außerdem hat er über Plato manches andere von Nutzen gesagt, und ist ein Sammler der schönsten prosaischen Stellen der Griechen. Allem ungeachtet aber bleibt sein Werk nichts als das Buch eines Schulmeisters, der Xenophon und Plato, zu nichts besserm machen

[1] *Jam. Geddes*, on the composition and manner of writing of the ancients.

kann als er selbst ist. Er legt den Satz zum Grunde den das ganze griechische Alterthum uns zurufet: „Die besten Schriftsteller auch der Prose hätten ihre Schreibart dem Homer abgelernet." Allein da er ihn sehr gebrochen verstehet, so gibt er allen diesen großen Leuten wahre Schulmethode zu lernen Schuld, die den Feldherrn Xenophon plötzlich auf eine Bank rückt wo der Professor Gebdes sitzt wenn er Homer und die Alten lieset. Hier sollen sie dem Homer eine Beschreibnng, ein Gleichniß, ein Bildchen künstlich und kindisch nachgemalet haben wo ich zum Unglück das wenigstemal einen Zug der Nachahmung entdecken kann, wenn meine Phantasie nicht Buße thun soll. Dort haben sie ihm den lebenden Wohllaut nachgebildet, selbst wo sie in ihrer Sprache kein Wort mit Homer gemein haben. Warum denn so etwas Homer nachgebildet? Eben als wenn sie kein Ohr hatten einen Platzregen, einen Fluß rauschen zu hören — kein Auge hatten die Wirkungen der Leidenschaften zu sehen — und keine Zunge hatten das was sie sahen und hörten auszusprechen! Eben als wenn Plato keine Vergleichung mit dem Hauche der Aura machen könnte, ohne den Zephyr Homers in dem Elysium im Sinne zu haben; und Thucydides zum Pindar laufen müßte wenn er ein großes Gemälde wagen wollte. Gewiß die größesten Schriftsteller der Prose die in der Welt gelebt, so weit zu Schülern, zu kindischen Nachahmern, zu Affen des Numerus herabzusetzen, ist schimpflicher als wenn er sie des Gedankendiebstahls beschuldigen würde; denn große Gedanken erobern ist königlich, aber Bilderchen nachmalen ist kindisch, und den Numerus und Rhythmus nachpfeifen, gehört für dumme Vogelköpfe. Gebdes hat geschrieben wie ein Geschöpf das nur Einen Sinn hat: ein künstliches Ohr — darauf kann er stolz thun, davon kann er schreiben, aber von allen andern Sinnen — wenig oder nichts!

Der muß alle, und alle wohlgebildet haben, der darüber reden will wie die griechischen Prosaisten ihren Homer, und wie sie ein-

ander nachsprechen — nicht in läppischen Kleinigkeiten, sondern in dem Innern ihrer Schreibart. Tief in dieß Innere muß der griechische Gedanke verfolgt werden, „daß alle Weisheit und Schönheit des Vortrages aus dem Abgrunde derselben, der alten Poesie, allmählich geflossen, und sich in eigene Bäche, und nachher große Ströme getheilt habe;" ein Gedanke, den Gebdes nie ansichtig wird, so oft er auf ihn stößt. Erst muß man das Eigene in der Schreib- und Denkart jedes Schriftstellers einzeln zu bemerken und lebendig zu schätzen wissen, ehe man sich die Frage vorlegen kann: wie hat dieser Scribent das Ganze seiner Denk- und Schreibart nach einem alten Original gebildet. Ueber das erste weiß Gebdes nichts als drei Schulclassen des Styls anzugeben; und das Ziel der zweiten Frage, und der Lorberkranz an demselben, ist also ganz außer oder über seinem Gesichtskreis. Sein Buch hätte ein prächtiger Vorhof und eine Einleitung in die Geschichte der griechischen Prose werden können; jetzt ist's ein kleines enges Nebenzimmer, wo man die Schreibart des Xenophon und Plato wie in einer dunklen Kammer stückweise siehet.

10.

Um von der wahren Sprache der Philosophie würdig zu reden, muß man es anfangs vergessen: ob eine Sprache in der Welt es so weit gebracht? Ob einige oder ein Schriftsteller sich derselben genähert? Ob außer ihm noch ein Schriftsteller in der Welt sey? Ja auf eine Zeitlang vergessen: ob eine solche Sprache Menschen möglich, faßlich und vortheilhaft wäre? Ueber alles dieß trinke ich aus dem Fluß Lethe, und nun sind auch alle die kleinen Einwürfe vergessen, die man meiner philosophischen Sprache gemacht hat. Ich denke mir eine solche an sich, und —

Dichterisch ist diese doch gewiß nicht: sie gibt, ihrer innern Würde und Beschaffenheit nach, alle Ansprüche auf poetische Sprachschönheiten auf. Wohlklang der Wörter, Wechsel der Sylben, rüh-

render Ausdruck, Schmuck der Bilder, so viel sie anderswo gelten mögen, so gelten sie, wenn man mehr als praeter propter reden will — hier nichts. Die Weltweisheit verschmähet diese Schönheiten, wie der Homerische Hektor die Gaben der Venus verschmähete, oder wie Hercules ausrief, da er die Statue Adonis im Tempel erblickte: in dir ist nichts heiliges! Sind die Gaben der Venus nicht deßwegen an Paris schätzbar, wenn sich gleich Hektor aus ihnen nichts macht? Paßt sich die Statue Adonis nirgends hin, wenn sie Hercules auf seinem Altar nicht leiden kann? Wie so nicht? Nehmet den Paris aus dem Handgefecht mit Menelaus in das Schlafzimmer der Helena; setzet Adonis in den Tempel der Venus, so sind sie am rechten Ort. Aber nur nicht daß Hektor und Hercules, wie Paris und Adonis schön seyn müßten! Nur nicht daß Weltweisheit ihr Gesicht mit Schönpflästerchen der Poesie und Rednerei verstellen müßte um schön zu seyn! Wer sie so sehen will, hat nie ihr offenes Angesicht gesehen.

Wenn die Grundsätze, die eine Semiotik a priori bestimmt, bei einer wirklichen Sprache wenigstens theilweise anzuwenden wären, so gäben diese Theile zusammengesetzt — eine Sprache der Philosophie. Nicht rede ich also von den wenigen Zeichen, die erfunden wurden um Syllogismen und Figuren anzuzeigen, sondern von dem strengsten Vortrage vollkommener Begriffe, Schlüsse und Beweise. Hier ist alles was zu viel oder zu wenig sagt, es sey in einem andern Gesichtspunkte so schön, so rührend als es wolle, hier ist's — ein Fehler.

Jeder deutliche Begriff habe hier also nur einen Ausdruck; hätte er mehr, so wären sie überflüssig, unnütz oder schädlich. Die Erfinder der Sprachen, ohne Zweifel nichts minder als Philosophen, drückten natürlicherweise das durch ein neues Wort aus was sie noch nicht unter einen andern Begriff zu ordnen wußten. So entstanden Synonyme, die dem Dichter eben so vortheilhaft waren

als sie dem grammatischen Philosophen zum Aergerniß gereichen. Dieser fragt haushälterisch: wozu sind so viel unnütze Knechte? sie stehen sich im Wege! Und er hat sie abgeschafft; den übrigen aber ihr genaues Geschäfte angewiesen, um nicht müßig zu seyn. Gesetzt, ein philosophischer Begriff habe zween Ausdrücke, die Gelegenheit, die beide schuf, war entweder dieselbe, oder verschieden. Dieselbe — so ist es Fehler der Sprache; verschieden — der gewöhnliche Sprachgebrauch, der nie philosophische Deutlichkeit zum Zwecke hat, kann immer die beiden Gelegenheiten verwirren, ohne doch seinem Zwecke zu entkommen; aber der Philosoph muß unterscheiden, oder sich an ein Wort binden. Thut er nichts von beiden, so vergibt er im ersten Fall schon etwas von der Genauigkeit im Denken, und er oder ich kann von der strengen Wahrheit abirren, wäre es auch nur ein Haarbreit. Im zweiten Fall vergibt er etwas von der Genauigkeit im Vortrage, denn bei Abwechselung halbgleichgültiger Wörter kann sich eben auf den Nebenbegriff meine Aufmerksamkeit heften, und den Hauptbegriff, wenn auch nur im feinsten Theile, verfehlen — wenigstens kann sie sich darüber verwirren, als sey mit dem Wort auch der Gegenstand selbst geändert worden.

Daher halte ich auch in strengen Beweisen von dem beinahe Philosophiren nichts, da man, um, wie man sagt, nicht durch ein ewiges Einerlei zu ermüden, Worte vorspielen läßt, wie ein Farbenclavier. Einem Auge, das sich anheften will, ist diese Vorspiegelung so unangenehm wie eine Augenblende; eben ein Einerlei, eben das Wiederkommen des einen was ich für dasselbe erkenne, will es; starr soll eben sein Blick darauf liegen, um es gleichsam durch und durch sehen zu wollen. Für ein flatterhaftes Auge ist freilich ein schönes Wortspiel willkommener; für Damen, und die Philosophen die Weiberschürzen statt philosophischer Mäntel tragen, sind solche Fontenellische Spaziergänge angenehmer, da man sich an nichts minder als an Worte bindet. Allein hat

man sein Ziel unverrückt vor Augen, was sucht man anders als den kürzesten Weg? Wortschmuck, schöne Abwechselung und Zerstreuung, sind goldene Aepfel der Atalanta, die uns im Laufe hindern. Und warum lassen unsere Schönschreiber nach der Mode eben dieß aurum volubile fallen? Wozu es Hippomenes fallen ließ, damit sie mit ihren lahmen Füßen zurecht kommen mögen.

Doch ich falle selbst in den Fehler den ich table, und nehme kurz ein Beispiel. Die Schriften des Philosophen Baumgarten, und insonderheit seine Metaphysik als Lehrgebäude in Miniatur betrachtet — nicht betrachtet, für wen sie geschrieben sind — nicht betrachtet, wiefern sie wahr, vollständig, vollkommen sind — betrachtet bloß an sich, und in der Natur des Vortrages — kann ich ihre genaue Kürze und einförmige Wiederholungen nichts anders als loben. Denn bloß durch diese harte und feste Andeutung der Begriffe kann die Weltweisheit zum sichern Umriß ihrer Gestalt gelangen; und dieser ungekünstelte, viereckige Vortrag, der auf nichts als Wahrheit geht, ist besser als aller Styl, der sich in Schönheitslinien krümmet und windet, mit Farben spielt, und in Verzierungen von fremder Natur ausschweift. — In dieser Absicht danke ich's ihm daß er den Ueberfluß entfernet, in geraden Linien zu seinem Punkt geht, ohne schön abzuweichen; daß er in ein jedes Wort Verstand legt, und wo der Sinn wieder kommt, auch den Ausdruck wieder kommen läßt. Ich danke es ihm daß er eintönig, hart und wiederholend ist wo er's seyn muß, dem Reichthum entsagt, wenn er Unordnung anrichtet, der Schönheit wenn sie der Vollkommenheit gegenüber stehet, der Grazie wenn sie Seiten schön überschleiert die ich nackt sehen mußte. Wußte er denn nicht Synonyme, um abzuwechseln? Viel, bis auf synonymische Allegorien; aber, damit sie nicht verwirren, so opfert er sie dem Verständniß auf, und klammert sie hinter das Hauptwort ein. Oder wiederholet er sich, um sich auszudehnen? Wer ist kürzer als er, wenn er's seyn kann;

und wer wiederholet sich wieder in ganzen Paragraphen so monotonisch als der Leiermann des Horaz, wo er's der Ordnung und Deutlichkeit wegen thun muß? Oder hatte er nicht Blumen, um seine dürre Schreibart zu bestreuen? Leset seine Aesthetik, seine Vorreden, seine Abhandlungen, wo er sich gleichsam sich selbst überlassen kann; hier duftet aus seiner dürren, freilich unter der Philosophie vertrockneten Schreibart eine Menge Blumen, die er einzuweben wußte — aber dieß ganze Füllhorn gibt er aus der Hand, wo es auf Waffen, zu streiten, und auf freie Hände ankommt, zu ringen. Sollte also sein trockner, harter und unverdaulicher Styl, seine zusammengepreßte Kürze, seine wiederholende Einförmigkeit nicht eben ein Werk des Vorsatzes, der Nothwendigkeit seyn?

Er ist's! denn seine Schriften sollten eben ein Grundriß von Wahrheiten seyn, wo ich keine Schlängelungen suche, sondern Linien suche die fest nach der Kunst, richtig dem Verstande, deutlich dem Auge seyn sollen. Wer wirft nun nicht einen topographischen Riß ins Feuer, der der Schönheit wegen in der Richtigkeit wankt, für das Auge spielet und den Verstand unsicher läßt? Ja wenn dieser Riß noch ein Muster architektonischer Schönheit, oder eine Chorographie seyn sollte.[1] Nun aber ist ja, um sich ein Ganzes abstracter Wahrheiten im Verstande entwerfen zu können, das eben eine willkommene Aussicht, die dieß Ganze in seiner kurzen und genauen Zusammenordnung zeigt. „Wie in Erlernung der Musik und Sprachen, dort die Töne und hier die Sylben und Worte scharf und deutlich müssen angegeben werden um zur reinen Harmonie und zur flüssigen Aussprache zu gelangen, eben so führet die Zeichnung nicht durch schwebende verlorne und leicht angedeutete Züge, sondern durch männliche, obgleich etwas harte und genau begränzte Umrisse zur Wahrheit der Form" — und durch solchen Styl die Sprache zur Wahrheit der Erkenntniß. Freilich nähert sie sich bloß

[1] Winckelmanns Geschichte der Kunst.

von ferne diesem strengen Einfachen der Wahrheit. Es müßte eine Sprache der Philosophie zu gut erfunden, die Philosophie vollendet, und die Kräfte der menschlichen Seele ohne Schwachheit seyn, wenn ein solches System erscheinen sollte. Nur lasse man denn auch so lange diese philosophische Sprache ruhen, ohne ihr zum voraus Vorwürfe zu machen, und lasse es bleiben die für Barbaren und trockene Köpfe zu schelten, die sich dieser Richtigkeit in einer bekannten Sprache zu nähern suchen.

11.

Beides geschieht häufig, und das erste ist noch neulich von einem Gelehrten geschehen, der mit der philosophischen Sprache wie mit einem Schatten spricht, und dem Kinde, das noch nicht geboren ist, und noch lange nicht geboren werden wird, nachtheilige Namen gibt, ohne daß er's gesehen.

Michaelis [1] führt unter seinen Weissagungen wider die gelehrte Sprache an daß sie dem Ohr übel klingend, ohne Verschönerung durch Synonymen, ohne Ausdrücke fürs Herz, ohne Reize des Styls, und Apollo weiß! ohne was mehr seyn würde. — Mich dünkt, wir können ihn wegsprechen lassen, denn sie soll ja nichts als gelehrte Sprache seyn: keine poetische, oratorische oder schöne, und so kommt die Sorge für das Ohr durch Wohlklang und Synonymen eben zuletzt — keine historische, für die Geschichte bleibt also in allen andern Sprachen Platz — keine theatralische und Romanensprache; folglich mögen immer die Herzens- und Milzausdrücke wegbleiben — keine Frauenzimmersprache, und so mag sie trocken, einförmig und unangenehm seyn, wie die Algebra; sie kann alles seyn was er ihr Schuld gibt; sie mag es aber auch, oder vielleicht muß sie es seyn, als eine Charakteristik philosophischer Begriffe.

[1] Michaelis Preisschr. der Beschluß der franz. Uebersetzung.

So sind also ein guter Theil seiner Einwendungen verflogen, und die andern halten eben so wenig Stich, wenn ich unterscheide; die philosophische Sprache soll ja ein ander Ding seyn als die Sprache für den gemeinen Verstand (sens commun), anders als eine Sprache zum täglichen Umgange, anders als eine zum angenehmen Bücherlesen. Dieses alles will sie ja nicht seyn, kaum sich mit allen vergleichen, am wenigsten ihnen zur Last fallen.

Und überhaupt vergißt der ganze Abschnitt: ist eine gelehrte Sprache möglich zu erfinden? seine große Aufschrift so ganz daß der Verfasser vom Erfinden aufs Haben, vom Haben aufs Wissen, vom Wissen aufs Sprechen, vom Sprechen aufs Hören, vom Hören aufs Lernen, vom Lernen aufs akademische Lehren in einem halbjährigen Collegio, hievon aufs Gebrauchen, aufs Lesen zum Zeitvertreib und wo mehr hin? kommt, und mit allem nur so viel beweiset: wie er seinen eigenen Vortrag für genugsame Dosis gelehrter Sprache, und vielleicht für die beste gelehrte Sprache halte. In beiden kann er Recht haben, wenn voraus der Mittelpunkt der Beziehung ausgemacht wird: die beste in welcher Absicht? gegen welche Verhältnisse? Da hat nun Michaelis und Leibnitz offenbar einen ganz andern Mittelpunkt der Vollkommenheit; beide haben einen verschiedenen Begriff von dem Wort gelehrte Sprache, und so hat immer M. nichts gesagt, so viel er gesagt haben mag. Hier ist nicht von Faßlichkeit, Wohlklang, Anmuth, Herzregung, Lesbarkeit u. s. w. die Rede, sondern von intellectualer Vollkommenheit, in welcher Richtigkeit statt Schönheit, die Wahrheit statt Rührung, und Deutlichkeit statt aller Verzierungen ist. Sie sey immer barbarisch, monotonisch, trocken und ohne sinnlichen Reiz — sind diese Mängel in ihr Mittel zu Vollkommenheiten, so übersieht man sie — sind sie selbst Vollkommenheiten, so kann man sie nicht missen, und der Weltweise nimmt alsdann den Namen eines Barbaren,

eines simplen und trocknen Kopfes sich so zum Ruhm an als Sokrates den Namen eines Unwissenden.

Wer heißt in Rom nach der Mundart des Volks Barbar? Der eine fremde Sprache spricht — und die muß der Weltweise sprechen, der ja eben die Begriffe der gemeinen Rede berichtigen, erhöhen, erklären soll. Wer heißt einförmig? Wer karg mit Worten, den schönen Luxus nicht affectirt, der das Wohlleben in der Gesellschaft und das Wohlschreiben im gewöhnlichen Styl ausmacht — und dem Luxus muß der Weltweise entsagen, wenn das Gewicht einer Worte, und die Nerven seiner Gedanken dabei leiden. So auch, wer heißt trocken? Eben, wer alles aufgedeckt vor Augen legt, ohne es mit Blumen zu bestreuen — und dieß will ja eben der Weltweise, der alles der Wahrheit aufopfern muß, der nur nach dem Namen eines tiefen Forschers geizet, der nichts als eine Philosophie sucht, die in allen Worten richtig, genau, erwiesen, einen Schatz von vollkommenen Begriffen enthält, und eben diese Vollkommenheit ist statt Schönheit. Ich setze hinzu daß es bloß von der Unvollkommenheit der Erkenntniß, der Sprache und der erkennenden Kräfte herrühre, wenn die nackte Wahrheit sich mit schönen Feigenblättern umhüllen muß um den Augen der Menschen zu erscheinen: in der Nacktheit allein erscheint ihre ganze Schönheit.

12.

Nun aber vor den Augen der Menschen! Sind diese schwach, so kann sie sich immer einhüllen, wenigstens nach und nach zeigen, und eigene Gestalten wählen, ohne daß man daraus schließen dürfte: so ist sie an sich. Alles bekommt also eine andere Wendung, wenn ich die Philosophie subjectiv betrachte: wie gelangen wir zu ihr? wie weit haben wir sie? wie läßt sie sich in Sprachen, wo wir sie jetzt haben, vortragen? Hier kann es wirklich seyn daß es sich auf diesem schmalen Pfade abgezirkter Worte zur Wahrheit kaum und schwerlich kommen ließe, man gehe ihn als Untersucher oder Schüler. Ja,

wer die Wahrheit schon hätte, oder nur sie ohne minder Fehltritte suchen, und ohne minder Beschwerden lernen könnte! — Ich bringe einige muthmaßliche Gründe an, die aber, wenn sie alles thun was sie sollen, nichts zeigen müssen: als daß eine behagliche Sprache nicht die beste und einzige für die Philosophie — sondern die bequemste für uns sey.

Wir sind Menschen, ehe wir Weltweise werden. Wir haben also schon Denkart und Sprache, ehe wir uns der Philosophie nähern, und beide müssen also zum Grunde liegen: die Sprache des Verstandes der Vernunft, die Denkart des Lebens der Speculation. Und wie viel liegt damit zum Grunde? Muttersprache, der ganze Umfang von Begriffen, die wir mit der Muttermilch einsogen — Muttersprache, die ganze Welt von Kenntnissen, die nicht gelehrte Kenntnisse sind – Muttersprache, das Feld auf welchem alle Schriften des guten Verstandes hervorwuchsen — was ist sie also für eine Menge von Ideen! Ein Berg, gegen welchen die kleine Anzahl philosophischer Abstractionen ein künstlich aufgeworfener Maulwurfshügel — einige Tropfen abgezogenes Geistes gegen das Weltmeer! Der Weltweise hat also in seiner Untersuchung unendlich mehr Data, wenn er sich dieser freien Sprache überläßet; er spreche noch immer unbestimmt, wenn er nur vielseitig spricht; er spaziere frei: in desto mehreren Gegenden wird er bekannt, an desto mehreren Orten kann er Früchte suchen, hie und da Minen eröffnen — hie und da die Wünschelruthe versuchen. Er kommt zeitig genug auf seine Landstraße, wenn er nur viel auf sie mitbringt — und wie viel läßt sich aus dem Gebiete der Erfahrungen, der Sprache des Lebens und der vernunftähnlichen Kräfte mitbringen! Das Land der Kunst ist wie dürrer Sand, aber auf dem Boden der Natur blühet das herrlichste Paradies!

Woher lag über Jahrhunderten jener Nebel der Unterdrückung in der Philosophie? Weil man einmal die Sprache der Vernunft

von der Sprache des Verstandes getrennet, und sich dunkler Wortkrämerei anvertraut hatte. Zwischen diesen Wortschranken, die einmal Aristoteles vorgesteckt hatte, Schule nach Schule durch, immer auf einer Stelle mit starrem blinzenden Blick, suchte man, und man weiß daß wenn man am emsigsten sucht, man oft am wenigsten finde. Man hätte mehr gefunden wenn man sich nicht blind gesehen, wenn man die Aussicht ausgebreitet, sich bald an grünen Farben, bald an neuen Gegenständen erholet hätte; hiemit wäre das Auge gestärket worden, um es desto schärfer zu gebrauchen. Ist es wahr daß alle unsere erworbenen Kenntnisse, Ideen und Erfahrungen in der Sprache des Lebens aufbehalten werden, so muß sich aus ihr auch die Philosophie gleichsam entwickeln; und wir fehlen leicht weit ab, wenn man bloß von gewissen gegebenen Punkten der Schulsprache sein Gewebe fortleitet, ohne zu sehen wo diese Punkte Haltung haben. Das ganze Gebäude der Speculation kann künstlich gezimmert werden; steht es aber nicht auf der sichern Erde, so siehe nicht hin! der künstliche Luftbau fällt.

So ist also die Untersuchung abstracter Sätze, so viel möglich in der freien Sprache des Lebens, fruchtbarer und sicherer: hin und her zu treten, ob man feste gehet; freier hin und her zu spazieren, um Materialien des Denkens zu holen — als wenn man sich an einen schmalen Steig von Worten und Unterscheidungen heftet. Und wann ist dieser freie Gang mehr anzurathen als zu unserer Zeit der philosophischen Anarchie, da man — nicht über einige Wahrheiten, nicht über Beweise — kaum selbst über die Methode der Weltweisheit einig geworden. Was ist bei dieser Verwirrung das beste? Daß man sich jeden seinen Gang, seinen Gesichtspunkt, seine einzelnen Materien, und einzelnen Seiten wählen lasse. Vielleicht daß er von seinem Standort weiter sieht; vielleicht daß er, welches noch besser ist, bemerkt, woher sein Vorgänger oder Nachbar habe falsch sehen müssen; vielleicht daß er in der Sprache nach

seiner Art es findet: „wie diesem Wort eine falsche Idee anhing, und wie viel falsches sie unvermerkt in den Verfolg der Rechnung brachte? Wie jene Wortverbindung ein ungültiges Glied dem Beweise unterschob? und jene Verwirrung seiner Unterschiede Irrthümer zwischen Wahrheiten verwickelte?" Man kann sich zu diesem Geschäfte nicht Spielraum genug nehmen, weil man immer zu geneigt ist den Wahrheiten großer Männer, ihrer Methode und Sprache nachzuhängen; man hütet sich zu sehr für Irrthümern, um ganz auf seine Kosten denken zu wollen. Lieber wolle man doch das letzte, man irre auf seine Art: so läuft das Cirkelrad der Irrthümer umher, und man lernt durch Fallen um so eher gehen. Eben weil man nicht so häufig auf neue und nützliche Art fehlet, eben weil man langen Zeitraum durch nichts that als sich an einigen regelmäßig gespannten Luftseilen herab und herauf zu schwingen; eben weil man viel zu jung und früh an System und Gipfel des Baues dachte — eben deßwegen hat man verjährte Irrthümer, und immer streitige Wahrheiten.

Von der Seite des Faßlichen mag ich diesen Vortrag nicht noch empfehlen; von dieser Seite hat man ihn zu sehr und zum Schaden empfohlen. Euklides' Mathematik weiß für Könige keinen andern Weg als für Schulweisen; und ist das Bequemen ad captum, um nichts als der Erleichterung und des Vergnügens wegen, so ist an dieser Empfehlung wenig. Vielleicht ist aber mehr an ihr, und gar so viel daß ich die harte und sparsame Synthesis der philosophischen Methode dem natürlichen Gange zuwider halte, den unsere Seele nimmt, wenn sie lernet. Dieß hätte freilich viel auf sich!

Der Vortrag ist ohne Zweifel der beste, der da anfängt wo ich anfangen wollte: von den Ideen die ich schon habe, und von den Worten in denen ich jene aufbewahre. Er gehet auf der Bahn des guten gesunden Verstandes fort — noch finde ich mich also auf

bekannten Wegen; ich nähere mich dem Gebiete der Vernunft — mein Führer läßt mich aber noch nicht das Land meines Ursprunges aus dem Gesicht verlieren; ich trete endlich, kundig des Weges hinter mir, von selbst stufenweise höher, bis ich alles in einer Sprache übersehe, die ich mir selbst ausgedacht zu haben dünke. So ist ein Lehrbuch der philosophischen Erziehung.

Lehrbücher von der gewöhnlichen Unterweisung sind das Gegentheil. Aus seiner Welt- und Denkart und Sprache findet sich der Lehrling in eine andere Welt, Denkart, Sprache verzückt; er versteht nichts, er muß sich alles erklären lassen; er kommt auf nichts selbst: er muß begreifen, und den Anfang zu allem glauben. Um gebildet zu werden, mußte er Philosophie wissen, ehe er sie weiß; philosophisch denken, ehe er's lernt; und eben bei dem Anfange, wo der Grundbegriff liegt, am schärfsten denken können. Nun ist's doch nicht einerlei, einen Begriff lernen, und ihn aus sich entwickeln — ihn begreifen, und denselben sich erklären können — den Beweis wissen, und ihn aus sich wissen; und was hilft das eine, ohne das andere? — Der Lehrling trat in das Land der Philosophie: steil hinan steht vor ihm eine Höhe, wo von oben herab, synthetisch strenge, Begriffe und Worte herabgerollet werden — Entweder erfleuch die Höhe, oder du mußt von unten zusehen, und nehmen was dir zugezählt wird! Das letzte ist leicht und gewöhnlich. Man fängt auf was ungefähr herunterkommt, d. i. man lernet nackte Sätze — Conclusionen ohne die Mittelnerve des Beweises; und läßt sich Wörter vorzählen, wie man den Extemporaldichtern Endreime gibt. Man hört einen Philosophen durch, wie ein Register zum orbis pictus abstracter Begriffe; man wird ein historischer Schüler derselben, ein Witzling aus, oder gar ein Spötter über die Philosophie. — Nun nehme man den kleinen Rest derer die jene steile Höhe hinan klettern wollen: einige fallen mitten im Klettern zurück, das sind die unglücklichen Halbphilosophen, die schädlichsten

Geschöpfe, die sich unterstanden alles trübe zu machen, weil sie nichts recht und ganz wußten. Andere kommen hinauf, und thun was andere thaten: sie rollen ihre Begriffe und Worte so synthetisch herunter, wie ihre Vorgänger; damit gut!

Wolfs Methode war der natürliche Weg für einen Geist der sich schon an Leibnitz Schriften gebildet, der aus ihnen Wahrheiten wie Inseln hervorhob, und Plan genug im Kopf hatte sie zum festen Lande eines Systems zu verbinden. Sein letzter Blick dachte sie sich in mathematischer Kette, und so stellte er sie mathematisch hin — vortrefflicher Anblick für den der sie, wie er, schon alle gefaßt, geprüft und bei sich befestigt hat, der jetzt alle diese gesammelten Ideen richtig und genau ordnen, und alsdann sie im Ganzen überschauen will — Ja, der siehet von seiner Höhe eine Reihe von Bäumen, nach strenger Richtschnur gepflanzt, Glieder, die sich einander zudrängen, um für Einen Mann zu stehen; und so wird er ihn als eine Landkarte seiner eigenen Reisen und Entdeckungen durchdenken. Wer aber diese Reisen erst thun will — ob dieß denn der sicherste und natürlichste Weg sey? die Frage ist anders!

Baumgartens Methode ist der natürlichste Weg für einen Geist der sich an Wolfs Schriften gebildet, der aus ihnen Wahrheiten, wie Glieder, riß, und Plan genug im Kopf hatte sie fast zur Tabelle zusammenzufügen. Tabellarisch dachte sie sich sein letzter Blick, und so ordnete er sie — vortrefflich für den der eine synthetische Tabelle nöthig hat, um die Wahrheiten in aller Kürze und Fülle, gleichsam von oben herab, zu überschauen. — Wer aber keine dieser Wahrheiten noch nicht einzeln kennet, und sie aus seiner Seele und aus seiner Sprache gern selbst analysiren will: ist für ihn die strenge Synthese? Und wenn ich ihm auch Meiers Commentarien in die Hand gäbe, so viel Bände von ihnen er auf einmal tragen kann? Sie ändern nichts, weil sie bloß mit vielen Worten sagen was B. mit wenigen sagt. Und wenn ich ihn auch auf Bs.

eigenen lebendigen Vortrag verwiese, der, wie er selbst sagt, dieß Skelett mit Fleisch und Adern zu bekleiden wüßte? — Noch wird nichts geändert, denn hier soll man erst einen vollen Körper zergliedern, damit man hintendrein ein Skelett bekomme. — Wolfs und Bs. Vortrag ist der beste, nach dem sie dachten, und jeder Philosoph denken will — aber auch der in welchem man denken lernt? die Ordnung der Natur unserer Seele? die Sprache der philosophischen Erziehung?

13.

Ich bin nicht außer meinem Pfade, ich habe zeigen wollen daß eine Sprache, wie sie die höchste Dichtkunst, und die strengste Philosophie fordert, zween Endpunkte setzen, und mitten inne Platz zu allen Gattungen bleibe, die ich unter den Namen einer behaglichen, bequemen Sprache setze. Sowie Schönheit und Vollkommenheit nicht einerlei ist, so ist auch die schönste und vollkommenste Sprache nicht zu einer Zeit möglich; die mittlere Größe ist unstreitig der beste Platz, weil man von da aus auf beide Seiten auslenken kann.

Nun soll eine Sprache gebildet werden, wozu? Entweder zur mehr dichterischen Sprache, damit der Styl vielseitig, schön und lebhafter werde; oder zur mehr philosophischen Sprache, damit er einseitig, richtig und deutlich werde; oder wenn es möglich ist, zu allen beiden.

Das letzte kann in einem gewissen Grade geschehen, und muß nach unserer Zeit, Denkart und Nothwendigkeit auch geschehen. Alsdann werden wir zwar von beiden Seiten nicht die höchste Stufe erreichen, weil beide Enden nicht einen Punkt ausmachen können; allein wir werden in der Mitte schweben, und von den sinnlichen Sprachen durch Uebersetzungen und Nachbilden borgen; anderntheils durch Reflexionen der Weltweisheit das Geborgte haushälterisch anwenden. Wir werden für neue Bürger Vortheile ausmachen, und

nicht dem spartanischen Eigensinne nachahmen, der allen fremden Ankömmlingen und Gebräuchen den Eintritt versagt; wir werden aber auch, sowie die Akademie della Crusca, und Johnson in seinem Wörterbuche, die Landeskinder zählen, ordnen und gebrauchen, so daß die fremden Colonien bloß die Mängel des Staates unterstützen dürfen. — Man bilde also unsere Sprache durch Uebersetzungen und Reflexion.

Man sehe die meisten Vorschläge zur Bildung der Sprache, und sie fallen in ein Aeußerstes, statt das Mittel zu halten. Einige entwerfen einen Plan zur philosophischen Sprache; andere wollen sie allein auf die dichterische Seite lenken. Das, wenn beide etwas wirken, beide einander die Stange halten, macht das Glück unserer Sprachenverbesserung.

Unter so vielen philosophischen Sprachverbesserern nehme ich einen, zu dessen Lob ich gern unterzeichne: Sulzer, in seinem beliebten Inbegriff der Wissenschaften, in dem vielleicht kein Artikel ärmer ist als der über die Sprache. Er fordert zur Vollkommenheit einer Sprache: „1) einen hinlänglichen Vorrath von Wörtern und Redensarten, wodurch jeder Begriff deutlich und bestimmt ausgedrückt wird.“ Nun! und wenn die Sprache einen überflüssigen Vorrath hat? So muß der Ueberfluß fort! — Vollkommen für den Philosophen, aber schlecht für den Dichter, der von diesem Ueberfluß leben muß; der nicht Begriffe deutlich und bestimmt, sondern Begriffe und Empfindungen sinnlich rührend und reich ausdrücken will. Wenn dieser neue Plato eine Republik errichtet, wo Synonyme und uneigentliche Wörter verbannt werden; lebet wohl, ihr Dichter! ihr müßt von selbst Abschied nehmen. Ueberdem ein hinlänglicher Vorrath; hinlänglich — wofür? wozu? — Jeder Begriff deutlich ausgedrückt? Und wenn er nun nicht von Menschen, in einer menschlichen Sprache deutlich

ausgedrückt werden kann? So soll er weg! Auf einmal ist mir ja der Schatz aller meiner untern Kräfte, Erfahrungen und sinnlichen Ideen geraubt; was bleibt mir für ein kleiner Bettel abstracter Ideen, deutlicher Ausdrücke übrig, und was sollen mir die jetzt? Alle meine Sinnen sind mir geraubt, ich habe aufgehört Mensch und Thier zu seyn, und bin nichts!

„2) Eine genugsame Anzahl deutlicher Lenkungen." Genugsam? deutlich? für wen? wozu? Im Sprechen? in Büchern? in welcher Gattung der Schreibart? Und wie, wenn einige gegen einander ausschließend wären?

„3) Eine Biegsamkeit in der Zusammensetzung vieler Wörter in einen Satz, damit ein ganzer Gedanke richtig, bestimmt und nach Beschaffenheit der Sache leicht und nachdrücklich ausgedrückt werde." Hier steigt schon der Weltweise etwas herunter, weil er sieht daß seine Sprache von Menschenkindern geredet werden soll. Wenn der Weise sich ganz genau, ganz richtig und bestimmt ausdrücken will, so braucht er keinen biegsamen, keinen leichten, keinen nachdrücklichen Perioden; die Richtigkeit ist steif, die Gründlichkeit fest, und die Ueberzeugung statt des Nachdrucks.

„4) Eine hinlängliche Mannichfaltigkeit langer und kurzer, hoher und tiefer, heller und dunkler Sylben, und der daher entstehenden Füße, Perioden und Versarten." Eine philosophisch vollkommene Sprache braucht diese gar nicht. Wenn wir bloß als Geister einander Begriffe in die Seele reden, so fragen wir nicht nach hohen und tiefen Sylben; so wenig als in den Büchern, wo diese philosophische Sprache allein gelten kann, die hellen und dunklen Sylben ins Auge fallen.

Auf die Art gehe man das ganze Stück von der Sprache durch, und man findet in allen Vorschlägen den nämlichen Fehler, daß er dem Schönen der Sprache immer zu nahe tritt. Ja wären wir ganz Geist, so sprächen wir bloß Begriffe, und

Richtigkeit wäre das einzige Augenmerk; aber in einer sinnlichen Sprache müssen uneigentliche Wörter, Synonymen, Inversionen, Idiotismen seyn. Sein Plan, der philosophisch seyn soll, ist also ein Hermaphrodit; die philosophische Vollkommenheit erreicht er nicht, und der sinnlichen Schönheit thut er zu viel; als Plan, was eine vollkommene Sprache seyn sollte, zu wenig; als Project, was irgend eine wirkliche Sprache seyn könnte, viel zu viel; und was die beste Sprache wäre, vielleicht nicht getroffen.

Eben der Fehler trifft auch sein Wörterbuch. „Es soll den Unterschied der beinahe gleichlautenden Wörter sorgfältig anzeigen!" Schön! das ist die Sprache der Philosophie. Lasset Sulzern, den noch lebenden Baumgarten, die Wörter: angenehm, schön, lieblich, reizend, gefällig, in seiner Aesthetik bestimmen, die Welt wird ihm vielen Dank wissen; lasset andere auf der Bahn des Baumgarten fortgehen, und einen Kant in seinen Beobachtungen über das Schöne und Erhabene, seine Unterschiede zwischen beinahe gleichen Wörtern bemerken: sie arbeiten für die Deutsche Philosophie und philosophische Sprache; aber nicht für die Sprachkunst überhaupt. Alle kannst du nicht bestimmen, philologischer Weltweise! Die wirst du vermuthlich auswerfen wollen? Aber wirft sie auch die Sprache des Umganges aus? Nein! so weit reicht noch nicht dein Gebiet, und noch minder ins Land der Dichter." — Der Dichter muß rasend werden, wenn du ihm die Synonymen raubst; er lebt vom Ueberfluß. — Es ist immer ein Girard im Deutschen zu wünschen, recht sehr zu wünschen — aber ein Gesetzgeber muß er nicht durchaus werden. In einer nicht ideal-philosophischen Sprache alle Synonymen abschaffen zu wollen, gebühret einem zweiten Claudius und Chilperich, die neue Buchstaben einführen wollten, und Grammatiker zu ABC-Märtyrern machten. Immer ein Glück für den Dichter, und ein Unglück für den Weltweisen, daß die ersten Erfinder der Sprache nicht Philosophen, und die

ersten Ausbilder meistens Dichter gewesen sind. Und eben so ein Glück für den Prosaisten, und ein Unglück für den Weltweisen, daß das Reich einer lebendigen Sprache Demokratie ist. Das Volk regiert, und duldet keine Tyrannen; der Sprachgebrauch herrscht und ist schwer zu bändigen:

Hunc penes arbitrium est et vis et norma loquendi.

Ueber Sulzers Anschlag zur philosophischen Grammatik mag statt meiner ein Kunstrichter [1] reden. Sulzer sagt: „Es wäre nützlich wenn man eine allgemeine philosophische Grammatik hätte, welche Regeln gäbe, nach denen die Vollkommenheit einer Sprache beurtheilt werden müßte; mit diesen Regeln könnten die durch den Gebrauch eingeführten verglichen und daraus gebessert und vermehrt werden." Und der Recensent setzt dazu: „Ich weiß nicht ob die schönen Wissenschaften von dieser Vergleichung Vortheil haben würden. So wie die Sprachen jetzt sind, hat eine jede, so zu sagen, ihre Eigensinnigkeit, die der schöne Geist vortrefflich zu nutzen weiß. Er zieht aus dem Ueberflüssigen und Unregelmäßigen seiner Sprache öfters Schönheiten, die eine richtige philosophische Sprache entbehren muß. Nur ein einziges Exempel anzuführen: die philosophische Grammatik würde vermuthlich die Unterscheidung der Geschlechter bei leblosen Dingen für überflüssig erklären, und gleichwohl würden sich die französischen und deutschen Dichter die Schönheiten ungern rauben lassen die sie aus diesem unnöthigen Unterscheide der Geschlechter gezogen haben. Einige Sprachen unterscheiden die Geschlechter auch in der Conjugation der Zeitwörter, welches ihren Schriften zu einer besondern Zierde gereicht. [2]"

[1] Lit. Br. Th. 4. S. 230.

[2] So ist's für die orientalischen Dichter eine bequeme und vortheilhafte Schönheit, daß sie, die bei ihren Kenntnissen in der Botanik vermuthlich auch das Geschlecht der Pflanzen schon gekannt haben, in ihrer Sprache auch das Geschlecht unterscheiden, ja sogar für eine Pflanze, die Jungfer und

Ueberhaupt würde dieser weise Vorschlag, so wie jener andere: „es sollte keiner Schriftsteller werden der nicht die Alten gelesen," uns alle Originalschriftsteller rauben. Man lese unsere besten Dichter, besten Prosaisten, ja selbst unsere eigenthümlichen Philosophen — wie wird man den Sulzer'schen Einfall bedauren, uns keine Idiotismen zu lassen. Der Philosoph, der in dieser philosophischen Grammatik säße, wäre wie ein ungelenkiger Alter, der muntern Knaben das Springen verbeut, weil er selbst nicht mitspringen kann.

14.

Von der andern Seite hat man, um unsere Sprache auszubilden, so häufig die Uebersetzungen angepriesen, den Uebersetzern so manchen Rath, der leicht zu geben, und schwer anzuwenden ist, so manchen Liebes- und Gnadenschlag gegeben, und wiederum so viele Aufmunterungen vorgehalten, daß ich über alles so oft Gesagte nichts noch einmal sagen will.

Der Uebersetzer soll Wörter, Redarten und Verbindungen, er soll seiner Muttersprache vortreffliche Gedanken nach dem Muster einer vollkommenern Sprache anpassen. „So machte Apoll daß Achilles Rüstung Hectorn so gerecht war als ob sie auf seinen Leib verfertiget worden. Ohne Versuche, die mit dieser Absicht verknüpft sind, kann keine rohe Sprache vollkommen, kann kein Prosaiste in derselben vollkommen werden."

„Zu eignen Versuchen über die Bildung der Sprache haben nur die öffentlichen Redner Anmunterung genug, und die größte Zahl dieser Versuche ist vergeblich; aber man thue es durch Versuche nach einer bessern Sprache. Diese stellt uns schon viele Begriffe deutlich dar, dazu wir Worte suchen müssen, und stellt diese Be-

Ehefrau ist, verschiedene Namen haben. So haben die griechischen und römischen Dichter alle unübersetzbaren Schönheiten aus dem Eigensinn ihrer Sprache gezogen, und in ihn verwebt.

griffe so neben einander vor daß uns neue Verbindungen nöthig werden. Von dem Wohlklange jetzt nicht zu reden, der besser gemessen werden kann, wenn immer das Ohr unmittelbar vorher von einem Perioden sehr richtig angefüllet gewesen." Ich mag Abbten [1] nicht weiter nachschreiben; er preiset den Uebersetzern das Griechische, Lateinische und neuere Ausländer an, verspricht ihnen classische Herrlichkeit, um sie zu der Tugend zu reizen, quae serit arbores ut alteri seculo prosint!

Statt dessen will ich, nach unsern vorausgesetzten Prämissen, einige Worte über die Uebersetzungen ins Allgemeine hinschwatzen. Alle alten Sprachen haben, so wie die alten Nationen, und ihre Werke überhaupt, mehr charakteristisches, als das was neuer ist. Von ihnen muß also unsere Sprache mehr lernen können, als von denen mit welchen sie mehr verwandt ist; oder der Unterschied zwischen beiden liefert wenigstens den Sprachphilosophen eine Menge Stoff zu Betrachtungen. Wir haben über die griechische etwas versucht, und zugleich einige Schranken angezeigt, an denen sich so manche Uebersetzer den Kopf gestoßen. Es wird sich in den folgenden Theilen bei einzelnen Autoren der Griechen und Römer sagen lassen was sich für unsere Sprache von ihnen nützlich ablernen ließe; hier lasse ich mich darüber nicht ein, und fahre fort.

So sehr man Ursache hat Uebersetzungen zur Bildung der Sprache anzupreisen, so hat doch die Sprache größere Vorzüge die sich vor aller Uebersetzung bewahret. Eine Sprache vor allen Uebersetzungen ist wie eine Jungfrau, die sich noch mit keinem fremden Manne vermischet, um aus zweierlei Blut Frucht zu gebären; zu der Zeit ist sie noch rein, und im Stande der Unschuld, ein treues Bild von dem Charakter ihres Volks. Sie sey voll Armuth, Eigensinn und Unregelmäßigkeit; wie sie ist, ist sie Original- und Nationalsprache.

[1] Lit. Br. Th. 13. S. 98.

Welche unendliche Vortheile es gebe wenn sich die Literatur eines Volks in allen ihren Gattungen so ursprünglich in ihrer Sprache, und diese sich mit jener gestalte, ist an keiner als an der griechischen Sprache zu zeigen; an ihr aber auch auf vorzügliche Weise. Denn wenn gleich die ersten Samenkörner aller Wissenschaften in sie aus andern Ländern kamen, so war doch dieß vor der Zeit der Büchersprache, folglich in einem Alter wo diese fremde Mundart nach der Natur der Kindheit, in der die Veränderungen schnell auf einander folgen, bald konnte verdrungen und umgebildet werden. Und so bildete sich auch alles nach griechischem Himmel um, und weil die Literatur dieses Volks nie ein tyrannisches Urbild hatte, was sie nachahmte, so ward ihnen alles Fremde eigen, und alles Eigne gelangte in ihrer Hand zur eigenthümlichen Vollendung. In einer Geschichte griechischer Literatur und Sprache müßten diese zween Vorzüge, über deren Beschaffenheit, Gränzen und herrliche Wirkungen noch wenig versucht worden, zum Grunde liegen; nämlich wiefern dieselbe den Adel des Ursprünglichen, und das Herrenrecht des Eigenthümlichen gehabt, erhalten und genutzt habe.

Eine Sprache in welcher kaum die Literatur empfangen ist, und die die ganze Gestalt derselben nach einer andern bildet, verliert eben damit, wenigstens als gelehrte Sprache, ihr Original-Eigenthum. Unter diesen überwundenen war die römische die erste, die, in den Gränzen gelehrter Bearbeitung betrachtet, ganz nach der griechischen ist. Es ist erstaunend, wie tiefe Eindrücke dieß bis in das Innere ihrer Literatur gemacht, die fast nie eigenthümlich geworden, als wo sie es seyn mußte.

Da nach Wiederaufweckung der Wissenschaften alle Völker Europens, die nicht Barbaren blieben, von Athen und Rom aus Gesetze und Muster bekommen haben, und unsere heilige Sprache dem Orient entwandt ist, so gibt es unzählige Merkmale dieses Fremden und Seltenen in unserer Literatur und Sprache. Hierüber

könnte ein Cellarius, der das für den Geist wäre was unser Cellarius mit seiner latinitate ecclesiastica, cadente, prolapsa etc. für nichts als Worte ist, ein tiefsinniges und gelehrtes Werk schreiben: was unsere Literatur von der Sprache bis zur Form ganzer Wissenschaften von den Morgenländern, Griechen und Römern habe?

Wie sehr unsere Sprache sich in einigen Jahrhunderten mit Leib und Seele geändert habe, würde ein Sprachkundiger mit Erstaunen sehen, der den verschiedenen Geist ihrer ältesten Ueberbleibsel, und ihrer Hauptwerke in verschiedenen Zeitpunkten grammatisch und philosophisch schätzen, und eine Geschichte derselben liefern könnte, die wir noch nicht haben.

So leicht unsere Handwerksrecensenten es halten über Uebersetzer hoch einher zu fahren, und ihnen Sprachfehler zu zeigen, so halte ich's für die feinste Kritik, genau den Mittelstrich zeigen zu können, „wie ein Uebersetzer seinen beiden Sprachen nicht auf ein Haar zu nahe treten müssen, der, aus welcher und in welche er übersetzt." Eine zu laxe Uebersetzung, die unsere Kunstrichter gemeiniglich frei und ungezwungen nennen, sündigt wider beide; der einen thut sie kein Genüge, der andern erweckt sie keine Früchte. Eine zu sehr anpassende Uebersetzung, die leichte, muntere Seelen sklavisch schelten, ist weit schwerer; sie eifert für beide Sprachen, und wird selten so geschätzt als sie es verdient. Da ein solcher Autor überall versuchen, anpassen, wagen muß, so erbeutet er von unsern Censoren mit hohem Augenbraun, daß sie ihn über drei mißrathene Versuche verschreien, alles Gewagte in ihm für Sprachfehler nehmen, und den Proben eines Künstlers, wie Lehrlingsstücken eines Schülers, begegnen. So ging es Abbten mit seinem Sallust. Wenn sich ein munterer Jüngling für sein Vaterland wagt, so wünsche ich ihm einen alten Verständigen zur Seite, nur daß dieser nicht vorgehe; und hat sich ja jener zu weit verirrt, so

führe ihn ein Genius, wie ein unsichtbarer Menschenfreund, wieder zu den Seinen. —

Wäre aus allem was ich gesagt nichts zu sehen, so doch, was es für eine mißliche Sache mit dem Ideal einer Sprache sey. Es gibt so verschiedene und ausschließende Vollkommenheiten derselben, wenn man sie in verschiedenen Lebensaltern, zu verschiedenen Zwecken, auf verschiedenen Stufen betrachtet, daß, je mehr ich über dieß Ideal nachdenke, desto mehr fließen die Farben in ihm zusammen; es wird eine Luftgestalt, die mein Auge blendete, die es verwirret — und endlich ist doch alles verflogen.

Ich lasse also einen andern für mich reden, und setze bloß einzelne Worte hinzu, die bestimmen sollen was er nicht genau, und anwenden sollen was er vortrefflich sagt.

15.

Beschluß über das Ideal der Sprache. [1]

„Wenn man Werkzeuge nicht so vollkommen haben kann, als man sie wünschet, so muß man aus den vorräthigen zu machen suchen was sich daraus machen läßt. Leibnitzens gelehrte Sprache ist nicht zu bekommen; wie könnten wir uns der deutschen z. E. noch am bequemsten zu den Wissenschaften bedienen? Diese Frage dürfte allenfalls eine andere als Vorläuferin haben, welche unter denen in Europa recht bekannt gewordenen Sprachen der Idealvollkommenheit einer Sprache, die Worte braucht, am nächsten kömmt. Eine gar nicht weitläufige Metaphysik der Sprache würde uns diese Idealvollkommenheit wenigstens einigermaßen kennen lernen.“ Will man sie etwas mehr als einigermaßen kennen lernen, und auf beide Fragen so viel antworten als sie fragen, so dürfte

[1] Lit. Br. Th. 17. S. 180.

es mit etwas Metaphysik nicht abgethan seyn, die gewiß nicht bloß weit, sondern auch tief seyn müßte. Abbt überdachte sie fliegend, und freilich dünkt uns im Fluge eine Gegend kleiner als wenn wir sie mit unsern Schritten durchmessen sollen. Bei beiden Antworten muß das divide doch das erste Wort seyn, und sobald wir die Frage in ihre Classen nach verschiedenen Wissenschaften, Zwecken, Zeiten, Nationen, Spracharten zertheilen, und wir jeden abgeschnittenen Theil wieder zu einem ganzen Polypen lebendig werden sehen, so wird man es glauben daß die reichste Antwort noch immer zu wenig liefere.

„Man kann die Sprache unter zwei Augpunkten betrachten, insofern sie einmal unverbundene und unzusammenhängende Begriffe vorstellt; hernach sofern sie diese Begriffe in Verbindungen anzeigt."

„Vom ersten Stücke hängt der Reichthum und der Wohlklang und auch das Bilderreiche der Sprache ab." Der Reichthum kann seyn in Namen der Sachen, oder in Zeichen der Begriffe; der erste macht eine Sprache sinnlich oder bilderreich; der zweite abstract oder gedankenreich; und den Unterschied von beiden habe ich zu zeigen gesucht. — Der Wohlklang hat mit Begriffen keine Verbindung, sondern muß aus der Natur der Sprach- und Hörwerkzeuge erklärt werden, wenn wir eine Prosodie auf philosophischem Grunde haben wollen.

„Das erste Stück ist solcher Vollkommenheiten fähig, die mit dem Tode der Sprache, wenn sie aufhört Landessprache zu seyn, verlöschen." Nicht bloß mit dem Tode der Sprache, sondern mit jedem Lebensalter gehen gewisse Vollkommenheiten verloren, die durch Vollkommenheiten eines andern Lebensalters ersetzt werden. So lange sich eine Sprache bildet, als Sprache der Nothwendigkeit, ist bei allen Ungemächlichkeiten der Armuth ihr Vortheil Stärke. Wenn die Sprache noch nicht Bücher-, aber Liedersprache ist, so hat sie Reichthum an Bildern, und den höchsten Wohlklang. Wird sie

Sprache des sittlichen Volks, so bekommt sie mehr Reichthum an politischen Ausdrücken, allein der hohe Wohlklang und das Bildervolle mildert sich. Als Büchersprache wird sie reicher an Begriffen; allein der poetische Wohlklang wird Prose; das Bild wird Gleichniß; die malenden, klingenden Beiwörter verlieren sich. Die philosophische Sprache, ist sie bestimmt, aber arm, verliert Synonymen, und Bilder und Wohlklang achtet sie nicht. Dichterisch ist eine Sprache am vollkommensten, ehe sie, und philosophisch wäre sie am vollkommensten, wenn sie bloß geschrieben wird; am brauchbarsten und bequemsten, wenn sie gesprochen und geschrieben wird. Indessen fordert und verdient die Frage: was geht mit dem Leben einer Sprache verloren? die würdigste Auflösung.

„Es ist doch unstreitig, daß außer den fünf Selbstlautern noch viele Zwischenlaute hätten angebracht werden können; sowie die vorhergehende und nachfolgende Bewegung der Redewerkzeuge zu solchen Lauten noch weit mannichfaltiger einzurichten wäre." Nach der Bewegung der Redewerkzeuge haben wir wirklich mehr Selbstlauter als fünfe; weil diese fünfe mit verschiedener Höhe und Tiefe, Länge und Kürze ausgedrückt werden. Daß wir nun für diese Zwischenlaute nicht neue Zeichen, wenigstens Unterscheidungen haben, ist eine große Unvollkommenheit unserer Orthographie, die unter allen mir bekannten europäischen Sprachen die letzte, und für einen Lehrling die schwerste seyn dürfte. Wer wird Meer und mehr, Zehn, Zehen, Zähn', zähe u. s. w. als Fremdling, bestimmt finden? Was wir bei I zu viel an Zeichen haben, ist bei A und E zu wenig. — Und brauchen wir Accente nicht noch immer, obgleich unsere Sprache kurzsylbig und eintönig ist? Der lächerliche Fehler mit Gés-penstern, statt Gespénstern, mit vérg-lich, statt ver-glích; mit Enterbê-ter, statt Ent-érbeter ist doch bei Lehrlingen immer möglich, da er uns gebornen Deutschen manchmal in Gedanken und

bei verzerrtem Druck, oder verzerrter Hand anwandeln kann. Bei vielen Wörtern ändert sich ja die Bedeutung selbst; z. E. unterhálten und únterhalten, übersétzen und üͤbersetzen, Uebersétzer und Übersetzer sind ja himmelweit verschieden. Nicht bloß zu dem hebräischen Schin fehlt uns das Zeichen, weil ich Geschmack als ein Fremder immer eher Ges-chmack lesen werde; sondern man kann überhaupt den Mangel unserer Zeichenschrift am besten aus Reise- und Erdbeschreibungen sehen, wenn die Namen fremder Sprachen in unsern Buchstaben sich kaum mehr erkennen lassen. — Soll unser Hexameter ausstehlich werden, so muß er Accente haben; und der erste Dichter, der sich die Mühe geben wird griechische Hexameter zu machen, wird sich auch der Accente nicht schämen, weil er sie vor allen am wenigsten braucht. Sollte unsere Sprache sterben; Himmel! wie schlecht würde man sie aus Büchern lernen. Um sie auszubilden, stelle man sie sich todt vor; man nutze die Provinzialismen, um sie zu bestimmen. Man mache sie bestimmt, wie eine todte, und fruchtbar, wie eine lebendige seyn kann.

„Bei der Verbindung der Begriffe kommt es hauptsächlich an: 1) ob man sie durch bloße Abänderung des Ausdrucks für eine jede Idee; oder 2) durch Zwischensetzung kleiner Worte; oder 3) durch die bloße Stellung der Ideen anzeigen wolle. Denn diese drei Fälle sind, glaube ich, bloß möglich." Der erste Fall ist der einfachste, und bei dem Anfange jeder Sprache der geradeste gewesen; er ist daher noch bei den heutigen Sprachen von antikem Charakter sehr sichtbar; gut für Dichter, aber unphilosophisch. Der mittelste ist am üblichsten, bei der deutschen Sprache sehr gebräuchlich, und für die Sprache des gemeinen Lebens bequem. Aber weil diese zwischengeschobenen kleinen Worte nicht Accent genug haben, und doch nicht wie die wenigen Wörterchen der alten Griechen, auch nicht ganz ohne Accent sind, so entstehet daraus die Unbestimmtheit der Prosodie, die unsern neuen Sprachen so lästig fällt. — Der dritte

Fall ist der philosophisch-vollkommene; und wenn Leibnitzens allgemeine Sprache ja möglich wäre, so wäre es eine Algebra, wo die Verbindung der Ideen sehr von ihrer Stellung abhinge.

„2) Was für Gesetze man zur Folge einer gewissen Anzahl von Ideen, die in Verbindung stehen, annehmen wolle. Hier ist das Hauptgesetz, man lasse sie in der Ordnung folgen die der Faßlichkeit des Gedanken und dem jedesmaligen Zweck des Redenden gemäß ist. Nun kann der Zweck des Redenden in tausend Fällen nur einerlei seyn, also wird es eine gewisse allgemeine Constructionsordnung geben; hundertmal aber gibt es einen besondern Zweck des Redners, und dann ist diejenige Sprache die beste welche räumig genug geschürzt ist, um ihre Ordnung nach diesem Zweck wenden zu können. Ein geringes Nachdenken überzeugt uns daß wir in unsern jetzigen Sprachen eine Menge besonderer Zwecke gar nicht durch die Wortfügung anzuzeigen vermögend sind, sondern sie nur aus dem Zusammenhange unserer Gedanken müssen errathen lassen. Unvollkommenheit der Sprache!" Ueber diesen philosophischen Artikel kann das Fragment ein Commentar seyn, das unsern Nachtheil nach der griechischen und lateinischen, aber Vortheil vor der französischen Sprache zeigt.

Man muß die Worte so ordnen daß sie bei aller möglichen Kürze keine doppelte Beziehung der Abhängigkeit leiden. Diese Zweideutigkeit ist am ersten in Sprachen zu besorgen die wenige Casus, z. E. den Nominativ und Accusativ gleich haben; die nach dem vorigen zweiten Fall mit Zuschiebung kleiner Wörter flectiren, und bei denen die Constructionsordnung wenig bestimmt ist. Die erste Unvollkommenheit äußert sich bei der französischen; die zweite bei dem schleppenden Perioden der deutschen, und die dritte bei dem elenden lateinischen Perioden neuerer Bücher, die sich jede Inversion erlauben, weil sie die Gesetze der alten Römer in ihrem vortrefflichen

Perioden nicht kennen, der nichts unbestimmt läßt, und doch für das Auge und Ohr zugleich schreibt.

„Nach dieser Vorschrift müssen wir die Sprache der Schriftsteller ausbilden; denn dem Sprechenden helfen Gebärden und der Ton der Stimme den wahren Verstand bestimmen, dahingegen alles dieß im Buche wegfällt." Jetzt setze ich folgende wahre Beobachtung Samuel Johnsons dazu: „Es gibt Worte, deren Sinn allzufein ist, als daß man ihn mit Worten sollte fassen, und in eine Umschreibung bringen können. Das sind diejenigen Worte welche die Sprachlehrer particulas expletivas, oder ausfüllende Wörter nennen. In todten Sprachen übersieht man sie als leere Töne; als Töne, die zu anders nichts dienen als einen Vers auszufüllen, oder einen Perioden wohlklingender zu machen. Aber in lebenden Sprachen wird man bald inne daß dergleichen Wörter mehr als ausfüllende Wörter sind, daß sie Kraft und Leben haben, ob man gleich ihren Nachdruck mit andern Worten nicht ausdrücken kann." Dieß wird jedem bei dem Lesen Homers unzähligemal beifallen; Füllwörter, wo alle leben, und je öfter, desto kräftiger wiederkommen. Ich mache mich auf eine Menge Einwürfe gefaßt, die man meinem Gefühl einer in Büchern lebenden Sprache machen wird. Ich antworte aber: urtheile nicht aus der Grammatik, sondern lies als ob du hörtest.

„Durch was für Künste haben es die Franzosen dahin gebracht daß man ihre Sprache die Sprache der Vernunft nennet?" Ich glaube drei Ursachen dazu angeben zu können. Ihre Sprache hat bei ihrer Bildung, durch welche Ursachen es auch seyn möge, eine gewisse Regelmäßigkeit sich eingedrückt, die unsere Sprache nicht hat. Da ihre Constructionsordnung bestimmt ist, so kommt man minder in die Verlegenheit sich schielend auszudrücken. Zweitens: man hat an sie so viel Politur angewandt, als nicht viel andere lebende Sprachen erhalten haben. Zu einer Zeit da Deutschland noch

barbarisch oder lateinisch schrieb, feilte man schon lange an ihr, weil die Franzosen immer lieber für ein Publikum und schönes Publikum schrieben, wenn der Deutsche für Studirstuben und Katheder schrieb. Sowie die alten Gallier zur höchsten Obrigkeit ein Weiber-Rathhaus hatten, so ward das schöne Geschlecht auch bald der Mittelpunkt ihres gelehrten Kreises. Man sah die Bücher immer mehr für schriftliche Gespräche, für Unterredungen im schönen Ton an, und gab sich also die unterhaltende Miene eines Vernünftlers. Statt daß ich drittens an alle die öffentlichen Anstalten gedenken sollte die der Sprache aufgeholfen, will ich bloß dazusetzen daß die französische Sprache auch nichts wäre, wenn sie nicht dieß Lob erbeutet hätte. Zur Musik elend; wässerig, nervenlos, unharmonisch für die Poesie; zu unbestimmt für die hohe Weltweisheit, hat sie ihr Glück eben durch eine Mittelmäßigkeit gemacht, die weder in Weltweisheit noch Dichtkunst eine hohe Stufe erreicht. Premontval [1] urtheilt nicht unbillig: „soll ich bei ihrem großen Glücke einen Vorzugstitel für sie ausfinden, so würde ich ihn in einer gewissen Gleichung mittelmäßiger Eigenschaften suchen. Nicht so sanft als die italienische; nicht so majestätisch als die spanische; weniger zusammengedrängt als die englische; an Nachdruck weit unter der deutschen; an Reichthum, an Ueberfluß fast unter jeder Sprache Europens, hat sie doch bei ihrer Armuth Mittel, Nachdruck, Kürze, Majestät und Süßigkeit genug, um ein sehr schätzbares Werkzeug der menschlichen Gedanken zu seyn. Insonderheit legt die Klarheit und Politesse, die sie charakterisiren, ihr großen Werth bei.“ Sowie nun ein hübscher, artiger Mensch, deutlich und vernünftig in Gesprächen, im Umgange mehr gelitten wird als ein tiefsinniger, stiller Mann, so hat auch die französische Sprache vor der deutschen sich das Lob des Verstandes geben lassen, da die unsrige sich den Titel einer Sprache der Vernunft anmaßen könnte.

[1] Premontval préservatif contre la corruption P. 1.

„Stellt eine philosophische Materie, die ungefähr mit gleicher Genauigkeit in zwo Sprachen vorgetragen worden, in der einen sich klärer, netter und überzeugender dar als in der andern?“ Ja! und Exempel bestätigen dieß allerdings. Eine tiefe philosophische Materie kann sich in der alten, reinen lateinischen Sprache nicht so klar, so nett, so überzeugend ausdrücken, als in einer gewissen neuern lateinischen Sprache, die eben deßwegen noch nicht barbarisch ist, weil sie von den Worten der Alten abgeht. In den Schriften des philosophischen Baumgarten herrscht ein gewisser ächt römischer Geist; seine Blumen, die gleichsam selbst aus seiner Weltweisheit zu wachsen scheinen, und nicht über dieselbe gestreuet sind: eine so nachdrückliche Kürze, daß jeder Gedanke sich ein Wort selbst zu schaffen scheint; kurz, eine Sprache die nicht netter und überzeugender und für den denkenden Leser klärer seyn kann. Ich habe mich gezwungen mir diesen Eigensinn auszureden, weil andere sie eben für barbarisch, oft spielend und dunkel hielten; ich fing an in das fließende Latein der Schriften des Cicero zu übersetzen, zu umschreiben, zu verschönern; und der Geist der Philosophie war weg. Nun versuche man gar die Uebersetzung in eine andere Sprache, und es wird immer noch mehr verlieren. Die Ursache davon liegt in dem Charakter der Sprache, die zu dieser Materie gleichsam die Fugen ihrer Gelenkigkeit gebildet hat, und an dem geschickten Schriftsteller der sich in diese Fugen zu schicken weiß. „Daß also Dinge in der einen Sprache sich besser ausdrücken lassen als in der andern, kann einestheils von der Subtilität der Gedanken herkommen; zweitens, daß man an ihre trockene Bezeichnung bei dem einen Volk mehr gewöhnt ist als bei dem andern.“ Theils von dem Schriftsteller selbst, der als Erfinder der Gedanken auch zugleich ein gewisses Haus- und Herrenrecht über den Ausdruck hat, in dem selten ein Uebersetzer ihm nachfolgen kann und darf; weil er theils nicht mit dem Feuer des Schriftstellers selbst denkt, theils lieber aus Furcht

den Gedanken dem Worte aufopfert. Nach diesen drei Ursachen muß sich so ziemlich eine Landkarte entwerfen lassen, wiefern gewisse Materien in gewissen Sprachen sich vorzüglich schön behandeln lassen.

Materien der Weltweisheit theilen sich am leichtesten jeder ausgebildeten Sprache mit, weil man hier vorzüglich die Richtigkeit und Deutlichkeit der Begriffe zum Hauptaugenmerk hat, und diese sich in jeder über das Sinnliche erhabenen Sprache, obgleich nicht überall gleich leicht, erreichen läßt. Daß man an die neuere lateinische Sprache hierin so viel Werth geknüpfet, die Weltweisheit gleichsam nach ihren Worten bequemet, und den Begriff einem Ausdruck zu gut erfunden, ist durch eine langwierige Gewohnheit uns fast zur zweiten Natur geworden, und muß sowohl nützlich als schädlich werden können; wovon zur andern Zeit geredet werden soll.

„Eine Sprache, die wenig Unterschied in den Zeiten angeben, wenig ohne Hülfswörter thun, nicht leicht einen Modus für den andern setzen kann, ist nicht sonderlich zur Geschichte geschickt, wie z. E. die deutsche. Wir haben gar keinen Begriff von den temporibus der griechischen Sprache. Der Deutsche hat selten das Gefühl von dem Unterschiede der beiden temporum praeteritorum der Franzosen, daß aus der Verwechselung oft lächerliche Mißverständnisse entstehen.“ Indessen ist diese Ungemächlichkeit nicht ohne Hülfe, und unbeträchtlich sogar. Sie ist nur in einzelnen Theilen des Perioden, in ganzen Inversionen haben wir sogar vor dem Franzosen viele Vortheile; und wenn einige große Männer bei uns die historische Periode in Gang bringen, und selbst als Originale vorleuchten und locken werden; wenn man, statt der Auszüge, es unternehmen wird einzelne Zeitpunkte der Geschichte mit allem Fleiß zu bearbeiten, so wird unsere Sprache so leicht Muster im historischen Styl bekommen, als sie schon in der Weltweisheit hat.

Schöne Prose ist schon mehr in die Idiotismen verwebt; und unsere Sprache hat also in dieser Schreibart viel von der französischen gewonnen. Poesie ist beinahe in ihren Schönheiten unübersetzbar, weil hier der Wohlklang, der Reim, einzelne Theile der Rede, Zusammensetzung der Worte, Bildung der Redearten, alles Schönheit gibt.

Aus alle diesem folgt daß unsere Sprache unstreitig von vielen andern was lernen kann, in denen sich dieß und jenes besser ausdrücken läßt (sollte es auch nur das Schimpfen seyn, wozu den Kritikern gemeiniglich das schönste Latein gebienet); daß sie von der griechischen die Einfalt und Würde des Ausdrucks, von der lateinischen die Nettigkeit des mittlern Styls, von der englischen die kurze Fülle, von der französischen die muntere Lebhaftigkeit, und von der italienischen ein sanftes Malerische lernen könne. Allein man sieht auch daß in jeder Gattung der Schreibart kein Genie sich seiner Muttersprache schämen, oder sich über sie beklagen darf, weil überhaupt für einen jeden vortrefflichen Schriftsteller die Gedanken Söhne des Himmels, die Worte Töchter der Erde sind.

Zweite Sammlung.

Vorläufiger Discurs.

Von dem Ursprunge und den Gesichtspunkten, in denen der Kunstrichter erscheint.

Der erste Kunstrichter war nichts mehr als ein Leser von Empfindung und Geschmack. Er weidete sich an den Schönheiten und den Empfindungen seiner Vorgänger, den Bienen ähnlich, die den Saft und das Blut der Blumen trinken, ohne doch, wie die Raupen und Heuschrecken, kunstrichterische Gerippe der Pflanzen zurückzulassen. Er war jenem unschuldigen Paare gleich, dem sich im Garten des Vergnügens jede Frucht des Schönen und Guten darbot, ehe es vom philosophischen Erkenntnißbaum genascht hatte. Es hat in der Literatur auch ein Alter gegeben, da die Weisheit noch nicht Wissenschaft und Schriftstellerei, die Wahrheiten noch nicht Systeme, die Erfahrungen noch nicht Versuche waren. Statt zu lernen was andere gedacht, erhob man sich selbst zum Denken — vielleicht verdient dieß auch den Namen eines goldenen Zeitalters.

Ein anderer dachte dem Gefallenen und dem Eindrucke nach, den Schönheit und Wahrheit auf ihn machten, und fing an die Wahrheit seines Schriftstellers in den Leib ihrer Mutter, Erfahrung, und die Schönheit in die Lenden ihres Vaters, des Vergnügens und Gefühls, zurückzuleiten. Vielleicht fühlte er sich selbst zu unfruchtbar um Vater zu seyn, daß er also wie die

türkischen Verschnittenen ein Kenner und Beobachter der feinen Reize zu werden suchte, die jetzt bloß für sein Auge, nicht für den Genuß waren. So ward aus dem Manne von Gefühl ein Philosoph.

Der Philosoph hatte bald das Unglück, Werke zu sehen die die Erstgeburt ihrer Originale nicht erreichten; er mußte also auf die Ursachen dieser Unfruchtbarkeit denken; bald das noch größere Unglück, völlig schlechte Werke zu sehen, und jetzt fing er an die Vorzüge der ersten auf diese anzuwenden; er prüfte, lehrte und besserte. Das war der eigentliche Kunstrichter. Ist es nicht beinahe wahr daß er so entstanden ist als sich nach der ältesten und neuesten Philosophie das Lebendige gebiert, aus einer gährenden Fettigkeit, es sey diese der Nilschlamm, oder Chaldäens rothe Erde, das Chaos des Epikurs, oder Needhams faulender Tropfen.

Das bleibt noch immer ein Plan fürs Denken: „wie aus dem der bisher bloß empfand ein Denker, und aus dem Genie ein Weiser wurde? Wie weit jedes von diesen dem andern entgegengesetzt sey, und wie weit diese sich einander schwächenden Kräfte zusammenkommen müssen, um die Temperatur des Virtuosen auszumachen? Wie aus der Natur Kunst, aus der Kunst Künstelei, und aus dieser wieder Barbarei hat entstehen können?" Die allgemeinen philosophischen Beobachtungen hierüber würden ein Märchen von kritischen Troglodyten, nach Art des Montesquieu hervorbringen, und dieß Märchen könnte man dann in Geschichte verwandeln und aus Völkern und Staaten bestätigen.

Nun erscheint der eigentliche Kunstrichter — in welchem Gesichtspunkt? gegen Leser, gegen Schriftsteller, und gegen das ganze Reich der Literatur überhaupt.

Dem Leser erst Diener, dann Vertrauter, dann Arzt. Dem Schriftsteller erst Diener, dann Freund, dann Richter; und der ganzen Literatur entweder als Schmelzer, oder als Handlanger, oder als Baumeister selbst.

Dem Leser setzet er die Speisen in ihrer Lüsternheit und Anmuth vor, und sucht durch seinen eigenen Appetit ihren Geschmack zu erregen; dieß sind die Auszüge, die gemeinen Tagebücher. Der Leser ist schwach im Verdauen, er gibt ihm Wein zur Stärkung; er hat einen verdorbenen Geschmack, daher braucht er jetzt ordentliche Cur. Dieß sind die kritischen Anmerkungen, die dem Leser Gesichtspunkte im Lesen darlegen, die ihm Erläuterungen, Prüfungen, Anwendungen darlegen — und dieses Talent gehört immer nothwendig zum wahren kritischen Geist. Du schreibst als wenn du für dich schriebest, nein! Kunstrichter! du schreibst für Leser. Diese nie aus den Augen zu lassen, dich nach ihren Schwächen, nicht aber Fehlern zu bequemen; dich nach der Verschiedenheit ihrer Fähigkeit, Lust und Absicht zu richten; die Stummen sprechen, die Blinden sehen, und die Tauben verstehen zu lehren; die Seuche eines falschen Geschmacks mit Gegengift zu heilen, oder ihr zuvorzukommen; kurz! Leute von richtigem Gefühl, von Einsicht, von Geschmack zu bilden — das ist dein großer Zweck.

Dem Schriftsteller, was soll der Kunstrichter seyn? Sein Diener, sein Freund, sein unparteiischer Richter! Suche ihn kennen zu lernen, und als deinen Herrn auszustudiren; nicht aber dein eigner Herr seyn zu wollen. [1] „Unser Geist nimmt oft eine gewisse Unbiegsamkeit an, die uns hindert in die Gedanken anderer uns gleichsam hineindenken zu wollen, und folglich sehr oft die unsern dadurch zu verbessern. Man bemerkt dieses nicht an sich selbst, wenn man einen andern über eine Materie lieset, über die man selbst noch nicht gedacht hat. Ist aber dieß letztere geschehen, so fängt die Steifigkeit an sich zu zeigen, die vermuthlich aus eben dieser Ursache, auch außer andern, bei alten Leuten häufiger angetroffen wird als bei jungen. Es gehört entweder eine besondere Gabe des Himmels, oder eine anhaltende Kreuzigung des Fleisches dazu, um weich und

[1] Lit. Br. Th. 17. S. 107.

beugsam genug zu bleiben, und wenn vollends der welcher Bücher lieset um sie zu beurtheilen unverdorben bleibt, so hat er gewiß eben so viel Lob verdient als der heilige Aldhelmus, der sich nackt und bloß zu jungen Mädchen ins Bette legte, und doch der Empörung der Sinne siegreich widerstand." Es ist schwer, aber billig, daß der Kunstrichter sich in den Gedankenkreis seines Schriftstellers versetze, und aus seinem Geist lese; allein wie wenige Schriftsteller haben den Stab des Popilius, um uns in diesen Kreis einzuschließen! — Ist der Verfasser von der Art daß wir ihm nachdenken müssen, so vergißt der Criticus immer daß er mit dem Griffel in der Hand lieset; läßt er uns aber die Freiheit mit ihm zur Seite zu denken, so fühlt der Kunstrichter, er habe einerlei Polhöhe, und wird also sein Rathgeber und Beurtheiler. Wenn endlich, wie in den meisten deutschen Büchern, die Vorreden Entschuldigungen und demüthige Complimente enthalten, so wird der Criticus Richter und Gesetzgeber. Er darf nicht den Autor einholen; mit ihm in einer Reihe gehen, will er nicht; er geht also zuvor und commandiret.

Endlich hat der Kunstrichter eine Beziehung auf das Reich der Wissenschaften als Mitbürger. Gemeiniglich hat er schon als Schriftsteller gelesen, und zeichnet bei den Recensionen die Schattenlänge seiner untergehenden Autorschaft. Oft reißet er nieder, um die Aussicht zu verbessern; oft springt er, wie Remus über die Mauer seines Bruders, um seine Eifersucht zu verewigen; oft läuft er mit ihm in die Wette, um zuerst vom Ziele den Kranz zu erwischen; oft wühlet er in Trümmern verfallner und hingeworfner Arbeit, um selbst einen Tempel zu errichten, und kann er diesen Bau zu Ende bringen und mit dem Kranze eines vollkommenen Systems, so wird er auf Rechnung vieler das Orakel. Nicht Colom, der hier eine Insel und dort eine erfand, sondern der ans feste Land trat, gab der neuen Welt seinen Namen.

Ein kritisches Werk, das in allen diesen drei Absichten groß bliebe, was wäre das für ein Schatz einer Nation! Die reichste Abwechselung statt der gewöhnlichen kritischen Monotonie müßte entstehen, wenn der Kunstrichter allen diesen Gesichtspunkten auflauerte; bald Leser von unverdorbnem Geschmack, bald solche die nicht zu lesen wissen, erwischte, und sie zu denen führte die mit ihm lesen; wenn er nicht als Despot, sondern als Freund und Gehülfe des Verfassers lieset, mit ihm, oder ihm nach- oder ihm vordenket, und alles mit der Sorgfalt lieset als wenn er es selbst schriebe. — Ich glaube, es ist Shaftesbury in einer seiner leider noch unübersetzten Abhandlungen, der von sich schreibt daß ihm beständig ein Freund, oder ein Bild der Einbildungskraft vor Augen schweben, und ihn als Muse begeistern müsse — Diese Dulcinea hat ein Kunstrichter mehr als irgend jemand nöthig.

Aber es schleicht dem Criticus ein Gaukler nach, der seinen Charakter parodirt. Er gibt uns, anstatt ein Buch bis auf Herz und Nieren zu zergliedern, krüppelhafte und todte Gerippe von Auszügen; statt ein Pygmalion seines Autors zu werden, schlägt er ihm, wie Claudius den Statuen Roms, das Haupt ab, und setzt das seinige darauf; als ein zweiter Pluto bewacht er altes angeerbtes Geräth und ehrwürdigen Auskehricht der Literatur; er eifert in den petites maisons der Gelehrsamkeit gegen elende Uebersetzer; die Brille eines Compendiums oder das Fernglas eines Systems in der Hand, nähert er jetzt diese Wahrheit, jetzt entfernt er jene, um nur beständig das Schattenspiel seiner Lieblingsbegriffe zu erblicken, und eben dieß ist ein Kunstrichter nach dem gewöhnlichen Geschmack. Er wird seinen Lesern so unentbehrlich als die Zeichen und Wetterprophezeiungen im Kalender den Tagewählerinnen sind; er wird gelesen, gelobt und vergessen; seine Ephemeriden, gleich den Insecten dieses Namens, haben eine Woche, einen Monat, eine Messe, ein Jahr zu ihrem Lebenslauf.

Leser! mit dem ich jetzt spreche, folge diesen Winken, die nicht Einfälle, sondern oft und leider bei den besten Werken gemachte Beobachtungen sind. Ich lasse dich los, um die vielen deutschen Journale, die die Modekrankheit unsrer Zeit sind, in diesen Aussichten zu betrachten, und wie du es für gut findest, in der Stille zu ordnen. In der Stille! denn alle unsere Critici sind Richter; jedes Journal reimt sich mit Tribunal. Hierin ist die deutsche Literatur ihrem Vaterlande ähnlich; viele Fürsten und kein gebietender Oberherr! Man muß also noch so lange in der Stille urtheilen bis man die Kunstrichter auch als Schriftsteller ansehen lernt. — —

Anmerkung.

Die beste Art einen Autor zu beurtheilen, ist sein eigner Plan. Dieser ist zu prüfen, zu bessern und auszumalen. Diese Arbeit charakterisirt und bildet Genies; schwer und nützlich zugleich!

Prüft man bloß den Plan allgemein, und sagt seine Gedanken drüber, ohne den Verfasser nach seinem Plan zu prüfen, so thut man weder dem Ehrgeiz, noch der Demuth desselben Genüge. Man hält ihn zu sehr für Kind wenn man sein Ganzes verwirft, und zu wenig für Kind wenn man sein Probstück nicht ansehen will.

Bei mittelmäßigen Verfassern, deren freilich die meisten sind, verstehe man die Kunst, die Sokrates bei Heraklits Schriften anwandte: ein Taucher zu seyn, um Perlen heraufzuholen.

Die entgegengesetzte Straße ist, Stellen herauszunehmen um an ihnen zum Ritter zu werden; Oerter zu suchen, wo man seine Lieblingsgedanken ausschüttet. Dieß unterhält, aber oft auf Kosten des Autors.

Man muß mehr Kunstrichter über Fehler als über Schönheiten seyn! insonderheit um Schriftsteller auszubilden. So lange man

nicht Werke liefert, bei denen es selbst schwer war zwei Fehler zu erwischen, bei denen wenigstens die Schönheiten überwiegend sind, bei denen kein falscher Geschmack zu merken oder zu fürchten ist, so kann der Kunstrichter immer sich die leichtere Arbeit wählen, Fehler zu bemerken; eine Arbeit, die ihm überdem Würde gibt. — Und das selbst bei guten Verfassern! Wo viele Schönheiten sind, muß ich auch die kleinsten Fehler rügen. Die Schönheiten findet das Genie selbst, und der Kunstrichter entfaltet nur die feinsten, die dem Auge selbst des Genie's entwischen könnten; die Fehler muß man auch an Cramers rügen, wenn nicht ihrer, doch der Basedows [1] wegen, damit, wer nicht Genie ist, gewarnt werde gegen

— — maculas, quas aut incuria fudit
Aut humana parum cauit natura — —

Je mehr der Criticus sich vertheidigen muß, desto minder wird seine Gerechtigkeit unwidersprechlich. Der alte Syrus hat wohl nicht Unrecht: „Lobe die Freunde öffentlich, und table sie insgeheim!"

Was Isokrates sich zum Muster nahm: „stumpfes Eisen zu wetzen! das ist auch der Zweck der Kunstrichter gegen Schriftsteller, und das Verdienst der Literaturbriefe. Haben sie nicht das Füllhorn der Grazie ganz ausgeschüttet, unde parentur opes, so haben sie doch Blumen gestreut um den Altar der Göttin Literatur — falls nicht schlechte Schriftsteller in gute umschaffen können; doch die elenden etwas zur Furcht und Behutsamkeit gebracht. Die Quelle des guten Geschmacks ist geöffnet; man komme und trinke!

[1] Lit. Br. Th. 5. S. 289.

Einleitung.

Seitdem der Nationalstolz einer gewissen Schule in Deutschland sich etwas gebeuget hat: „unser Deutschland dürfe keinem Volk, es sey alt oder neu, wenn es nur undeutsch ist, an Werken der Einbildungskraft etwas nachgeben"; seitdem die Nachahmungssucht einer andern Secte auch etwas kalt geworden: man müsse, was nur orientalisch, griechisch und brittisch hieße, durch rauhe Copien auf halbdeutschen Boden verpflanzen; seitdem Kunstrichter, durch beide Abwege gewarnt, die Mittelstraße wählten, und auf den Trümmern Gottschedischer Originalwerke und schweizerischer Nachahmungen, die deutsche Literatur übersahen, seit der Zeit ist keine Klage lauter und häufiger [1] als über den Mangel an Originalen, an Genies, an Erfindern — Beschwerden über die Nachahmungs- und gedankenlose Schreibsucht der Deutschen.

Die Literaturbriefe unterschieden sich gleich vom Anfange durch den eifernden Ton hierüber. Man konnte es merken daß sie über jedes Feld der deutschen Literatur ihre Aussichten ausbreiten wollten; und da schon das Cirkelrad von Fehlern beinahe herumgetrieben war, da Schweizer und Gottschedianer einander möglichst widerstanden, und gleichsam durch ihre gegenseitigen Kräfte, die in einander wirkten, eine gewisse ruhige Denkart hervorbringen mußten, so forderte es die Zeit daß Kunstrichter, die beider Parteien Ausschweifung sahen, eine mittlere Schwäche inne werden mußten, und auf diesen Zeitpunkt trafen die Briefe.

Bloßer Tadel macht kleinmüthig, beständige Klagen endlich verdrossen, und ewige Vorschriften matt und gezwungen. Kommt es nun noch dazu daß der Tadel nicht immer gründlich, die Klagen wiederholt, und die Vorschriften zu einschränkend sind, so sieht man

[1] Lit. Br. Th. 1 — 21.

den Schulmeister, der nach der bekannten Fabel dem Kinde im Wasser eine Strafpredigt hält, den Philosophen dem Hungrigen vorpredigen: sey nicht hungrig! und den Arzt dem Kranken zurufen: sey gesund!

Um also mehr zu thun als zu klagen, kann man dreierlei versuchen. Zuerst als Weltweiser das Genie, und Originalgeist, und Erfindung zergliedern, seine Ingredientien auflösen, und bis auf den feinsten Grund zu bringen suchen. Ich wünsche unserer Zeit zu diesen feinen Untersuchungen Glück; sie sind ein neuer Begriff unserer Weltweisheit; sie sind von großem Nutzen in der Geisterlehre, und es ist ein Vergnügen viele Deutsche gemeinschaftlich in einerlei Goldader, aber an verschiedenen Oertern graben zu sehen. Sulzers [1] Abhandlung in den Schriften der Berlin'schen Akademie, die Untersuchungen zweier Ungenannten in der Sammlung vermischter Schriften, und in den Breslauer Sammlungen wetteifern um diesen Begriff ins Licht der Sonne zu stellen.

Allein zur Erweckung der Genies trägt dieß Zergliedern nichts bei. Bei aller Mühe bleibt die vivida vis animi so unangetastet als der rector Archaeus bei den Scheidekünstlern; Erde und Wasser bleibt ihnen; die Flamme verflog, und der Geist blieb unsichtbar. Allen ihren chymischen Zusammensetzungen können sie, nach dem was sie bei der Scheidekunst gewahr wurden, zwar Farbe, Geruch und Geschmack, nie aber die Kraft der Natur geben. Je mehr Seelenkräfte der Weltweise herzählet die zum Genie gehören, je mehr Ingredientien er in diesem Salböl der Geister antrifft, desto mehr kann ich zweifeln ob mir nicht eine davon entging; und niemand war groß der an seiner Größe zweifelte, und jemand höher als sich schätzte. Je feiner die Regeln sind, die du aus der Natur des Genie's herleitest, desto furchtsamer wird der Versuch, der sich endlich nichts höheres vorsetzt als fehlerlos zu seyn.

[1] Lit. Br. Th. 6 und 22.

Jener Baumeister im Plutarch sagte hinter den prächtigen Entwürfen seines Vorgängers: alles was er gesagt hat will ich thun! — Und der kann zuerst ein Meister in Israel werden der andern vorarbeitet; die armen Stümper, **quibus peiore ex luto finxit praecordia Titan**, werden ihm gern nachfolgen. Woher glühet uns bei der Young'schen Schrift über die Originale ein gewisses Feuer an, das wir bei bloß gründlichen Untersuchungen nicht spüren? Weil der Young'sche Geist drin herrscht, der aus seinem Herzen gleichsam ins Herz, aus dem Genie in das Genie spricht; der wie der elektrische Funke sich mittheilt.

Man kann sagen daß hiezu mehr Beobachtung, und zu dem ersten mehr Speculation erfordert wird; bei dieser schränket man sich mehr ein, bei der Beobachtung breitet man sich mehr aus. Ist man selbst Genie, so kann man durch Proben die meiste Aufmunterung geben, und den schlafenden Funken tief aus der Asche herausholen, wo ihn der andre nicht sucht. Man wird auch eher auf die Hindernisse dringen, die das Genie und den Erfindungsgeist aufhalten, weil man sie aus eigener Erfahrung kennet. Und endlich wird man den Thoren am besten die Originalsucht ausreden können, wenn man mit der großen Stimme des Beispiels sie zurückscheucht. Durch feine Speculationen ist nie der Geist einer Nation geändert, aber durch große Beispiele allemal. Und neben dieser Hoheit, ein Muster werden zu können, braucht's bloß ein gutes Auge andre zu sehen, und einen guten Willen sich mittheilen zu wollen.

Weil es aber gefährlich ist als ein zweiter Prometheus den elektrischen Funken vom Himmel selbst zu holen; weil es schwerer ist Künstler als ein Sophist über die Kunst zu seyn; weil das Kunstrichteransehen immer Verminderung befürchtet, wenn es sich selbst der Beurtheilung unterziehen soll, so ist der Mittelweg die gewöhnliche Straße: man betrachtet die Werke der andern, um

durch sie aufzumuntern. Und dieß ist die dritte und löblichste Art, zu der ein gutes Auge zu sehen und zu vergleichen, Aehnlichkeit und Unterschied zu bemerken, und ein guter Verstand gehört rathen zu können.

Ich will also die deutschen Nachahmungen mit ihren Originalen vergleichen, ihren Werth gegen einander abwägen, und fragen warum Apoll den Deutschen noch immer sagen kann was er dort durchs Orakel den Aegiäern sagte: ὑμεῖς Αἰγιέες οὔτε τρίτοι, οὔτε τέταρτοι. Ich selbst bin zwar nicht ein Vertrauter des Apollo; allein Homer führt den Achill dort redend ein: „Wohlan! laßt uns einen Wahrsager oder Priester, oder Traumdeuter fragen, warum Phöbus Apollo auf uns so sehr zürne? denn wahrlich auch der Traum kommt vom Jupiter!“ — Kalchas sagte die Wahrheit, und fand folglich den Widerspruch, auf den er sich gefaßt machte. Agamemnon hieß ihn einen Wahrsager des Unglücks; aber Lügenprophet getraute sich selbst Agamemnon nicht zu sagen. [1]

Von den deutsch-orientalischen Dichtern.

1.

Ein Theil unserer besten Gedichte ist halb morgenländisch. Ihr Muster ist die schöne Natur des Orients; sie borgen den Morgenländern Sitten und Geschmack ab — und so werden sie Originale. Wenn nicht neue, so liefern sie doch wenigstens fremde Bilder, Gesinnungen und Erdichtungen. Darf man sie prüfen? Es ist mißlich; denn wie oft vermengt man, aus Dummheit oder Bosheit, das was man an Dichtern tadelt, mit dem was man in andern Gesichtspunkten gern annehmen will; das was wir nachahmen, mit demjenigen was wir glauben. Indeß wage ich's; und kann

[1] Iliade B. 1. V. 64. 2c.

es wagen, da insonderheit ein großer Mann in Deutschland, der morgenländische Philologie und dichterischen Geschmack genug besitzt, um hievon zu urtheilen, in einigen Stücken öffentlich Bahn gebrochen hat. [1]

Können wir die Morgenländer nachahmen? Können wir ihnen in der Dichtkunst gleichkommen? So frage ich, und leite bloß den Leser auf Wege die er selbst fortsetzen, oder nach Belieben vorbeigehen kann.

Die schöne Natur des Orients ist nicht völlig die unsrige. Wenn David von den brausenden Tiefen des Jordans nahe an seinen Ufern ein Trauerlied singet, so wird so ein charakteristisches Ganze daraus, als Michaelis im 42sten Psalm zeiget. Wenn die biblischen Dichter von den Schneegüssen des Libanon, vom Thau des Hermon, von den Eichen Basans, vom prächtigen Libanon, und angenehmen Carmel reden, so geben sie Bilder, die ihnen die Natur selbst vorgelegt hat. Wenn unsre Dichter ihnen diese Bilder entwenden, so zeichnen sie nicht unsre Natur, sondern reden ihren Originalen einige Worte nach, die wir kaum nur halb verstehen. Das vortreffliche Buch Hiob, woher nimmt es alle seine Schätze der Schönheit? Aus inländischen, aus ägyptischen Bildern, Erdichtungen und Gegenständen. Nun sage man, wie einer unsrer Dichter, der Aegypten oft nicht einmal aus Reisebeschreibungen kennt, vom Leviathan und Behemoth singen darf? Wie manches Lob Gottes in deutschen Gedichten könnte ich anführen, wo die größten Bilder so übel zusammengesetzt sind daß ein prächtiges, neues, un-

[1] Der große Mann, den ich hier meine, ist Michaelis, ein Schriftsteller, der über mein Lob erhaben ist. Würden wir seine versprochnen Arbeiten, die hebräischen Alterthümer, die Einleitung ins A. T. bald erhalten, so könnte alsdann vielleicht ein Gelehrter von Geschmack, Sprachenkenntniß und Philosophie, aus allen seinen Schriften, insonderheit aus seinem Lowth die Grundlinien zur Erklärung der morgenländischen Gedichte entwerfen, die ich hier vorbilde; und diesen könnten die Uebersetzer folgen.

gewöhnliches — Unding herauskommt. O überließen doch unsere Dichter dergleichen einigen Kanzelrednern, die es sehr gut zu brauchen wissen!

Und wenn wir diese Bilder auch endlich verstehen — erklären, und aus den lebhaftesten historischen und geographischen Beschreibungen ihre Schönheiten ganz fühlen lernen; nie haben diese historischen Beschreibungen, Auslegungen, Erklärungen so viel Eindruck auf uns, als die sinnliche Gegenwart dieser Oerter; nie das Leben der Anschauung, als wenn wir sie selbst sähen, als wenn unsere Seele durchs Auge brennende Pfeile empfände, als wenn uns die Muse wirklich ergriffe und weckte, als wenn wir *μουσόληπτοι* oder *μουσοπάτακτοι* würden; und so waren es die Poeten des Orients: „Ich bin der Rede so voll, daß mich der Odem in meinem Bauch ängstiget; ich muß reden, daß ich Odem hole, ich muß meine Lippen aufthun und antworten!“ So muß es jeder große Dichter seyn:

— — — Poscere fata
Tempus erit. Deus! ecce Deus!

Nie ist die gesunde Einbildungskraft so lebhaft als die Erfahrung, und nie die ideale Gegenwart der sinnlichen gleich.

Der Verfasser der jüdischen Schäfergedichte, dem sonst Anlage zur Dichtkunst nicht fehlt, hat meine Warnung durch seinen unglücklichen Flug bestätigt. Diese sowohl, als seine Schilderungen berühmter Gegenden des Alterthums, haben lange nicht die Gewalt uns in diese Gegenden zu versetzen. Seine Einbildungskraft kämpft, um lauter alte Züge zu wiederholen, den Norden nach dem Orient zu verpflanzen, alles was er gesehen und gelesen aufzubieten, alle vier Welttheile zu vereinigen, um — etwas unbestimmtes und schlechtes zu liefern. Seine Einbildungskraft und seine Sprache — alles sichert ihn vor dem Verdachte beschnitten zu seyn; er verläßt sein Land, um in der Fremde zu betteln. Die

poetischen Gemälde aus der heiligen Geschichte [1] verlieren in diesem Betracht immer viel von dem ungeheuren Beifall, den ihnen einige gegeben; indessen ziehen sie sich unter poetische Empfindungen zurück, und als solche mag ich sie nicht betrachten.

Singen wir überdem occidentalische Gegenstände, und mit Tönen dem Morgenlande entwandt, so wird ein solch Gemisch daraus, als jeder in Horazens Bilde auslachet — und doch lachen wenige, wenn der Jordan und Hermon, und Cherubs u. dgl. neben dem Rhein und dem Harz stehen; wenn sich die orientalischen Tiger mit unsern Lämmern gatten. „Wir können Vergleichungen mit diesen Gegenständen allerdings nutzen!" Wir können Bilder borgen, um sie für uns anzuwenden, aber uns nicht durchgängig ihnen überlassen; nicht in dieser fremden Bildersprache durchgängig reden; nicht sie mit der unsern ungeschickt vermischen; nicht uns den Glanz der Mittagssonne rauben, um den Schein einer Lampe zu genießen; oder diese gar in das Sonnenlicht tragen.

Käme es nur erst so weit, daß niemand schriebe was er nicht verstünde; befleißigten wir uns mehr den Orient zu beschauen, die heiligen Gedichte zu verstehen, und wirklich erklären zu können, so würden wir es gewiß verlernen mit orientalischen Mastkälbern zu pflügen; wir würden uns, wenn wir ihre Kunst nur ganz einsähen, zu Schilderern unserer eigenen Natur ausbilden. Nicht Armuth, sondern Unschicklichkeit oder Bequemlichkeit hindern uns daran, unsere Schätze zu brauchen, und lieber, wie Horaz sagt, pauperes nostro in aere zu seyn.

2.

Auch die Vaterlandsgeschichte der Morgenländer ist nicht die unsere. So sehr sich immer Voltaire, und die seines Theils sind, beklagen, daß wir ein ekles dummes Volk aus einem Winkel

[1] Th. 6. S. 247.

der Erde so sehr erheben; so wahr es ist daß ihre Geschichte allerdings mehr Platz in unserer Historie und Aufmerksamkeit einnimmt, als sie an sich verdienen möchte; so fehlt uns doch noch immer zu viel unsern dichterischen Stoff bis auf kleine Nuancen aus ihrer Geschichte zu borgen. Unser Publicum, das die Juden bloß aus einem Hübner oder Iken kennet, wird einen ewigen Commentar nöthig haben, und Schönheiten, die für das Auge dastehen, mit dem Fernglase ansehen müssen; und der Dichter selbst wird Mühe genug haben in den orientalischen Gedichten die beständigen feinen Anspielungen auf ihre Rettungen von Feinden, auf ihre Urväter, auf die ägyptische Errettung, auf ihre Reise durch die Wüste u. s. w. nur überall bemerken zu können; nur höchstens die Hälfte von ihnen zu verlieren. Sie ganz besitzen zu wollen, ihre Schilderung selbst zu übernehmen — das thut nur der, so das Lächerliche einer halbgetroffenen Nachahmung nicht einsieht. Wer hätte uns eher den Moses im Heldengedichte singen können als Michaelis; und dennoch ließ er ihn liegen, nach der weisen Horazischen Regel:

Si quae desperas tractata nitescere posse, — relinque.

Könnten wir doch nur erst ihre Gedichte aus ihrer Nationalgeschichte ganz erklären; alsdann übersetzt und ahmet nach! Was ist z. E. der 68ste Psalm, wenn ihn der Ausleger des Lowth erklärt, und was ist er bei Cramer?

Gesetzt, wir könnten alles dieß wissen; singen wir denn für Juden? die sich für das einzige Volk Gottes hielten; die von dem feurigsten Nationalstolz belebt wurden. Jedem Volk gießet bei seiner ersten Bildung der Patriotismus Flammen in die Adern — bei keinem aber hat er dieß gährende Blut länger erhalten als bei diesem. Von allen Völkern der Erde abgesondert, brachte es seinem Schutzgott Nationalgesänge; erlöset von Feinden, die sie anspieen, sangen sie Triumphslieder, die ihr patriotischer Geist belebte; entfernt von Fremden, die ihnen unrein waren, sangen sie bei Nationalfesten. —

Wer kann ihnen nachsingen? Unser Gott ist ein Vater der Menschen, nicht eines Volks, ein Gott der Christen, nicht einer christlichen Religion! — „Aber werden einem Juden diese Gegenstände nicht eben so alt geworden seyn, als uns?" Ich gebe es zu, und habe doch nicht meine Parallele verloren. Ihnen ward es mit der Zeit gleichgültiger; aber uns noch ungleich eher und stärker, weil alle diese Geschichten für uns fremder und entfernter sind. Man sey unparteiisch; wer kann wohl bei uns den besten Cramerischen Dankpsalm mit der Entzückung singen, wenn er Nationalwohlthaten betrifft, als Israel in seinem Heiligthum? Wer singet die Cantate des Zachariä mit eben der Theilnehmung, als Mirjam und Moses die ihrige am rothen Meere? Es kann immer seyn daß „ein Genie im Talmud als in einer Wissenschaft seine völlige Nahrung finden könne," [1] aber ein poetisches Genie, das nach Materialien zur Dichtkunst gräbt? Schwerlich! wenn es unserm National- oder Säculargeist sich bequemen will.

3.

Mit diesem Nationalgeist sind auch die Nationalvorurtheile sehr genau verbunden; Meinungen des Volks, über gewisse ihnen unerklärliche Dinge; Fabeln, die sie sogleich mit dem Stammlen der Sprache von ihren Erziehern lernen; die sich also aus den ältesten Zeiten von den Stammvätern herunter erben; die sich bei einem sinnlichen Volk, das sich statt der Weisheit und Wissenschaften, mit dem Hirtenleben, dem Ackerbau und den Künsten abgibt, sehr lange Zeit erhalten können, und dem Dichter also vielen Stoff darreichen, zu Erdichtungen, die das Herz des sinnlichen Volks sinnlich rühren können. Er weckt das auf was in ihnen schläft, er greift ihre Seele bei der schwächsten Seite an, und erinnert sie an ihre Begriffe der Erziehung, mit denen sich ihre Einbildungskraft gleichsam zusammen geformt hat; an die Traditionen ihrer

[1] Liter. Br. Th. 2. S. 256.

Väter, die also auch ihre Lieblingsvorurtheile geworden sind, weil sie sich nach dem Naturell ihres Denkens, ihres Klima und ihrer Sprache richten. Daraus entstehet alsdann für die Dichter eine heilige Mythologie, die national ist, und ihnen jederzeit eine Zauberquelle war, um Fictionen zu schöpfen, und Bilder zu erheben, in die sie, die zu den ersten Zeiten des Volks auch Propheten und Richter waren, ihre sinnreiche Weltweisheit, Tugend- und Lobsprüche einkleideten.

Alle Morgenländer haben an diesen geerbten Märchen einen sehr reichen Ueberfluß, wie alle Reisebeschreibungen zeigen; ihre Dichter bedienen sich desselben also so sorgfältig, als Homer und Virgil sich bekanntermaßen auf alte Sagen und Ueberlieferungen gründeten. Die Juden, ein sinnliches Volk, hatten auch keinen Mangel daran; und warum sollten sich ihre Dichter nicht dieser unschuldigen Kunst bedienen, um über sie zu siegen? Ein großer Glaube über Träume, Zaubereien, Erscheinungen und Besitzungen ist dem Dichter so vortheilhaft, als er dem Weltweisen ein Dorn im Auge ist; und mit welcher Mühe suchte Gott diesen in Judäa auszurotten? Beschwörungen, Zaubereien durch Schlangen, diese Meinung hatten sie mit den morgenländischen Völkern gemein, wie die öftern Stellen ihrer Dichter bezeugen. Aus Aegypten hatten sie einen ganzen Schatz dieser Nationalmeinungen herübergeholt, von denen Michaelis einige, wie aus einem Herculanum, gezogen hat.

Für uns sind diese Fabeln halbverloren, oder fremde, oder todt; da unsere mehr wissenschaftliche und denkende Lebensart sie ausgetilget oder geläutert hat. Die schrecklichen Donnerwetter die an dem Meere aufstiegen, und über ihr Land nach Arabien hinzogen, waren in ihren Augen Donnerpferde, die den Wagen Jehovahs durch die Wolken zogen; ihnen hat David also so viel große Bilder, und insonderheit den vortrefflichen 29sten

Psalm geweihet. Bei uns sind die Cherubim nicht eigentlich mehr lebende Idole der Phantasie. Noch glauben zwar Kinder und Weiber das was unser Dichter singt: „Gott fährt in den Wolken, um Donnerkeile zu schleudern;" der Weltweise aber und sein Bruder, der philosophische Dichter, wird, seitdem Prometheus den elektrischen Funken vom Himmel stahl, eher den elektrischen Blitzfunken, als so oft wiederholte Bilder singen. Wo ist bei uns der Engel des Todes, mit seinem flammenden Schwerte, dessen Gefolge und Verrichtungen jene so gut kannten? Er ist entweder ein Unding, oder nach den Idolen unseres Pöbels ein Gerippe. Wo sind die Engel des Herrn, auf Flügeln der Winde, und auf den Flammen des Feuers? Es sind Diener der Natur, die unsere Einbildungskraft selten personificirt. Was ist die Veste des Himmels, wo der Thron Gottes ruhet? Luft! Was der Regenbogen der sich zu seinen Füßen wölbet? Bei den alten Skalden die Brücke, auf der die Riesen den Himmel stürmen wollten, die noch jetzt ein flammender Weg zum Schrecken erscheint; aber für unsern Dichter ein Farbenspiel. Solcher Nationalvorurtheile könnte ich eine große Menge anführen, und die meisten haben sich entweder in unserer erleuchtetern Zeit schon verloren, oder verfeinert, oder sind nach dem Unterschiede unsers Klima und unserer Denkart ganz anders. Die Religion der Skalden,[1] die Odin aus den Morgenländern brachte, wie sehr veränderte sie sich auf dem rauhen scandinavischen Grund und Boden? Ihr Himmel und ihre Hölle, ihre Weltentstehung durch Frost, und ihre Riesen, ihr großer Wolf und der Bändiger desselben, ihre Zaubereien und Heldenthaten sind mit solchen Localfarben aus Norden gemalet, als in verschiedenen andern Gegenden, hier Drachen und dort Elephanten, das Paradies und die Hölle der Araber, die Brücke Poul-Serra der Perser, und die Schildkrötengeschichten der Amerikaner gezeichnet sind. Es wäre ein angenehmer und nützlicher Versuch diese

[1] Mallet Geschichte von Dänemark, Th. 1.

Nationalvorurtheile vieler Völker zu sammlen, zu vergleichen und zu erklären.

Für den Dichter sind dieses Nationalvorurtheile, die ihm nicht immer entwandt werden können, ohne ungereimt oder lächerlich zu werden. Miltons Brücke über das Chaos mag freilich im Munde eines Arabers, des Sadi, besser klingen als in dem seinigen; Klopstocks Oeffnungen am Nordpol, seine ätherischen Wege, seine Sonnen im Mittelpunkte der Erde dürften vielleicht zu sehr die Wirbelwelt der Leser verrücken; sie mögen ehrlich Ptolemäisch, oder Copernicanisch denken; diese Erdichtungen scheinen selbst einer sinnlichen Denkart entgegen. Und übersieht man überdem die Erdichtungen, die die Schweizer in ihre morgenländischen Gedichte eingewebet (vom Blute des unschuldigen Abels, bis auf das Blut des Zacharias, Barachiä Sohn), so kann man sich bei ihren Engeln und Teufeln, und Schlangen und Ungeheuern oft, wenn man gleich nicht als Philosoph lesen will, kaum jener Frage erwehren die der Cardinal von Este an seinen Ariost that: mein lieber Ludwig, wo habt ihr all das närrische Zeug herbekommen.

Möchte man doch bedenken daß der Geschmack der Völker, und unter einem Volke der Geschmack der Zeiten sehr genau seinen Fortgang mit Denkart und Sitten habe; daß also, um sich dem Geschmack seines Volks zu bequemen, man ihren Wahn und die Sagen der Vorfahren studiren müsse; und, um auch dem Gott der Zeit ein Opfer zu bringen, man diese und fremde Meinungen nach der herrschenden Höhe des sinnlichen Verstandes passen müsse. Von beiden gebe ich ein Exempel. Der romanische Geschmack der Spanier und Italiener ist ein Zweig von dem Aberglauben der Morgenländer, den man ziemlich genau dort aus der maurischen und hier aus der saracenischen Ueberschwemmung herleiten kann. Er ward in beiden Ländern gemein, in beiden ver-

mischte er sich mit dem gothischen Ritter- und Riesengeschmack; nachher mischte sich der katholische Hang zu Kreuzzügen und heiligen Abenteuern dazu, — und nun sehet, wie sehr Lopez de Vega, Pulci, Ariost und Tasso dieses Gemisch zu brauchen gewußt; aber freilich zu nichts mehr und minder als Nationalstücken. Wer es also beklagen möchte daß nicht auch bei uns eine solche morgenländische Invasion den Samen poetischer Fabeln gestreut hat, dem rathe ich diese dichterischen Schweißtropfen der Cultur seines Bodens zu widmen. Er durchreise, als ein Prophet in Ziegenfellen, die Mythologien der alten Skalden und Barden sowohl, als seiner eignen ehrlichen Landsleute. Unter Scythen und Slaven, Wenden und Böhmen, Russen, Schweden und Polen gibt es noch Spuren von diesen Fußstapfen der Vorfahren. Würde man, jeder nach seinen Kräften, sorgsam seyn, sich nach alten Nationalliedern zu erkundigen, so würde man nicht bloß tief in die poetische Denkart der Vorfahren dringen, sondern auch Stücke bekommen, die, wie die beiden lettischen Dainos, die die Literaturbriefe [1] anführten, den oft so vortrefflichen Ballads der Britten, den Chansons der Troubadoure, den Romanzen der Spanier, oder gar den feierlichen Sagoliuds der alten Skalden beikämen; es möchten nun diese Nationalgesänge lettische Dainos, oder kosakische Dummi, oder peruanische, oder amerikanische Lieder seyn. Will aber jemand dieß nicht thun, wohl! der bequeme sich nach seiner Zeit, da das Licht der Philosophie die heiligen Schatten der Dichterei vertrieben, und singe für unsern reinen Verstand.

4.

Der Geist der Religion hat sich verändert. In den Zeiten da die Dichtkunst blühete, herrschte noch eine gewisse wilde Einfalt, nach der Gott auch die Religion einrichtete, die die Bändigerin der damaligen Zeiten war. Ich zeige hiezu nur drei Gesichtspunkte.

[1] S. Lit. Br. Th. 2.

Sie begriff mehr unter sich; sie hatte einen andern Zweck; sie ging einen andern Weg als unsere.

Sie begriff mehr unter sich. Es ist bekannt genug daß sie sich ins Detail der kleinsten Gesetze, Veranstaltungen und Ceremonien einließ; daß sie eben sowohl auf den Märkten, als in dem Heiligthum die Theokratie eines Schutzgottes regierte, der Propheten und Dichter und Richter in einer Person aufweckte, und begeisterte. Daher waren alle ihre Poesien heilig; sie mochten prophetische Gesänge, oder Lasten von Flüchen, oder Trostlieder, oder Gesetze und Sprüche enthalten. Unsere Religion hingegen sondert sich von der politischen Regierung und den Richterstühlen ab; sie ist nichts minder als theokratisch, und der prophetische Geist schweigt.

Jene hatte einen andern Zweck: ein wildes ungebildetes Volk im Zaum zu halten, das über den Acker und Landweiden wenig seinen Geist erhob. Hier war eine sinnliche Dichtkunst das Mittel ihre Seele etwas aufmerksam zu machen. Gesänge von zeitlichem Glück und Unglück schallten von jenen Bergen Grisim und Ebal; der größte Theil der Psalmen beschäftigt sich mit dem zeitlichen Zustande des Volks und kann meistens bloß durch erbauliche Accommodationen und Katachresen etwas geistliches bedeuten. — Unsere Religion hingegen ist geistig, und mit den erhabensten Zwecken auf eine glückliche Ewigkeit.

Jene war sinnlich und lange nicht so moralisch als die unsere. Das Volk war noch nicht zu der feinen Moralität tüchtig die unsere Religion fordert; es mußte also mit sinnlichen Gebräuchen unterhalten werden. Reinigungen und Opfer, Gebräuche und Satzungen, Priester und Tempel, alles beschäftigte ihr Auge, alles füllete ihre Gedichte mit Anspielungen, die sie darauf ziehen sollten. Die ganze Sprache hat sich also verändert, und beinahe auch die ganze Reihe von Begriffen. Ihr Engel des Todes war nicht unser Teufel, es war ein unmoralisches Wesen,

das Gott sandte; die andern Engel hatten nicht so unabtrennbar einen Begriff der moralischen Güte mit sich; ihr Gott selbst mußte ihnen in den stärksten Leidenschaften geschildert werden, damit er sie rührte; sie sahen auch bei ihren heiligen Gedichten nicht immer darauf ob jedes Gleichniß tugendhaft und wohlanständig wäre; wenn es nur schilderte. — Unsere Religion hingegen ist keine Tochter der Einbildungskraft, sondern eine Schwester der Vernunft und moralischen Güte. —

Und nun! Sind alle Gedichte die bei ihnen Stücke der Religion waren, es auch für uns? Ich glaube nicht! Und wenn man sie also nachahmen wollte? So müßte es seyn, „als wenn David z. E. christliche Psalmen schreiben würde.“ Freilich ist dieß der Zweck, der bei Klopstocks Liedern in der Vorrede steht, den aber im Ganzen seine Lieder nicht erreichen möchten. Wirklich etwas zu viel orientatischer Schaum, und christliche Gegenstände orientalisch behandelt — Und worin denn? Ich schätze diese Lieder sehr, denn sie wirken mehr auf das Herz als einige andere; und darnach beurtheile ich den Werth eines Liedes. Aber zu viel morgenländische, biblische Sprache, als daß sie immer nach unsern Ideen bestimmt genug seyn sollte; gewisse morgenländische Wiederholungen, die, statt zu seufzen, gähnen machen; und dann nicht die gehörigen Beweggründe und Reizungen zu den Empfindungen die sie erwecken sollen. Klopstock, der selbst eine empfindungsvolle Seele zeigt, hat sich gewisse Gegenstände der Religion, insonderheit bei den Martern des Erlösers einige Nuancen, so eingedrückt, daß, wenn er auf sie geräth, er sich verweilt, und in Empfindungen ausbricht, die er bei dem Leser nicht genug vorbereitet hat, und bei denen also mancher nichts empfindet. Wenn unsre ganze Einbildungskraft in Arbeit ist, so kann sich aus dem ganzen rührenden Gemälde ein Zug (nicht immer der bedeutendste) am tiefsten eindrücken, der nachher jedesmal das ganze Gemälde zurückbringt, und also auch durch die Einbildungskraft die

ganze Empfindung wieder aufregt — aber dieß letzte geschieht bei einem fremden Leser nicht durch den einzelnen Zug, sondern durch das treue Ganze, das man ihm also vormalen muß. Um dieß mit einem Beispiel zu beweisen, so habe ich einen frommen, redlichen Greis gekannt, der in seinen letzten schwachen Jahren, bei seinem Unterricht und Gebeten nie so sehr bewegt wurde, als wenn er auf den Zug im Leiden Jesu stieß; er hing (nach seinen Provincialismen) mutter-faden-nackt am Kreuz. Bei diesem an sich unwichtigen Umstande, der sich aber seiner Phantasie in den ersten Jahren vorzüglich eingedrückt hatte, stand er stille, ergötzte und beruhigte er sich, da sein Zuhörer indessen gähnte. — Uebrigens weiß Klopstock die menschliche Seele genau zu treffen; manche Gesänge sind Muster einer stillen andächtigen Empfindung, insonderheit wenn sie zu den sanften gehört; und nichts glückt ihm mehr als seine Todesbetrachtungen.

Es ist mir lieb daß ich über viele ältere biblische Gedichte nicht urtheilen darf. Was hat man nicht aus vielen Charakteren gemacht? Ein völliges lächerliches Unding, das dem Charakter seines Volks, seiner Zeit und seiner Religion widerspricht. Gerade wie diejenigen die eine ganze Straße niederreißen, um darauf einen einzigen Palast zu bauen; die nichts darnach fragen wie viel andre sie umbringen; zufrieden, wenn sie, ohne alle Rücksicht auf Mütter, Weiber und Kinder, auf Nation, Zeit und Geschmack, einen Menschen darstellen können,

> **Compos'd of many ingredient Valours**
> **Just like the Manhood of nine Taylors,**

wie Hudibras singt.

5.

Ueberhaupt hat sich die ganze poetische Sphäre bei beiden Nationen geändert. Die gesittete Freiheit, in der wir leben, läßt Künste und Wissenschaften blühen; die etwas rauhere,

die mit Gährungen des Staats, und mit Unterdrückungen kämpft, läßt, wie bei den Römern und Griechen, die Beredsamkeit ihre Wunder thun; aber wilde Einfalt ist das Feld der Dichter. In dieser haben die Hebräer sehr lange gelebt, beständig treu dem Ackerbaue und der Viehzucht, den sinnlichen Begriffen, und ihrem Vaterlande; nie hat also die Zeit der Beredsamkeit ihre Blüthe erreichen, ja die Periode der Weltweisheit kaum anbrechen können.

Daß die Hebräer nie große Redner gehabt haben, beweiset der Herausgeber des Lowth in seiner Vorrede; der überhaupt durch seine Noten und Epimetra mehr als Lowth selbst geworden, und viele Dinge hingeworfen hat, die durchaus verdienen angewandt, erklärt und fruchtbarer gemacht zu werden. Wir können also nach einem Jesaias unmöglich unsre großen Redner bilden.

Nie haben sie also auch einen völlig ausgebildeten Rednerperioden gehabt. Ihre Poesie hat einen Rhythmus, den die Chöre und Jubelsprünge geboren haben; der von zu starker Declamation war, um ein Sylbenmaß zu halten;. der durch Musik und Tanz belebt wurde. Welch ein Unterschied ist es nun, in einer durchaus prosaischen und philosophischen Sprache, deren Accente lange nicht so tönend sind; wo man schreibt um gelesen zu werden; wo, wenn die Musik sich mit der Poesie verbindet, jene die herrschende wird; in dieser Sprache eine orientalische Poesie durch poetische Prose nachzuahmen, die unsrer Sprache Gewalt anthut. Inter mulierum saltantium choros adolevit poesis orientalis; carmina rarius scribebantur, recitabantur cantabanturque frequentius. — — Inter saltantium choros, non semper pios, natam poesin Hebraicam dixerim, cum motum corporis canticis haecque illi accommodarent: cui poesis origini versuum parallelismos acceptos fero. Nun bleibt es doch wohl immer unnatürlich, Lieder, die dort nach lärmenden Chören ein-

gerichtet waren, wie sie sind, nachahmen zu wollen, und sein eignes Chor zu seyn.

6.

In der Poesie wird vieles von der Sprache bestimmt, und ich glaube, aus diesem unperiodischen Melodischen der hebräischen Gedichte zum Theil den kurzen parabolischen Ton erklären zu können, der Weisheit in ein Bild kleidet, ohne dieß Bild auszuputzen, und periodisch ordnen zu wollen. Nein! kühne Vergleichungen, und wenig ausgeführte Gleichnisse; aber desto öftere Wiederholung desselben Bildes, desselben Gleichnisses. In keiner hohen hebräischen Ode findet man den abgemessenen Schwung, der eine griechische, und noch mehr eine römische charakterisirt; in keiner die ausgemalten Pindarischen Bilder, die hier immer stückweise erscheinen, abbrechen und wieder kommen; in keiner Elegie die dämmernde Stimme, die durch ihren sterbenden Fall und anhaltendes Wimmern allmählich rührt; — überall mehr der wiederholte Schlag, der eine Saite des Herzens nach der andern plötzlich trifft, und eilt, um eine andere zu treffen. — Man hat diesen innern Charakter aus ihrer Hitze der Einbildungskraft herleiten wollen; allein ein Hurone in einer unperiodischen Sprache muß so, wie sie, singen.

Wir aber, in einer periodischen Sprache, wir müssen also jene zerstückten Bilder, die sich wiederholen, zu einem Ganzen ordnen, und sie in einem gebildeten poetischen Perioden mehr in der Perspective eines Gleichnisses zeichnen; der uns eigne poetische Ton malt überdem sonst mehr Begriffe als Bilder, und unsre selbst dichterischen Gleichnisse zeigen sich, nach jenen zu rechnen, mehr in dem Lichte eines Beweises. Ein Muster der Nachahmung hierin ist der Klopstock'sche Psalm auf den König von Dänemark. Wirklich die hebräische Zerstückung der Sprache, und doch die griechische Zusammensetzung der Bilder; hie und da kleine Wasserfälle; doch aber bleibt's immer ein sanfter Strom, der über klare Steine rollet; ein Ge-

mälde, ein Wort entwickelt sich aus dem andern, und macht es vollkommner; — vielleicht Klopstocks schätzbarstes lyrisches Stück! Ebenso weiß er in seinen Kirchenliedern oft den orientalischen Parenthyrsus zu Kirchencadenzen herunter zu stimmen, und im Messias ist sein Wechselgesang zwischen Mirjam und Debora schön, orientalisch in Sprache und Bildern, und deutsch in der Anordnung derselben.

Man erinnere sich aus meinem vorigen Fragmente, daß der Reichthum einer Sprache sich gleichsam mit der Haushaltung der Menschen verändere; daß uns unser Wohlstand viele Freiheiten entzogen, die jene genossen; daß unser Stadtleben es nothwendig verhindert, daß unsre Poesie nicht botanisch seyn kann, wie Michaelis die morgenländische nennet; daß unsere politischen Wörterbücher unserer sinnlichen Sprache Würde entzogen haben u. s. w.; man erinnere sich dessen, und vergleiche den Charakter unsrer Sitten und Zeiten mit jenen, so wird man finden:

Der poetische Sinn ist nicht mehr derselbe. Jener wirkte schnell und heftig; nicht aber eben zart und dauerhaft. Die Saite ihrer Empfindung des poetisch Schönen (ich will nicht, wie Montesquieu, bis auf ihr Faserngewebe und auf das Temperament ihres Klima zurückgehen) wird ihren Sitten und ihrer Zeit gemäß heftig getroffen, und bald verlassen. Unser poetischer Sinn ist mehr langsam und überlegend, als brausend; selbst das sanfte griechische Gefühl wird unter unserm Himmel nicht reif; wie sollte er denn die übermäßig frühzeitigen Früchte der Morgenländer reifen? Unsre Saite der poetischen Empfindung gibt nach; wir bleiben kälter als die Griechen mit zarten, oder die Morgenländer mit heftigen Sinnen; wir bleiben selbst im poetischen Fluge, wie die Strauße, dem Boden des Wahren treuer, und kommen zur Rührung oft durch den Weg der Ueberlegung.

Ahmen wir also nach, wie es uns gefällt, so wird ein unparteiischer Fremder, der den Orient kennet, ohne ihn von Jugend auf bloß als ein Erbstück der Religion zu kennen; der Geschmack genug hat, um unsre Nahahmungen mit jenen Originalen zu vergleichen, vielleicht folgenden Charakter angeben:

„Die morgenländischen Werke des Genie's zeichnen sich aus durch den hohen Ausdruck einer Einbildung, die Erdichtungen liebt, Sittensprüche in Figuren, Bilder und Schatten einhüllet; die sich nicht bloß auf Flügeln der Morgenröthe bis an die Gränzen der Natur aufschwinget, sondern sich oft über diese Gränzen wagt, und im Reiche des Unnatürlichen, aber wunderbaren Chaos umherirret. Die kältern vernünftigen Deutschen haben dieser brennenden Phantasie sich nachschwingen wollen, mit Flügeln die ihnen die Natur nicht gab, wie Horaz vom Dädalus singet; sie zeichnen fremde, oft unverstandne und wenigstens zu entfernte Bilder; ihre geborgten Erdichtungen sind Geschöpfe ohne Erde; ihre nachgeahmten Empfindungen keine Empfindungen; der Ausdruck erreicht sein Original oft nur wo es sich dem Uebertriebenen nähert.“ Ich habe viel gesagt; den Beweis überlasse ich einem jeden der morgenländische Gedichte zu lesen weiß.

7.

Elend nachahmen sollen wir also gar nicht, und ein Hubemann ist in seinem Lucifer und in seinem Tode Abels der Bemerkung und der Aergerniß unwürdig — aber wie können wir uns von solchen Hubemanns befreien? Wenn wir uns aufmuntern, die morgenländischen Gedichte als Gedichte zu studiren, erklären zu lernen und bekannt zu machen. Unmöglich können wir sie übersetzen und nachahmen, ehe wir sie verstehen; und die morgenländische Philologie, die in unserm Deutschland seit einiger Zeit blühet, wird, wenn sie sich mit Geschmack vereinigt, schlechte und dumme Nachahmer zerstreuen.

Der beste Uebersetzer muß der beste Erklärer seyn. Wäre dieser Satz auch umgekehrt wahr, und wären beide verbunden, so würden wir bald ein Buch hoffen können, das so hieße: „Poetische Uebersetzung der morgenländischen Gedichte; da diese aus dem Lande, der Geschichte, den Meinungen, der Religion, dem Zustande, den Sitten und der Sprache ihrer Nation erklärt, und in das Genie unsrer Zeit, Denkart und Sprache verpflanzt werden.“ In der Vorrede würde man mit Recht sagen können: „Diese Uebersetzung hat nothwendig das schwerste und mühsamste Werk seyn müssen, zu dem in der Erklärung die Bemerkungen einiger wenigen Philologen von Geschmack, und in der Uebersetzung die Cramer'schen Psalmen nichts als kleine Beiträge haben seyn können, oft um uns zu helfen, Gesichtspunkte zu zeigen und behutsam zu machen. Allein wir halten es auch für eine Originalarbeit, die mehr Einfluß auf unsere Literatur haben kann als zehn Originalwerke. Sie unterscheidet die Gränzen fremder Völker von den unsrigen, so verwirrt sie auch laufen mögen; sie macht uns mit den Schönheiten und dem Genie einer Nation bekannter, die wir sehr schief ansahen, und doch von Gesicht kennen sollten; sie ist ein Muster einer Nachahmung, die Original bleibt. Sollte sie also auch nicht das Glück haben neue und wirklich neue Genies zu erwecken, so wird sie doch wenigstens den Nach- und Nebenbuhlern ausländischer Götzen eine Wand von Dornen vorziehen, daß sie ihren Steig nicht finden. Sie wird sie ergreifen, zurückreißen, und sagen: siehe hier deine Natur und Geschichte, deine Götzen und Welt, deine Denkart und Sprache; nach diesen bilde dich, um der Nachahmer dein selbst zu werden. Und willst du von einer der vorzüglichsten Nationen ihre Schätze nützen, siehe hieher! Ich suche dich mit der Kunst bekannt zu machen, wie sie Geschichte und Religion in Gedichte zu wandeln wußten; raube ihnen nicht das Erfundne, sondern die Kunst zu erfinden, zu erdichten und einzukleiden!“

Wo ist ein Uebersetzer der zugleich Philosoph, Dichter und Philolog ist? er soll der Morgenstern einer neuen Epoche in unsrer Literatur seyn! Aber leider, arabische Wurzeln wachsen gern auf dürrem Grund und Boden; ich werde vielleicht ein **pium desiderium** hingeschrieben haben. Es sey! Vortheil genug, wenn dieß mein Fragment nur einem einzigen Schriftsteller die Feder aus den Händen windet, wenn er uns neue Heldengedichte im orientalischen Geschmack liefern will! Vortheil genug, wenn es einen einzigen Hexametristen vermöchte sein Gedicht nach den vorgelegten Gesichtspunkten zu verbessern; auch schon Vortheils genug, wenn es einen Kunstrichter bildete, über Werke dieser Art besser zu urtheilen.

Ich kann nicht wichtiger schließen, als wenn ich das erhabenste oriental-deutsche Werk, den Messias, kritisch prüfe, über den man, wie ich glaube, noch nicht eine so genaue Untersuchung hat als es dieses große Stück verdienet. Einige haben nicht über ein Fragment [1] urtheilen wollen, weil es noch kein Ganzes wäre! Wunderbar! Kann ich denn nicht über den Geist der Theile, über jede Erdichtung in demselben, als über ein Ganzes urtheilen, ohne ein Prophet seyn zu dürfen, oder dem Verfasser Unrecht zu thun?

Ueber Fragmente, denke ich, soll man am ersten urtheilen, um dem Verfasser zu helfen, oder wenigstens seine Stimme auch zu geben; dadurch, und dadurch allein, arbeitet ein Künstler vor den Augen des Publicums. Er hat ein unvollendetes Tagewerk hingestellt, und steht hinter demselben, um nach den Urtheilen der Kenner begangene Fehler zu verbessern, und künftigen zuvorzukommen. Hätte Klopstock gleich im Anfange, statt eines posaunenden Lobredners einen kritischen Freund gefunden; hätte er nicht gleich so viel blinden Beifall, und noch blindere Nachahmung gesehen; viel-

[1] Th. 19. S. 155. rc.

leicht würde manches in seinem vortrefflichen Gedicht noch vortrefflicher seyn.

Aber so geht's! Ueber kleine Geister, über Lehrlinge und Gesellen, die Versuche machen, sind Kunstrichter gleich in Menge da; sie sind Fliegengötter, auf die auch immer die Variante dieses Namens (Beelzebub und Beelzebul) passen mag. Aber es tritt ein Genie auf, wie Pallas aus dem Gehirn des Jupiters! „Sogleich erbebt von ihrem mächtigen Geschrei der Himmel und die Mutter Erde; Apoll, der Erleuchter der Menschen, befiehlt ihnen das nützliche Geschäft an, der Göttin zuerst einen Altar zu bauen, und durch ein heiliges Opfer den Vater Zeus und seine gewaffnete Tochter zu ergötzen!"

Freilich urtheilten auch viele, wie jener Schuster am Bilde Apelles; allein die rechne ich nicht; sie hätten schweigen sollen; auch Klopstock hat sie nicht gerechnet. — „Und wird er deine Anmerkungen rechnen?" Das weiß ich nicht; aber menschlich und billig aufnehmen, das wird er. Jeder urtheilt, was seine Augen sehen. [1] Die meisten aber sehen doch einerlei. Sollte also auch mancher Klopstockianer mir entgegen rufen, was Nikomachus dort zu jenem sagte, der das Bild der Helena, von Zeuxis gemalt, tadelte: „Nimm meine Augen, und sie wird dir eine Göttin scheinen!" Ich schreibe doch, vielleicht, was viele bei sich gedacht, oder gar ein Genie, das sich bei Klopstocks Messias so findet, als Alexander am Bilde Achills, was dieß Genie schon dunkel in seiner Seele fühlet.

Wer könnte die jüdische Seite dieses Gedichts am besten beurtheilen? Ein Rabbi, der für sein Volk Patriotismus, Kenntniß seiner Gebräuche, und eine morgenländische Einbildungskraft hätte! Und wer die christliche Seite? Ohne Zweifel ein Christ, der für seine Religion Patriotismus, Kenntniß ihres Umfanges, und christ-

[1] Th. 1. 10. 13. 16. 17.

liche warme Empfindungen besäße! Beide können sich widersprechen, von entgegengesetzten Seiten die Sache betrachten, um das Urtheil einigermaßen vollständig zu machen. Ich lasse sie sprechen!

Gespräch zwischen einem Rabbi und einem Christen über Klopstocks Messias.

Der Rabbi. Ich habe Ihr Verlangen erfüllt, und Klopstock gelesen. Ich habe ihn zweimal und mit neuem Vergnügen gelesen. Kaum hätte ich einem nördlichen Deutschen die reiche morgenländische Einbildungskraft zugetrauet, die er bewiesen.

Der Christ. Nun! habe ich also nicht Recht, daß er auf deutscher Erde ein orientalisches Denkmal gebauet hat, das die Ehre unserer Nation wäre, wenn es vollendet würde?

Rabbi. Allerdings! und daß er sich über die Mythologie der Griechen so glücklich zu schwingen gewußt, fordert viel Genie.

Christ. Und daß er überall aus sich selbst die Lücken hat ausfüllen können um aus einer kurzen Geschichte, Gedicht, Epopöe, und eine christliche Epopöe zu machen — fordert noch mehr!

Rabbi. Nicht ganz aus sich hat er sie ausgefüllet, die heilige Geschichte liefert ja dazu Stoff genug; ich wünschte also daß er diesen Stoff mehr gebraucht hätte; auch einige rabbinische Züge hat er glücklich anzuwenden gewußt und —

Christ. Nur nicht, daß diese Anwendung auf Kosten seiner Originalerfindung gehe. Auch aus Milton hat er Züge genommen; wer sie aber so glücklich wie er nimmt und anwendet, hat sie selbst erfunden.

Rabbi. Wir scheinen ohngeachtet unsers verschiedenen Gesichtspunktes so ziemlich ähnlich zu sehen; einmal haben Sie schon mein:

ich wünschte! gehört, das zweitemal es unterbrochen — wollen wir uns nicht näher unsre Zweifel sagen?

Christ. Eben das habe ich von Ihnen erwartet; bei einem Messias muß man sich nicht bloß vergnügen, sondern auch unterrichten. Dazu hat der Verfasser seine Abhandlung von der heiligen Poesie vorausgeschickt.

Rabbi. Nicht völlig dazu! Wenn wir sie zum Maßstab des Messias annehmen müßten, so hätten wir die Richtigkeit dieses Maßstabes vorher selbst zu prüfen. Klopstock sagt so hier, als in allen seinen prosaischen Discursen viel; aber immer bleiben auch Unterscheidungen, Bestimmungen, Zusätze für den Leser übrig.

Christ. Gut! so wollen wir die Prüfung frei vornehmen; begegnen wir uns mit dem Verfasser manchmal, um so viel besser! haben wir etwas gegen ihn, den Kritiker, so wollen wir's auch nicht verschweigen.

*

Rabbi. Nun dann! Kommt Ihnen ein Messias wie der seinige wohl als ein recht behandeltes Sujet zur tragischen Epopöe vor? Mir nicht! Die Wuth seiner Feinde wäre ein Unding, wenn er in dem Glanze völlig gewandelt hätte in dem ihn K. erblicket. Hätte er ihn nicht in Umstände setzen sollen wo man sein Verhalten gegen die Feinde selbst sähe? aus dem sie, seiner Unschuld unbeschadet, einigen Schein zur Wuth gegen ihn, um das ganze Volk aufzubringen, ziehen könnten. Was Jesus ihnen ärgerliches gethan hat, wird erzählt, nicht aber im Anfange des Gedichts handelnd zum Grunde gelegt; so sehen wir Effect, ohne die Ursache selbst gesehen zu haben; der Epopöe entgeht etwas an poetischer Wahrscheinlichkeit.

Christ. Ich gebe Ihnen einigen Beifall, aber aus andern Gründen. Der Messias erscheint nach den Weissagungen des A. und den Erzählungen des N. Testaments viel menschlicher als ihn K. malet. Die Epopöe fordert nicht ein Ideal, was übermensch-

lich wäre, sondern was die höchste Rührung verursacht. Nun entgeht aber dem Gedichte des K. viel von diesem Leben, weil wir den Heiland zu wenig menschlich sehen; und es bleibt doch immer wahr, nichts bewegt eine menschliche Seele als was selbst in ihr vorgehen kann. Sähen wir öfter unsern Bruder, den größten Menschenfreund, so würde dieß eher das Ziel erreichen, „die ganze Seele zu bewegen und jede Saite der Empfindung zu treffen."

Rabbi. Wie? wenn unser Jesaias den Messias gesungen hätte? — Warum hat K. nicht mehr den erhabnen prophetischen Ton ins Epische umgestimmt? Hat er wohl durchgängig den Geist, der die Haushaltung des ganzen A. Testaments belebte, angewandt, da Jesus doch einem Volke erschien das ihn unter diesen Bildern erwartete? Gesetzt, sein Messias wäre der Vorausverkündigte, so zeige ihn auch K. in diesem ganzen Lichte.

Christ. Hätte unser Johannes, der ihn bis an seinen Tod begleitete, und sein Plato ward, mit dem feurigen Pinsel der Apokalypse ihn schildern wollen, so hätte er ihm so viel individuale Bestimmung gegeben, daß jeder rufen müßte: „das ist er! Johannes hat ihn gesehen!" Nun hat ihn freilich K. nicht gesehen; aber als Schöpfer hätte er ihm Wesen und Leben geben sollen: „Der Dichter studirt den Grundriß seiner Geschichte, malt ihn nach den Hauptzügen aus, die er in ihm gefunden zu haben glaubt, und muß uns durch seine mächtigen Künste dahin bringen, daß ich zu der Zeit, da ich ihn lese, und auch noch länger, vergesse, daß es ein Gedicht ist."

Rabbi. Wenn der Schauplatz und die meisten Auftritte in einem christlichen Gedichte nicht recht jüdisch sind, so wundere ich mich nicht eben; ein Christ wie die meisten sind, halten unsern Staat, unsre Sitten und Gebräuche für zu niedrig um sie zu studiren, und sie müssen doch studirt werden, weil sie von dem Geiste

der heutigen Zeit sich so weit entfernen. Aber Klopstock, der wider dieß jüdische Costume nie offenbar handelt, und der es oft in seinen Zügen bemerkt, diesem wünschte ich daß er Nationalgeist und jüdische Laune durchgängig in sein Ganzes gebracht hätte. Dazu gehört viel, aber das zeugt von Genie und zaubert uns mitten unter andre Völker.

Christ. Mir ist eure Pünktlichkeit und euer Talmudischer Stolz in Ceremonien zu fremde um darüber urtheilen zu können; aber was sollte sein Messias eher und würdiger seyn als ein Lied des Ursprunges unsrer Religion! Jeder Christ fordert es, und kann es fordern, daß sein Messias als ein Gesandter Gottes erscheine, der ganz und gar mit dem großen Gedanken sich beschäftigt über die Völker zu herrschen; daß sein Erlöser als ein Prophet erscheine, der der Welt Licht und Freiheit und Seligkeit gebracht hat, der jetzt seine angefeindete Lehre mit Märtyrerblut besiegelt, und mit diesem Blut des neuen Bundes in den Himmel geht, um König über ein neues Reich der Gnade zu seyn. Bei seinen letzten Augenblicken sollte es ihm mehr am Herzen liegen: „was seine Heerde, seine Brüder, seine Familie um ihn und für ihn leiden würden!" Wenn der heilige Dichter in seiner Art das thut was ein andrer thut, der aus den nicht historischen Wahrheiten der Religion Folgen herleitet; „wenn unsre Lehrbücher aus der Religion ein Gerippe gemacht haben [1], so sollte jener der Offenbarung folgen, um sie in einem gesunden männlichen Körper darzustellen." Alsdann muß Klopstocks Messias die Pflanzung der Kirche, mit ihren Schicksalen und Wanderungen, mehr im Auge behalten, als Virgil die Gründung des römischen Volks und Kaiserthrones behalten konnte; dadurch eben bekam es bei einem Römer, bei einem August und Octavia Interesse.

[1] S. Klopstocks Abhandl. von der heil. Poesie.

Rabbi. Und dann hätte K. seine Apostel nicht sowohl nach seinem weichen Herzen, als liebe gute Jünglinge malen sollen, sondern ihnen mehr mit großen Fehlern auch das Große göttlicher Propheten geben —

Christ. Oder sie wenigstens als Schwache malen sollen, die einst zu Säulen der Kirche bestimmt sind, und bei denen er wenigstens die Anlage zu ihrer künftigen Größe im Vorgrunde zeichnen sollte.

Rabbi. Aber überhaupt ist in seiner Epopöe zu viel Gerüst und zu wenig Gebäude; zu viel Rede und zu wenig Handlung. Wie vieles davon kann man wegnehmen, ohne Schaden, ja vielleicht zur Schönheit des Ganzen. Euer Jesus wird entweder über der Menschheit geschildert, oder mit dem vollen weichen Herzen, das da spricht, und duldet, aber zu wenig handelt. Wer ihn nicht zum voraus aus den Evangelisten kennet, wird ihn aus diesem Gedicht nicht in seiner ganzen Größe kennen lernen.

Christ. Vielleicht haben Sie noch zu viel Geschmack an dem Parenthyrsus in Bildern, den man Ihrer Nation vorwirft; vielleicht ist die Hoheit Jesu mehr eine stille Größe! Nur freilich dürfte sich diese mehr im Antlitz, in Mienen und Gesprächen, als in den menschlichen charakteristischen Handlungen zeigen, die eben nicht Wunder seyn dürfen.

Rabbi. Sind nicht seine Engel größtentheils das im Gedichte was sie in den Kupfern sind: weibische, zarte, liebe Knaben, die schweben und umherflattern, ohne recht in den Kerninhalt des Stücks eingeflochten zu seyn; Maschinen, die ihr poetischer Schöpfer nicht zu brauchen weiß. Wenig von dem Hohen was ein Engel hat, wenn er nach dem A. T. auch nur der Fürst eines Elements, der Regent eines Landes, und der Statthalter Gottes in einem wichtigen Auftrage ist.

Christ. Freilich macht K. zwar einen Unterschied zwischen einem Gedicht das aus gewissen Geschichten des ersten Bundes genommen würde, und einem so das Innere der Religion näher angeht," und zwar einen Unterschied in Absicht auf die „Weltlichkeit," wie ers nennet; allein dem unbeschadet kommt es mir vor daß er bei dem Innern zu sehr das Aeußere vergessen, und da er sein Hauptaugenmerk nur immer auf Moralität gerichtet, es mit seinen Engeln manchmal vergißt, was er selbst sagt [1]: „Ein Engel soll mehr als ein Jupiter seyn, der eben gedonnert hat."

Rabbi. Ueberhaupt hat K. das System des alten Bundes bei seinen Engeln beinahe ganz verändert, und wirklich zum Schaden eines sinnlichen Gedichts, das sich nach dem orientalischen Geschmack bequemen soll. Er meint, „man müsse der Religion, nicht aber der Schreibart der Offenbarung nachahmen; es sey denn die Propheten, sofern ihre Werke Meisterstücke der Beredsamkeit sind." Sind ihre Werke Beredsamkeit, so sind sie gewiß nicht Meisterstücke; als Meisterstücke alter orientalischer Gedichte hätte er ihnen nachahmen sollen, sonst ist sein Gesichtspunkt ganz verwerflich.

Christ. Und seine Hölle! — Immer wird es mir schwer bloß reine Geister zu denken (die wenigstens nicht so sinnlich als wir sind), die aus einem innern giftigen Principio des Neides, gegen einen Gott den sie zu sehr kennen, und gegen einen Messias von dem sie zu wenig wissen, aus Grundsätzen, so unvernünftig, und ohne wahrscheinlich gemachte Triebfedern so boshaft handeln werden. Alles wozu er jetzt die Teufel braucht, hätte er aus der menschlichen Seele und das mit mehrerer sinnlichen Rührung hervorwickeln können. Aber er wird sie brauchen, um den Triumph Jesu über sie zu zeigen.

[1] Nord. Aufseh. Th. 3. St. 110.

R a b b i. Aber um eben diesen zu zeigen, hätte er sie mehr sollen unternehmen lassen. Zu der poetischen Bosheit, die er ihnen beilegt, gehört auch mehr Klugheit und Sphäre zu wirken; und die legt ihnen unser Gesetz auch immer bei. Das wäre ein Triumph, wenn der Teufel mehr der Gott dieser Welt, der Herr der Elemente, der Gewalthaber über Tod und Unglück wäre (wie ihn doch das A. T. und selbst die Meinungen des damaligen Zeitpunkts darstellen), den nachher Jesus überwände.

C h r i s t. Hier hätte kein Milton vor K. seyn sollen. Dann wäre die ganze Hölle nach andrer Bauart angerichtet; nicht im Anfange so prächtig eröffnet, um immer Episode zu bleiben; nicht so viel Himmel und Gesandtschaften. K. zeigt gegen den Britten, was ein Philosoph mit Grunde behauptet: „wenn ein Engländer und Deutscher das Erhabne schildert, wird jener es furchtbar und schreckhaft zeichnen, dieser aber auf die Pracht verfallen."

R a b b i. Ueberhaupt hätte Klopstock sich mehr nach Nationalmeinungen, dem poetischen Sinn des A. T. und dem Geschmack der damaligen Zeit Mühe geben sollen. Befriedigen hat er eure Orthodoxie doch nicht können, und warum hat er sich denn nicht einige Schritte weiter von ihr entfernen wollen, der Poesie wegen. Sagen Sie mir es, Christ, mit einem Worte: „wozu leidet K. Messias?" mit einem Worte? Sie sind wirklich in Verlegenheit. — Sein Leiden vor Gott [1] ist mir nicht sinnlich begreiflich genug; und dieß ist doch der Mittelpunkt seines Gedichts.

C h r i s t. Das war freilich auf gut Jüdisch! Aber, mein heterodoxer Rabbi, erinnern Sie sich an jenes: Ne ultra! — Es mag immer wahr seyn daß K. oft das Erhabene und Moralische auf Kosten des Episch-rührenden treibt; aber das ist schon theils die Schwäche, theils die Mode unsrer Zeit, oder beides zusammen. Wer kann davor daß K. es für den letzten Endzweck

[1] S. Messiade 5. Ges.

der höhern Poesie hält nicht alle unsre sinnlichen Kräfte zu bewegen, sondern die moralische Schönheit." Sie sey das wahre Kennzeichen des Werths von jener.

Rabbi. Ja des sittlichen Praktischen, nicht aber des dichterischen Werths; ein Kennzeichen der Güte freilich, nicht aber der Schönheit und der höchsten Schönheit. Ueberhaupt verdient in vielen Stücken die Klopstock'sche Abhandlung von der heiligen Poesie gründlich geprüft zu werden; und vielleicht sage ich Ihnen ein andermal meine Gedanken darüber.

Christ. Und vielleicht zeige ich Ihnen künftig den Grundriß, den ich bei dem dritten Lesen des Messias entworfen. Jetzt haben wir nur immer Abwege oder Lücken, Fehler oder Schwächen gezeigt; mehr kann die Kritik nicht; aber das Genie ist's, was jene Abwege und Fehler vermeiden, und auch Lücken und Schwächen vollfüllen muß.

Rabbi. Desto lieber für mich, wenn ich Ihren Embryon vom Plan sehe! Vielleicht hat er mit den Fehlern auch die Schönheiten Ks. vermieden, unter denen seine Fehler ganz verschwinden. Nirgends ist K. größer als wenn er ein Kenner des menschlichen Geistes, jetzt einen Sturm von Gedanken und Empfindungen aus der Tiefe der Seele holt und ihn bis zum Himmel brausen läßt; wenn er einen Strudel von Zweifeln, Bekümmernissen und Aengsten erregt; wie Philo, der verzweifelnde Ischarioth, Petrus und insonderheit das große Geschöpf seiner Phantasie, Abadonna, zeigt.

Christ. Und im Zärtlichen sieht man K. immer sein Herz schildern: Benoni, Lazarus und Cidli, Maria und Porcia, Mirjam und Debora — alles vortreffliche und liebenswürdige Scenen. Ueberhaupt würde unser Gespräch, wenn es die Schönheiten auseinandersetzen wollte, sehr spät zu Ende kommen; alles ist bei K. in Theilen schön, sehr schön, nur im Ganzen nicht der rechte epische Geist.

Rabbi. Mir ging es eben so! Solange ich las, hatte ich sehr selten eine Kleinigkeit wider K. Hätten Sie mich damals um mein Urtheil gefragt, so würde ich schwerlich haben richten können, weil ich mich ergötzte, weil ich empfand. Freilich aber kam mir nachher das Ganze —

Christ. Wir vergessen aber daß dieß Ganze nur noch Fragment ist.

Rabbi. Nun dann! so wünsche ist ihm eine solche Vollendung als der Sohar vom Liede der Lieder sagt: „an dem Tag, da es vollendet ist, ist die Vollkommenheit und Schönheit selbst geboren!"

Von der griechischen Literatur in Deutschland.

A. Wie weit kennen wir die Griechen.

Die Griechen, die Lieblinge der Minerva, haben sowohl in der Kunst als in den schönen Wissenschaften mit solchem Glück gearbeitet daß das Ideal ihrer Werke und die schöne Natur selbst beinahe ein Bild ausmachen sollen. Wie Thucydides die Stadt Athen das Museum und Prytaneum der Griechen nannte, so ist aus Griechenland der Tempel und Hain der schönen Natur geworden, aus dem die meisten Nationen Europens, die nicht Barbaren geblieben, Gesetze und Muster bekommen haben.

Hier floß der Pierische Quell, aus dem Homer trank, und der Ungeweihten einen blassen Schauder einjagt; hier rauschen die Thyrsusstäbe dithyrambische Begeisterung in die Vertrauten des Dionysus, daß ihr Lied, mächtig wie der Gott, Tiger bezwang und Löwen bändigte; hier tanzen Nymphen und Grazien, und Amors schweben um ihren Anakreon in sanftem Fluge dahin, und jede seiner Melodien wird wie ein himmlischer Kuß der Liebesgöttin; olympische

Kränze fliegen um die Scheitel der Sieger, und ihr Laub hüpfet nach dem dorischen Saitenspiel Pindars; hier wetteifern die Hirten, und lauschend entkleidet die ganze Natur ihre Schönheit; hier tanzen die Chöre des Sophokles; hier das Odeum, die Gefilde der Musen —

Odi profanum vulgus et arceo
Favete linguis! Carmina non prius
Audita Musarum sacerdos
Virginibus puerisque cantat!

Ja! sie sind der Nachahmung werth, die Griechen mit ihrem feinen poetischen Sinne; sie, deren schönes Ideal ein Abglanz der Natur ist, wie die Sonne sich im klaren Bache spiegelt; deren dichterischer Grundriß von der Göttin Eunomia gezeichnet, und von ihrer Tochter, der himmlischen Grazie, ausgemalet worden; deren Bilder sich in den Glanz der Morgenröthe hüllen, deren Mund Melodie spricht — sie sind der Nachahmung werth.

Aber ehe wir sie nachahmen, müssen wir sie erst kennen. Wo sind die Lieblinge der Muse, die die griechischen Blumen und Früchte auf den Boden Deutschlands zu verpflanzen suchen? Welches sind die Schutzengel der griechischen Philologie? — Der unsterbliche Geßner, Ernesti und Klotz; ich will nur diese drei nennen, die viele Verdienste haben, die Griechen unter uns bekannter zu machen, aber meistens für das Große in Deutschland, bloß durch Ausgaben. Der erste ist Deutschland leider entrissen, der zweite hat sich, nach den Fußstapfen des erstern, den Weg kritischer Genauigkeit gewählt, und arbeitet in andern Bezirken; der dritte, von dem Deutschland noch weit mehr erwartet als er geliefert hat, ist ein feiner Kenner der Griechen, ein genauer Kunstrichter, er hat Verdienste durch seine Ausgaben, und durch seine Urtheile; aber wie gerne wünschet man mehr eigene Arbeiten von ihm über die Griechen.

Wo ist ein Schutzengel der griechischen Literatur in Deutschland, der an der Spitze von allen zeige wie die Griechen von Deutschen zu studiren sind? Studiren heißt freilich zuerst den Wortverstand erforschen, und das so gründlich als es zu folgenden Stücken gehört; man suche aber auch mit dem Auge der Philosophie in ihren Geist zu blicken; mit dem Auge der Aesthetik die feinen Schönheiten zu zergliedern, die den Kritikern sonst gemeiniglich nur im Uebermaß erscheinen; und dann suche man mit dem Auge der Geschichte, Zeit gegen Zeit, Land gegen Land, und Genie gegen Genie zu halten.

Diderot erdichtet sich eine Gesellschaft Menschen, jedweder mit einem Sinn: und jeder ist ein Narr des andern — ein Bild dessen, sagt er, was täglich in der Welt geschieht! — und am meisten, kann ich dazu setzen, in der kritischen Welt; jeder hat einen Sinn und urtheilt vom Ganzen. Der Franzose zergliedert höchstens einige Schönheiten flüchtig, bildet seinen Autor nach dem Geschmack seines Landes und glaubt sich alsdann schon als den besten Kunstrichter; den Wust lateinischer Wortkritiken sieht er für Schlamm an, wobei er sich verekelt. Wiederum der holländische und deutsche Wortgelehrte sieht jenes seine französirenden Anmerkungen für noch etwas ärgeres als Schlamm an. Der Franzose sagt: ja, davon wuchsen Blumen und Früchte! und der Deutsche: das meinige ist nicht fruchtbar, aber reinigend! Jeder schließt nach seinem einzigen Sinn.

Aber warum hat man denn nur einen? Wie? wenn viele Wortrichter schon vorgearbeitet — wenn die Franzosen ihre ästhetischen Bon-mots nun denn oft genug wiederholt, und durchgearbeitet — wenn die Britten die historische Seite in Erklärung der Alten noch mehr werden erleuchtet haben; wird alsdann nicht ein Zeitpunkt für die philosophischen Deutschen kommen, die Vorarbeiten aller dieser zu nützen, und ein ganzes philosophi-

sches Gemälde über sie zu entwerfen? Jene haben schon viel vorgearbeitet; wir auf unserm Geschäfte bleiben etwas nach, und vielleicht dürften folgende drei Bemühungen uns näher bringen.

Wie? wenn uns jemand das Geheimniß der schönen Wissenschaften so aus den Griechen aufschlösse als Baumgarten es aus den Lateinern zu eröffnen anfing, und Home es aus seinen Engländern gethan? Nicht bloß die Veränderung und Neuheit des Gesichtspunktes würde der Aesthetik gewaltig nützen, sondern der Verfasser würde auch, wenn dieß Buch, in welchem die Baumgarten'sche Aesthetik sehr genützt werden könnte, auf Akademien zum Grunde läge, viel zur Umbildung des Geschmacks beitragen. Es würde die Lehrbücher verbannen, die die französischen oder deutschen Scribenten zu ihren Grundfaden wählen, durch die sie Anmerkungen nach der Mode durchschlagen; es würde eine Liebe zur Philologie einflößen, auf den griechischen Parnaß völlig aufzuklimmen, an dessen Fuß man schon so schöne Blumen findet; es würde an einen philosophischen Geschmack gewöhnen, der in Lesung der Alten sehr nützlich und nothwendig ist.

Eine zweite höhere Stufe: wenn sich Uebersetzer fänden, die nicht bloß ihren Autor studirten, um den Sinn der Urschrift in unsre Sprache zu übertragen, „sondern auch seinen unterscheidenden Ton fänden, und die sich in den Charakter seiner Schreibart setzten, uns die wahren unterscheidenden Züge, den Ausdruck und den Farbenton des fremden Originals, seinen herrschenden Charakter, sein Genie und die Natur seiner Dichtungsart richtig ausdrückten." — Dieß ist freilich sehr viel; aber für mein Ideal eines Uebersetzers noch nicht genug. Die meisten Uebersetzer wollen doch gern ein Wort mitreden, in der Vorrede, in kritischen Noten, oder im Leben ihres Autors; und die meisten reden in der Vorrede Complimente, oder von den Ausgaben ihres Autors; in den Noten aber oft langweilige Erklärungen, die dem Leser keinen guten gesunden Hausverstand

zutrauen, oder Zänkereien, die ihn noch weit weniger angehen, oder ein Kram von philologischer Gelehrsamkeit. Endlich wird das Leben des Autors dazu übersetzt, und so ist ein Buch fertig: für den Uebersetzer Tagelohn, für den Verleger Meßgut, für den Käufer ein Buch in seine Bibliothek; für die Literatur? nichts! oder Schade! Null oder negative Größe. Aber —

Wenn uns jemand den Vater der Dichtkunst, Homer, übersetzte: ein ewiges Werk für die deutsche Litera ur, ein sehr nützliches Werk für Genies, ein schätzbares Werk für die Muse des Alterthums und unsre Sprache, ja, sowie Homer lange Zeit die Quelle aller göttlichen und menschlichen Weisheit gewesen, sowie er der Mittelpunkt der griechischen und römischen Literatur wurde, auch das größte Original für die unsre — — alles dieß kann eine Homerische Uebersetzung werden, wenn sie sich über Versuche erhebt, gleichsam das ganze Leben eines Gelehrten wird, und uns Homer zeigt wie er ist, und was er für uns seyn kann. Wie sehr haben uns die Engländer hier schon vorgearbeitet? Thomas Blackwells Untersuchung über das Leben und die Schriften Homers (und leider! ist dieß schätzbare Buch, das in England so hoch aufgenommen ward, kaum halb ins Deutsche übersetzt), eine Untersuchung, die sich den hohen Satz aufgibt: „welch ein Zusammenfluß von natürlichen Ursachen konnte den einzigen Homer hervorbringen?" die diesen Satz aus den Geheimnissen der griechischen Literatur-Geschichte mit wahrem kritischem Geist erklärt, und zum Homer ein Schlüssel ist — Diese Abhandlung sollte statt Einleitung seyn; eine Einleitung, die fast nie so nothwendig ist als wenn wir uns dem ältesten, dem göttlichsten, dem unübersetzbaren Homer nähern. Nun folgen die wichtigsten Untersuchungen der Alten über den Homer, und was er bei ihnen alles geworden ist, was er bei uns seyn kann und soll; wie wir ihn ohne Mißbrauch nützen müssen, ohne doch jemals Homere werden zu können.

Dieß ist der Eingang; und die Uebersetzung? Beileibe muß sie nicht verschönert seyn, wie noch jetzt die neue Bitaube'sche als ein Gräuel der Verwüstung dastehet. Die Franzosen, zu stolz auf ihren Nationalgeschmack, nähern demselben alles, statt sich dem Geschmack einer andern Zeit zu bequemen. Homer muß als Besiegter nach Frankreich kommen, sich nach ihrer Mode kleiden, um ihr Auge nicht zu ärgern; sich seinen ehrwürdigen Bart, und alte einfältige Tracht abnehmen lassen; französische Sitten soll er an sich nehmen, und wo seine bäurische Hoheit noch hervorblickt, da verlacht man ihn als einen Barbaren. — Wir armen Deutschen hingegen, noch ohne Publicum beinahe, und ohne Vaterland, noch ohne Tyrannen eines Nationalgeschmacks, wollen ihn sehen wie er ist.

Und die beste Uebersetzung kann dieß bei Homer nicht erreichen, wenn nicht Anmerkungen und Erläuterungen in hohem, kritischem Geiste dazu kommen. Wir wollten gern mit dem Uebersetzer diese Reise thun, wenn er uns nach Griechenland mitnähme, und die Schätze zeigte die er selbst gefunden. Als Leute, die dieses Reisens nicht sehr gewohnt, zum Theil daran verekelt sind, mache er uns aufmerksam, führe uns als Kundschafter umher, die sich nicht um Schulgeschichten und Wortklaubereien, sondern um das ganze große Staatsgeheimniß der griechischen Literatur bemühen. Man weiß was französische Anmerkungen des Geschmacks über die Alten sind; meistens Zergliederungen einzelner, und oft unwesentlicher Schönheiten, die ihrem Publicum zur Zerstreuung, Erholung und Ergötzung geschrieben sind. Man weiß, wie Schulmänner die Alten erläutern. Man kennt die Grimm'schen Noten zum Anakreon; und die Ebertschen zu Young; man kann also aus einer Morgenröthe auf den völligen Sonnenanbruch schließen, wie durch Homer ein Publicum könnte gebildet werden, nach griechischem Geschmack. Ich würde nicht gerne Poesie und Hexameter bei dieser Uebersetzung vermissen, aber Hexameter und Poesie im griechischen Geschmack;

sollte es auch nur Gelegenheit geben, uns immer aufmerksam zu machen, wie weit unsre Sprache und Poesie hinten bleibe. — Es ist viel was ich aufgebe, aber durch alles dieses werden die Schönheiten kaum einigermaßen ersetzt, die im Homer unübersetzbar bleiben.

Um dieß mehr ins Licht zu setzen, füge ich ein Urtheil des Geschmacks über einige neuere Uebersetzungen der Griechen, und also zuerst über Steinbrüchels Uebersetzung des Sophokles und Euripides dazu. Ich kann sie nämlich, um vollständig davon zu urtheilen, jungen tragischen Genies, Liebhabern der Griechen und deutschen Sprachrichtern in die Hände geben. Was werden diese darüber urtheilen?

Den Genies, die bloß ätherisch lesen, ist sie eine sichere Handleiterin zu einer klaren Quelle. Sie sehen den tragischen Geist der Griechen, lernen das Eigenthümliche ihrer Denkart und ihrer Rührung; können ihre Einfalt und ihre Zusammensetzung, ihre Anlage und Fortleitung bis zur Erreichung des Zwecks verfolgen; aber wo wird in ihnen der griechische Geist der Tragödie aus ihren patronymischen und mythologischen Geschichten entwickelt? Und wo ist dieß mehr nöthig als in den Chören, die ganz in die griechische Laune verwebt sind? Bei allem schweizerischen Schwulst hört ein Genie wohl die wahre Sprache des griechischen Kothurns, in ihrer ganzen Schreibart, und in den Bindungen die dem poetischen Ohr im Griechischen so stark tönen als sie sich im Deutschen in die Prose verlieren? Entgeht uns bei den Chören nicht das Colorit, der Schwung, der theatralische Tritt, die musikalische Harmonie ihrer Originalsprache völlig, von denen sich noch eins und das andre durch das Klopstock'sche freie Sylbenmaß hätte retten lassen? Ein deutsches Genie versuche es nach Steinbrüchel tragische Chöre nachzubilden; werden sie wohl im griechischen Geiste seyn? Indessen gebe ich zu daß St. durch seine Ueber-

setzung weit mehr Original ist, da er Deutschland mit den größesten tragischen Poeten bekannt macht, als wenn er uns zehn mitleidige Schweizertragödien nach griechischer Manier gegeben hätte. Von den Griechen hat unser Theater noch am wenigsten, oder lieber gar nichts gelernt.

Die Liebhaber der griechischen Literatur legen ihn aus der Hand! Man sucht vergebens etwas, das uns das Genie der Griechen, ihres Theaters, und den Charakter seines Autors zu kosten und zu schmecken gibt.

Und die Sprache? ist freilich in ihrem Dialekt unangenehm; nicht bloß die Schweizerwörter werden unausstehlich, sondern das Colorit der griechischen Einfalt soll durch eine übermäßige Farbengebung, die oft den Perioden verzerrt, ersetzt werden; da bleibt Sophokles gewiß nicht mehr die Sirene Griechenlands, wie ihn das Orakel nannte. — Aber die Kühnheit des Uebersetzers verdient Aufmunterung „die griechische Wortfügungen unsrer Sprache anpaßt;“ nur muß sie keine blinden Nachfolger haben, die ein Exempel sogleich zur erlaubten Gewohnheit machen, und gerechte Richter müssen seyn, die das classische Ansehen solcher Versuche beurtheilen.

St. fahre also in seinen Bemühungen fort, und lasse sich die Kritiken bloß zur Hülfe dienen. Auch Pindar — ein für die Deutschen so verschloßnes Buch, der den griechischen Nationalgeist so sehr in seiner Stärke zeigt, und für unsre dorische Sprache und Genies bildend genug seyn könnte — auch Pindar[1] muntre ihn auf, ein großer Uebersetzer, aber auch zugleich im griechischen Verstande ein Dolmetscher desselben zu werden. **In tantis voluisse, laborasse, sudasse, sat est.** Rühmlich kühn ist die Muse,

Pindarici fontis quae non expalluit haustus.

Statt daß ich jetzt ein Verzeichniß hinsetzen sollte, „welche Griechen und aus welchen Gründen sie zu übersetzen wären,“ will

[1] Lit. Br. Th. 2.

ich lieber die Uebersetzung des Tyrtäus,[1] und noch mehr Daphnis und Chloe aus dem Longus mit dem verdienten Lobe nennen. Auch mir thut es leid, „daß die ungenannten Uebersetzer nicht darauf gefallen sind den griechischen Text beidrucken zu lassen. Man sollte wirklich alle Gelegenheiten ergreifen, bei unsrer Nation die fast verloschene Liebe zur griechischen Sprache, deren Schriftsteller die reinsten Quellen des Geschmacks sind, in etwas wieder anzufachen. Wie rühmlich wäre es auf alle Art, wenn wir die englische Nation lieber in dem Studio der griechischen Sprache als in gewissen andern Dingen nachahmen wollten.“[2]

Wo ist aber noch ein deutscher Winckelmann, der uns den Tempel der griechischen Weisheit und Dichtkunst so eröffne als er den Künstlern das Geheimniß der Griechen von ferne gezeigt? Ein Winckelmann in Absicht auf die Kunst konnte bloß in Rom aufblühen; aber ein Winckelmann in Absicht der Dichter kann in Deutschland auch hervortreten, mit seinem römischen Vorgänger einen großen Weg zusammen thun.

Diese Geschichte der griechischen Dichtkunst und Weisheit, zwei Schwestern die nie bei ihnen getrennt gewesen, soll den Ursprung, das Wachsthum, die Veränderungen und den Fall derselben nebst dem verschiedenen Styl der Gegenden, Zeiten und Dichter lehren, und dieses aus den übrig gebliebenen Werken des Alterthums durch Proben und Zeugnisse beweisen. Sie sey keine bloße Erzählung der Zeitfolge, und der Veränderungen in derselben, sondern das Wort Geschichte behalte seine weitere griechische Bedeutung, um einen Versuch eines Lehrgebäudes liefern zu wollen. Man untersuche nach ihrem Wesen die Dichtkunst der Griechen, ihren Unterschied von den übrigen Völkern, und die Gründe ihres Vorzugs in Griechenland. Hier würde sich ein Ocean von Betrachtungen dar-

[1] Lit. Br. Th. 17, S. 11.
[2] S. 16.

bieten, wiefern ihr Himmel, ihre Verfassung, Freiheit, Leidenschaften, Regierungs-, Denk- und Lebensart, die Achtung ihrer Dichter und Weisen, die Anwendung, das verschiedne Alter, ihre Religion und ihre Musik, ihre Sprache, Spiele und Tänze u. s. w., sie zu der hohen Stufe erhoben haben auf der wir sie bewundern. Man zeige uns das wahre Ideal der Griechen in jeder ihrer Dichtarten zur Nachbildung, und ihre individuellen, National- und Localschönheiten, um uns von solchen Nachahmungen zu entwöhnen, und uns zur Nachahmung unsrer selbst aufzumuntern. Der Ausdruck, die Proportion, das Aeußere ihrer Werke werde erklärt, und mit unserm Styl verglichen. Alsdann von den verschiedenen Zeiten der griechischen Poesie, wiederum mit einer pragmatischen Anwendung auf unsre Zeit; wie die Römer von den Griechen gelernt haben, und wie wir von ihnen lernen sollen. — Ein Ocean von Betrachtungen, in den sich bloß ein Kenner der Alten, ein Weltweiser, ein geschmackvoller Kunstrichter, und ich möchte beinahe sagen, selbst ein Dichter wagen kann; ein Ocean, aus dem die meisten unsrer Weisen nur Tropfen kosten: an dem die meisten Dichter nur so trinken als die zum Siege bestimmten Streiter Gileads; und die Kunstrichter? — bringen dem Götzen ihres Aeons mit demüthigem Stolze eine Hand voll Wasser aus demselben dar, wie jener Bettler dem persischen Monarchen.

Ein Werk von dieser Art muß die Griechen unter uns bekannter machen, die wir so wenig kennen; es muß den Quell des guten Geschmacks öffnen, und uns von elenden Nachahmern der Griechen befreien; den ganzen Knoten muß es entwickeln; wie weit kamen sie? und warum so weit? — wie weit sind wir ihnen nach? wie viel weiter können und sollen wir — was werden wir nie erreichen? und warum nicht? —

Zufolge der Bemerkungen der Literaturbriefe über das Ideal[1]

[1] Lit. Br. Th. 7. S. 124. 125. Th. 9. S. 49. Th. 14. S. 252.

und die vollkommenen dramatischen und epischen Charaktere (Bemerkungen, die ich sehr schätze) hatte ich hier eine Abhandlung über das Ideal der Griechen in jeder Dichtart eingerückt, und mit dem Ideal unsrer ausgearteten Zeit verglichen. Bei der zweiten Umarbeitung meiner Fragmente vermehrte ich sie; allein bei der dritten — ließ ich sie aus, weil sie mir noch selbst auf Seiten der Griechen zu wenig genug that, und auf Seiten unsrer nothwendig hie und da frei werden mußte. Ich fahre also lieber im Tone meiner Fragmente fort und frage:

B. Wie weit haben wir sie nachgebildet.

1.

Wie weit sind wir denn im Nachbilden der Griechen? Vielleicht haben einige deutsche Genies in der Stille bloß unter dem Angesicht ihrer Muse die Alten studirt; vielleicht in der Stille ihnen Werke nachgebildet, die für uns griechische Schönheiten enthalten. Vielleicht [1] ist Bodmer unser Homer, Gleim unser Anakreon, Geßner unser Theokrit, der Grenadier unser Tyrtäus, Gerstenberg ein Alciphron, Karschin unsre Sappho, der Dithyrambensänger unser Pindar! Sehet da! ein glänzendes Siebengestirn, vielleicht vortrefflicher als jenes am Hofe des Philadelphus.

Bodmer und Homer! Nein, ich wage es nicht über zwei so ehrwürdige Greise zu urtheilen. Noah mag heiliger seyn, er mag moralischer seyn, ich finde doch nicht Antrieb ihn in irgendetwas mit Homer zu vergleichen, und zum Glück besinne ich mich daß er älter sey als der Zeitpunkt über den ich schreibe.

Aber Homer und Klopstock! Wo hat K. ein Homer seyn wollen? Nach seiner Abhandlung von der heiligen Poesie scheint er mehr vom Virgil zu machen, und ist auch eher Virgilia-

[1] Lit. Br. Th. 1. S. 31.

nisch als Homerisch. Vielleicht besingt er als ein heiliger Virgil die Gegenstände des Orients; und vielleicht reizt eben dieses Virgilianische mehr als das Seltene in seinem Gedichte. Aber Homer? Ja! wenn ich Klopstocks Inhalt der Gesänge lese, so denke ich (wer wird dieß nicht für wunderlich halten?), bei den Summarien denke ich noch an den Rhapsodisten; aber bei dem Gedichte selbst nicht mehr. Der große Reichthum von Worten, von schönem Ausdruck, von Malereien auf der Oberfläche, von ausgeführten Gleichnissen, reißt mich fort, daß ich nicht Aufforderung genug habe jenen griechischen Sänger in ihm zu suchen, der arm an Worten und reich an Handlung war; der jede Schönheit seiner Bildung tief einbrückt, und seine Ideen nicht malt, sondern mit lebendigen Körpern umhüllet, die von Morgenröthe strahlen. Vielleicht ist es für K. die größte Ehre, wie ich deßhalb an das Zeugniß eines Franzosen mich erinnere, [1] gar kein Homerisches Bild gebraucht zu haben; vielleicht ist es unsrer geistigern Zeit gemäßer daß er seine Bilder gleichsam unsichtbar in die Seele malet, sowie die sinnlichen Griechen sich an ihrem sinnlichen Homer ergötzten; vielleicht übertrifft das Moralische im K. alles schöne Sinnliche im Homer; ja vielleicht ist sein großes Talent die Seele zu schildern, mehr werth als alles im alten Griechen — alles dieses vielleicht sey meinethalben gewiß; eine so nützliche Untersuchung mag eine poetische Bibliothek zur Ehre der Deutschen anstellen. [2]

Ich schweife hier lieber auf den Machtspruch eines Kunstrichters aus: „Homer ward eben so wenig von allen Griechen verstanden, als K. von allen Deutschen; [3] die wahren Kenner der Dichtkunst sind zu allen Zeiten in allen Ländern eben so rar als die Dichter selbst gewesen! so ist es wirklich!" Ungeachtet dieses Wirklich hier als

[1] Bitaubé in seiner Uebersetzung Homers.
[2] Lit. Br. Th. 19. S. 155. 156.
[3] Lit. Br. Th. 1. S. 49.

ein Amen stehet, so will ich doch eben nicht im zweiten Chor antworten: *Amen!* sondern etwas ausnehmen.

Daß *alle* Griechen den Homer verstanden, wer wird dieß behaupten der jemals die Griechen auch nur von ferne gesehen? Der da weiß daß jede Sprache alle Viertheil-Jahrhunderte sich merklich verändert; und der die Zeit des Homers kennt, wo die griechischen Staaten sich erst zu bilden anfingen, und also nothwendig mehr und wichtigere Veränderungen in der Sprache erfuhren als wir in einer gebildeten Sprache, und einem ruhigen Staat? Man muß also nothwendig eine Zeit festsetzen: wann wurde der Homer so und so wenig verstanden? Wie er sang? Nun! da sang er als ἄοιδος, und nothwendig also, wenn es damals καλούς κ' αγαθοὺς gab, die *gute hübsche Leute* bedeuteten, diesen verständlich. Ist das Leben Homers wahr, das man dem Herodot zuschreibt, so zog er umher, fand in einigen Städten Beifall auf den Märkten, und Ehre in den Staaten; seine Sprache war göttlich, neu, aber im Ganzen verständlich, weil damals noch nicht ein Unterschied zwischen der Sprache der Weisen und des Volkes, zwischen der Denkart der Vornehmen und Geringen war; was Homer sang, war die Sprache der Götter und zugleich eine veredelte Sprache des Pöbels. Nur in einigen Republiken, wo die Mundart schon mehr politisch geworden war, da war seine Sprache *fremde, ungewöhnlich*. In dieser poetischen Zeit betrachtet, möchte also das *eben so wenig*, das der Kunstrichter behauptet, nicht genau eintreffen. Damals war seine Sprache eben die Sprache des Volks, die Kenner der Dichtkunst waren häufiger, und die Dichter selbst — wer die Dichterei der alten ῥαψωδῶν und ἀοίδων kennet, wird ihre Dichtkunst unmöglich mit der unsrigen vergleichen.

Meint aber der Kunstrichter die Zeit da Homer *gelesen* wurde, so trifft es eben so wenig ein. Die Glieder des Dichters wurden erst in der 61. Olympiade gesammlet, da er doch nach der

gemeinsten Rechnung immer vor den Olympiaden gelebt hat. Hier muß man nun ausmachen: wer waren die alle, die den Homer verstehen sollten? Ich nehme eine mittlere Größe an, laß es gute hübsche Leute gewesen seyn (καλοὶ κ'αγαϑοί)! Nun weiß ja aber, wer im Plato auch nur bis in die Mitte seines ersten Gesprächs gekommen, daß Hipparchus, der Sohn des Pisistratus, unter vielen andern Proben der Weisheit auch des Homers Bücher zuerst nach Athen gebracht, und die Rhapsodisten angetrieben sie bei den öffentlichen Spielen zu lesen — eine Gewohnheit, die nicht bloß bis an Platons Zeiten reichte. Wo sind nun die Panathenäa, wo unser Homer unserm Volk vorgelesen und erkläret wird? — Ich sage: erklärt ward, denn dieß zeigt Platons ganzes Gespräch: Jo — eine Unterredung, deren Name schon genug ist, daß jeder der sie gelesen das vorige eben so wenig einschränken wird. Mit welchem Enthusiasmus sprach Jo, im Namen aller Rhapsodisten, vom Homer? Konnte er ihn nicht bis auf ein Wort auswendig? War es nicht alle seine Arbeit, sein ganzer Lebenslauf vor dem Tode, und auf dem Leichensteine; dieser hat den Homer auswendig gewußt, am besten declamiren, am gründlichsten erklären können! Was richtete nicht seine Rhapsodie bei dem Volke aus? — Und das alles, ohne Homer mehr zu verstehen als unser Volk den Klopstock? Ich glaube, die Parallellinien neigen sich von einander; und sie entfernen sich merklicher. Daß Homer in den Schulen bei den Griechen gelesen wurde, sagt Xenophon, — doch nein! hier stoße ich auf eine Stelle, die vielleicht zwischen Wieland und Fll. Gelegenheit zum Streit über καλὸς κ'αγαϑὸς gegeben; ich setze also lieber das Zeugniß eines griechischen Ramlers hin, des sorgfältigen Isokrates: οἶμαι δὲ καὶ τὴν Ὁμήρου ποίησιν μείζω λαβεῖν δόξαν ὅτι καλῶς τούς πολεμήσαντας τοῖς βαρβάροις ἐνεκωμίασε. Καὶ διὰ τοῦτο βουληθῆναι τοὺς προγόνους ἡμῶν ἔντιμον αὐτοῦ ποιῆσαι τὴν τέχνην, ἔν τε τοῖς τῆς μουσικῆς ἄθλοις, καὶ τῇ παιδεύσει

τῶν νεωτέρων. Ἵνα πολλάκις ἀκούοντε τῶν ἔπων ἐκμανθάνωμεν τὴν ἔχθραν τὴν πρὸς αὐτοὺς ὑπάρχουσαν. [1]

Wo wird nun in unsern Schulen unser Homer in diesem Zwecke gelesen? Das Geschichtchen vom alten Homer weiß ein Knabe wohl aus seinen historiis selectis, daß Alcibiades jenem Schulmeister eine Ohrfeige gab, der nicht den Homer in der Schule hatte; Dummkopf, sagte er, auch deine Schüler willst du zu Dummköpfen machen? [2] Dieß Geschichtchen hat nun wohl ein Knabe gelesen, aber deutsche Homere? Viel eher, sage ich in der Angst, den griechischen selbst. Und noch weniger gilt der Einwurf den der Kunstrichter wider die Bekanntschaft Homers aus dem Xenophon macht, und, wie ich fast dazusetzen kann, myopisch macht. Man warf dem Sokrates vor: er habe Stellen aus dem Homer angeführt, nicht die an sich gefährliche Lehren enthielten, sondern die er in einem für den damaligen athenienſischen Staat gefährlichen Zweck angeführt. Nicht als hätte ihn Sokrates grammatisch oder poetisch mißgedeutet, sondern politisch übel angewendet. Daß ich nicht nach meinem lieben Eigensinn deute, sondern daß es Xenophon selbst sagt, zeigen seine Worte augenscheinlich: „Sokrates," so sagte sein Ankläger, „pflegt auch oft Homers Gedichte anzuführen, daß z. E. Ulysses den Vornehmern mit freundlichen Worten zugesprochen; wenn sich aber ein Geringerer unnütz machte, so schlug er ihn mit seinem Scepter und befahl ihm ruhig zu seyn. Dieß hat er so ausgelegt, als wollte der Poet man sollte die Geringern bloß mit Schlägen ziehen; allein, setzt Xenophon dazu, das hat Sokrates gar nicht gemeint, sondern rc." [3] Und was folgt hieraus: daß Homer Lehren wider den Staat enthielte? Gar nicht! sondern daß Sokrates seine Lehren wider den Staat aus einem bei dem Volke so viel geltenden Dichter zu be-

[1] Isocrates in Panegyr.
[2] Plutarch. in vit. Alcibiad.
[3] Im ersten Buch der denkw. Reden.

stätigen suche! Sagt der Ankläger daß Homer die geringern und ärmern Leute zu schlagen rathe? Nicht! sondern Sokrates mache dieses den geringern und armen Leuten glaubend!

Diesen geringern und ärmern Leuten konnte ja ein Sokrates leicht was glaubend machen, und Melitus mußte, als ein Verehrer des Homer, eben dagegen am meisten eifern daß Sokrates seine Lieblinge, die Dichter, so mißbrauchte. Die aufgebrachten Richter verurtheilten, ohne daß sie im Homer nachsahen ob dieß der wahre Verstand sey (das that hier ja nichts zur Sache), sondern weil er den Staat störte. Wenn sie auch Leute gewesen wären, mit denen man in der Jugend den Homer gelesen, so betraf es ja hier keine moralische Lehre, und noch weniger poetische Schönheit, sondern eine politische Situation. Und ich kann noch weiter gehen, wenn ich den fruchtbaren Folgerungen, die dieser Fll. bei seinen kritischen Streitigkeiten sonst reichlich bewiesen hat, nachahme; eben weil die Richter den Lieblingsdichter ihrer Jugend in Sokrates Munde so gemißhandelt sahen; eben weil sie viel von dem Ansehen eines Poeten zu befürchten hatten den jeder für göttlich hielt, den die *καλοι κ'αγαθοι* auswendig wußten — so nahmen sie die Sache so ernsthaft.

Ueberhaupt zeigt dieser ganze Proceß daß wir keinen Homer mehr haben können, dem die Ehrennamen: Vater der Weisheit, der Tapferkeit, der Dichtkunst, im hohen griechischen Sinne zukommen könnten; keinen Homer, der für uns so ein Original nach Sprache, Sitten, Geschichte, Fabeln und Melodie seyn kann, als es jener für die Griechen war. Jene liebten Heldenerzählungen von ihren Vorfahren aus einer alten Sage, Mythologien von Göttern, die ihre Väter, die Häupter ihrer Familien, die Stifter ihrer Staaten, und die Ueberwinder ihrer Erbfeinde waren — Unsere Leser der deutschen Homere gehen vermuthlich in Beinkleidern oder langen Röcken nach französischem Schnitt; sie lesen

statt Mythologien Gellert'sche Fabeln, und statt Hexameter und Rhapsodien singen sie Kirchenlieder. Nach der Bekanntschaft und Bildung des Geschmacks ist entweder Gellert unser Homer, oder er soll noch geboren werden. Denen die darüber staunen wie Gellert und Homer zusammenkommen, schreibe ich eine Stelle ab, die richtig genug ist: [1]

„Für ganz Deutschland ist es, ohne Widerspruch, Gellert, dessen Fabeln wirklich dem Geschmacke der ganzen Nation eine neue Hülfe gegeben haben. (Fragt die erste, die beste Landpredigerstochter nach Gellerts Fabeln? die kennt sie — nach den Werken andrer unsrer berühmten Dichter? kein Wort.) Nach und nach haben sie sich in die Häuser eingeschlichen. Dadurch ist das Gute in der Dichtkunst in Exempeln und nicht in Regeln bekannt, und das Schlechte verächtlich gemacht worden. Denn der Geist und der Geschmack einer Nation sind nicht unter ihren Gelehrten und Leuten von vornehmer Erziehung zu suchen. Diese beiden Geschlechter gehören gleichsam keinem Lande eigen. Aber unter dem Theil der Nation liegen sie der von fremden Sitten und Gebräuchen und Kenntnissen noch nichts zur Nachahmung sich bekannt gemacht hat." Das ist nun Gellert in Absicht des Geschmacks — aber was war Homer in Absicht der Religion, der Künstler, der Dichter, der Redner, der Weisen, der Sprache, der Sitten, der Erziehung, für die καλοὺς κ'αγαθοὺς der Griechen?

Dieß böse griechische Wort verfolgt mich, so sehr ich vor ihm fliehe, und mein Knoten ist nicht eher aufgelöset, bis es bestimmt ist. Denn so fragt der Kunstrichter: [2] „Ist es wahr daß die alten Griechen ihre Jugend aus dem Homer Weisheit lehrten? Und wurde Homer auch nur von allen denen verstanden welchen das Beiwort καλοὶ κ'αγαθοὶ zukam?" — Seine Frage ist so viel als

[1] Abbt vom Verdienst, S. 367. 77.

[2] Lit. Br. Th. 1. S. 46.

Nein; meine Antwort aber Ja! Aemilius Scaurus läugnet, Valerius bejahet; wem von beiden glaubt ihr Römer?

Außer dem was ich schon angeführet, kann ich mein erstes Ja mit folgender Stelle aus Xenophons Schmause gültig machen: „Mein Vater, sagt Niceratus, der mich zum tüchtigen, redlichen Mann (ἀγαθός) machen wollte, hielt mich an, alle Gedichte Homers auswendig zu lernen, so daß ich noch jetzt die ganze Iliade und Odyssee hersagen kann." — Hier war ein guter, hübscher Mann, der seinen Sohn auch dazu machen wollte, und ließ ihn also Homer lernen; so wurde also Homer mit der Jugend getrieben; so wurde er gewiß von denen verstanden, die gute, hübsche Leute waren, denn sie waren durch ihn dazu gebildet.

Aber heißt καλὸς κ' αγαθὸς ein guter, hübscher Mann, oder ist es ein Schweizer-Virtuose? Beide Parteien können Recht behalten, wenn sie sich anhören wollen; und wenn sie Staub unter die Augen streuen, [1] hat es vielleicht keiner von beiden. Mehr als ein guter, hübscher Mann, und weit weniger als ein Shaftesbury'scher Virtuoso, nach dem hohen Geschmacke unserer Zeit. Ich erinnere mich die Abhandlung eines Grammatikers über dieß Wort gesehen zu haben; und weil ich nicht gern thun mag was ein andrer vor mir gethan, so will ich nicht ein Register von den Stellen machen, wo dieß Wort vorkommt. Ich schreibe aus dem Gedächtniß.

In jeder Sprache müssen sich alle Wörter verändern die den eigentlichen Charakter des Zeitalters ausdrücken, und eben dieß dünkt mich von καλὸς κ'αγαθός. In den ältesten Griechen erinnere ich mich nicht es gelesen zu haben; es ist ein Wort aus dem Zeitalter der schönen Prose und der feinen politischen Sitten. In den Zeiten da ἀρετή, Tugend, noch allein Tapferkeit des Körpers und Geistes bedeutete, galt bloß ein braver Mann ἀγαθός. So wissen im Homer

[1] Lit. Br. Th. 1. S. 52.

die Helden kein besser Wort ihrer Würde als wenn sein Agamemnon oft genug sagt: ἀγαθός γὰρ εἰμι. So wenig hier das ἀγαθός eine moralische Güte bedeutet, zu einer Zeit wo Tapferkeit über alles galt, so wenig litte dieses Zeitalter καλοὺς κ'αγαθούς im feinen Verstande des Shaftesbury. Auch das Wort καλός hat diesen Ursprung gehabt, und wurde von den ἀνδράσιν ἀγαθοῖς gesagt, die in der Schlacht εὖ und καλῶς (tapfer) stritten. Aber mit der Zeit verfeinerte sich der Geist der Sitten; das Wort ἀρετή hieß Brauchbarkeit; das Wort ἀγαθὸς und καλός hieß ein tüchtiger Mann in Geschäften, und selbst der Ehrenname ἀνήρ verlor etwas von seiner Mannheit. Weil in der damaligen Zeit die Weisheit auch noch allein eine Dienerin des Staats war, so übernahmen es sich also die Weisen solche brauchbare Männer zu bilden, die redliche Menschen und tüchtige Bürger waren. So frägt Xenophon den Sokrates im Diogenes Laërtius: sage mir wie kann man ein καλὸς κ'αγαθός werden? Und dieser führt ihn in seinen Unterricht. So sagt Nicerat in der angeführten Stelle: mein Vater, der mich zum tüchtigen Mann (ἀγαθός) machen wollte, ließ mich den Homer lernen. So trugen es die Athenienser, die vorzüglich nach dieser politischen Cultur strebten, beständig im Munde (καλός κ'αγαθός); und es war bei ihnen, wie ein Scholiast sagt: summa omnis laudationis! Und also gewiß nothwendig mehr als ein guter, hübscher Mann bei uns.

Der Recensent will auch nur einen einzigen Beweis daß καλὸς κ'αγαθός etwas mehr als dieß bedeute? Wohl! es sey eben die Stelle, [1] in der er nichts als den guten, hübschen Mann finden will; Schade daß ich mehr darin finde, und eben die Beschreibung des καλοῦ κ'αγαθοῦ. Sokrates frägt den jungen Theages im Plato: τί οὖν; οὐκ ἐδιδάξατό σε ὁ πατὴρ καὶ ἐπαίδευσεν ἅπερ ἐνθάδε οἱ ἄλλοι παιδεύονται, οἱ τῶν καλῶν κ'αγαθῶν

[1] Lit. Br. Th. 1. S. 52.

πατέρων υἱέες; οἷον γράμματά τε, καὶ κιθαρίζειν, καὶ παλαίειν, καὶ τὴν ἄλλην ἀγωνίαν; Können hier *καλοὶ κ'αγαθοί* füglich gute, hübsche Leute bedeuten, wie wir dieß Wort brauchen? Nein! sie ließen ihre Söhne, um sie auch zu *καλοῖς κ'αγαθοῖς* zu machen, Wissenschaften (nicht bloß das ABC lesen und schreiben), die Musik, die nach der griechischen Denkart weit mehr schöne Kunst als bei uns, und von der Dichtkunst unzertrennlich war, und schöne Leibesübungen erlernen. Wer also seinen Verstand, seinen schönen Geschmack und seinen Körper ausgebildet hatte, der war ein attischer *καλοκἀγαθός*; er war weder ein Weiser, noch Dichter, noch Fechter; aber Anlage hatte er Weiser, Dichter und olympischer Sieger zu werden. Wer einen griechischen *καλὸς κ'αγαθός* in seinem ganzen Glanze sehen will, der lese, obgleich nicht das Wort selbst als Ueberschrift drüber stehet, einige Pindarische Oden auf seine griechischen Jünglinge, die doch mehr als gute, hübsche Jungens waren.

Aber freilich auch nicht Virtuosen im Wieland'schen hohen Gusto, oder lieber gleich im Geschmacke des Shaftesbury, dem Wieland nicht bloß den Begriff des Virtuosen, sondern auch die Analogie mit *καλὸς κ'αγαθός* abborgt. Dieser Weltweise, der den Platonismus nach dem Modegeschmack seiner Zeit einkleidet, und endlich auch in Griechenland diesen Lieblingsgeschmack findet, bestimmt seine Virtuosen so: [1] **the real fine Gentlemen, the Lovers of Art and Ingenuity; such as have seen the World, and informed themselves of the Manners and Customs of the several Nations of Europe, search'd into their Antiquities and Records; consider'd their Police, Laws and Constitutions, observ'd the Situation, Strength and Ornaments of their Cities, their principal Arts, Studies and Amusements; their Architecture, Sculpture, Painting, Music and their**

[1] **Characteristics Vol. 3. Miscell. Reflex p. 156. 182.**

Taste in Poetry, Learning, Language and Conversation. Mit diesem Begriffe vergleicht er nachher das honestum, pulchrum, *καλόν* der Alten, und philosophirt in seiner liebenswürdigen Laune Seiten fort. — Ob es nun gleich in Athen freilich auch ein Zeitalter gab, da die Liebhaberei der Künste, der Geschmack an Dichtkunst und den schönen Wissenschaften, der feine Ton im Umgange, und der Urtheilsgeist über Polizei und Alterthümer die herrschende Mode war; so kann ich mich doch nie überreden daß die *καλοὶ κ'αγαθοί* in dem weiten Verstande des Shaftesbury damals geblühet. Es scheint vielmehr dieser Philosoph sich selbst zu malen, und den Geschmack, der damals am Hofe Karls des Zweiten galt, bis zu einem gewissen Ideal zu erhöhen und zu verfeinern, das immer in den neuen Zeiten ein Muster eines brauchbaren, geschickten, angenehmen Mannes seyn kann, aber den Begriff des griechischen Worts immer umbilden muß, selbst wie es Plutarch und die neuern Griechen brauchen. Shaftesbury fordert zu seinem Virtuosen, wenn er in Griechenland existirte, freilich das Lesen des Homers, und das zwar als das erste ABC; aber ein moralisches Lesen des Homers? Ein himmelweiter Unterschied!

Wozu aber so viel über ein Wort? Ueber ein Wort das immer der Ausdruck ihres Charakters und der Gipfel ihrer Lobsprüche war, kann man nie zu viel sagen. Die Erklärung solcher Wörter schließt uns Denkart und Polizei, Laune und Sitten, kurz das Nationalgeheimniß auf, ohne das wir immer von einem Volke schief urtheilen, schief lernen, und unleidlich nachahmen. Ich würde es als einen Beitrag zur griechischen und römischen Geschichte der Literatur einem Manne von Philologie, Geschichtskenntniß und Geschmack empfehlen, der Metamorphose genau nachzuspüren, die im Griechischen die Worte: *ἀνήρ, ἄνθρωπος, 'αγαθός, καλός, φιλοκάλος, καλοκαγαθός, κακός 'επιχειράγαθος*; im Lateinischen: vir, homo, bonus und melior und optimus, honestus, pulcher und libe-

ralis, strenuus und dergleichen Nationalnamen erlitten haben, die die Ehre oder Schande ihres Zeitalters waren, und sich mit demselben änderten — So lernt man Völker kennen und nutzen. [1]

Ich will es hier nicht untersuchen wie weit einige Schweizer, z. E. Wieland, Iselin, Wegelin, Mably, uns wirklich Griechen zeichnen, [2] wenn sie ihre Erziehung und Politik uns anpreisen. Beinahe vom Diogenes dem Laërtier an findet man in den Griechen was man in ihnen finden will: verschönerte Gesichter, unerträgliche Idole, halb Ideal, halb griechisch, halb nach neuerer Form. Freilich können wir den Griechen vieles ablernen, freilich sie zum Muster nehmen; aber Nachbildungen müssen unserer Zeit gemäß seyn, sonst wird alles Carricatur! — Schon Plato und Xenophon malen uns den Sokrates verschieden; aber wenn Wieland [3] auftritt und sagt: „Seht! den Kopf des Sokrates!" — hier kann man, wie Marcell, dreist antworten: Wie? das ist Sokrates? jener liebenswürdige Widersprecher, jener ehrwürdige Unwissende, jener feine ironische Geist, und der redlichste Bürger, kurz! der weiseste unter den Weisen Griechenlands — das sollte Ihr Sokrates seyn? Nein, mein Herr! dieser unausstehliche Disputirer mit vollem Munde, dieser lächerliche Weisheit- und Tugendkrämer, dieser grobe Zänker und misanthropische Schimpfer ist ein Geschöpf neuerer Zeit, ein Weiser aus schweizerischen Republiken. — Und doch hat W. ja wirklich die Griechen gelesen? — quid fures faciant, audeant cum talia domini? — So sehr die Griechen ihren Homer nutzten, so wenig brauchten sie ihn auf Wieland'sche Art, denn Shaftesbury's Geist

[1] Man wird dieß wirklich zu kühne Urtheil in den Schranken nehmen, in denen es der Verfasser sagt. Auch Irrthümer können verjährt werden; und welche Begeisterung ist verzeihbarer und schöner als die für die Griechen? Vielleicht ist der Verfasser selbst in sie verfallen. (Aus den Zusätzen am Ende des dritten Fragments. Samml.)

[2] Lit. Br. Th. 1. S. 44. 50.

[2] Lit. Br. Th. 7.

und Schriften herrschten damals wahrscheinlich noch nicht bei der moralischen Bildung der Jugend; und die Art wie Sokrates aus dem Homer lehrt, und man ihn bei der Bildung der Helden und brauchbaren Jünglinge anwandte, ist ja augenscheinlich ganz was anders; und in vielen Stücken was anders als wir heut nachahmen können, wenn wir auch Homere hätten.

2.

Pindar und der Dithyrambist. [1]

Homere dürften wir also nicht eben haben, aber einen Pindar? Die Zeit hat dem Pindar eine seiner besten Kronen, und unter andern auch den siebenfachen Epheukranz der Dithyramben geraubt; — einer von unsern Dichtern setzt sich selbst dieß Siegeszeichen auf, und ruft: Macht Raum, Mänaden! Ist er der Vater Bacchus, oder trägt er bloß den Thyrsusstab um es zu seyn?

Zum voraus ein Wort in einer Parenthese. Ich glaube, wenige Beurtheilungen der Literaturbriefe sind so schielend und gebrechlich als diese, [2] die einem Lehrmeistertone sich nähert; die bei dem Geräusche arm, bei aller Pracht von Belesenheit und kritischer Einsicht kurzsichtig, und bei allen Planen und Vorschlägen dürre seyn möchte. Die angeborne Lebhaftigkeit des Recensenten verspricht dem Dithyrambendichter scharf zuzusetzen, und zuckt jedesmal zurück, um sich in Präceptorpredigten zu verlieren. Was soll die Frage heißen: kann man deutsche Dithyramben machen? Kann man nicht deutsche, so kann man auch keine malabarischen Dithyramben machen, was die Sprache betrifft; und bei Dithyramben dürfte diese

[1] Wenn in meiner Parallele das Raisonnement über den Charakter der Alten nicht vollständig ist, das thut nichts zur Sache Treu muß die Vergleichung seyn, und nach den Qualen schmecken, so ist der Zweck der Fragmente erreicht (Aus den Zusätzen am Ende des dritten Fragments. Samml.)

[2] Lit. Br. Th. 21. S. 39.

nur zuletzt in Betracht kommen. Was darf es der Recensent mit so vieler Gelehrsamkeit beweisen, daß wir keine Dithyramben übrig haben? Der Verfasser dürfte dieses ja aus dem lieben C. **Schmid** allenfalls wissen! Und womit beweiset es der Kunstrichter denn daß wir nach den überbliebenen Nachrichten keine Dithyramben machen **können**? — höchstens daß der Verfasser keine gemacht. Womit behauptet er es daß jeder neue Geschmack verkehrt seyn muß, der von den Regeln des weisen Alterthums abgeht? Warum ist ein deutsches Heldengedicht, eine Ode, eine Dithyrambe ohne griechische und lateinische Muster denn an sich unmöglich? Was thun die Pindarischen Oden des Leipziger Professors hier zur Sache? In welcher Classe muß denn der Dithyrambist sitzen, wenn er den Pindar intus et in cute kennen lernen, den ganzen Poeten in succum et sanguinem vertiren, und absolut erst nach zwanzig Jahren Imitationen nach der Pindarischen Digression über den Berg Aetna machen soll? Welch ein Schulton herrscht so durchgängig, so insonderheit S. 59—61! Welche Sammlung von Pindarischen Beiwörtern soll man (S. 70.) Friedrich geben? Wie lange muß noch der Dithyrambist Mythologie lernen, um nicht ihr System niederreißen zu wollen? Ist es wahr daß Pindar sich keine Inversionen des Fabelsystems erlaubt, und alles so stehen läßt wie es ihm vom Präceptor dictirt worden ist? — Und nun endlich die beste und geistigste Anmerkung wider die windigen, eitlen, jungen Menschen, die ihrem Mädchen zu gut Gedichte herausgeben — wobei freilich der Beweis mangelt daß der Verfasser der Dithyramben so ein windiger, eitler, junger Mensch sey, der eine Strafpredigt über sein Mädchen sechs Seiten lang anhören muß. Womit kann es der Recensent beweisen, daß Pindar in seinen verlornen Hyporchematen und Dithyramben in einem ernsthaften philosophischen Ton trunken geraset? Wie mag ein Compliment lassen, das man nicht aus freiem Willen, sondern aus Muß im Vorbeigehen macht? Und wie viel nimmt der Recensent

für ein Collegium, darin er zeigt wie man Pindars ganze Manier zu malen bis auf seinen Adler lernen soll, damit unser deutscher Horaz auch für den Dithyrambisten eine Ode weihen müßte? — Meine Parenthese wird lang; aber dem Recensenten würde die Antwort auf meine Fragen noch länger seyn, die ich auch, „aus einer mir angebornen Lebhaftigkeit, thue; nicht als Kritiken, sondern als eine kleine Hülfe, mich selbst auf den Weg zu bringen, und was ich denke zu sagen."

Ich bin nichts minder als der Verfasser oder der Vertheidiger der Dithyramben; ich habe selbst mehr wider sie als die Literaturbriefe, aber, wie ich hoffe, aus andern Gründen, und mit weniger Schulton. Unmöglich kann diese Beurtheilung von einem Verfasser der Literaturbriefe seyn; vermuthlich ist sie eingeschickt, weil ihr Ton gewiß zu merklich abweicht. — Aber genug! meine Parenthese ist zu Ende. Können wir Dithyramben machen? griechische Dithyramben im Deutschen machen? Original-Dithyramben machen?

Woher mag der Dithyrambe bei den Griechen entstanden seyn? Darf ich eine Hypothtse versuchen? — Hypothesen muß man versuchen wo man keine Nachrichten hat; wäre Demosthenes *περὶ διθυραμβοποιῶν*, oder Aristoteles größter Theil der Dichtkunst nicht verloren, so würden wir wissen, statt zu rathen.

Ein Volk in seiner Wildheit ist in Sprache, Bildern und Lastern stark; Trunkenheit und Gewaltthätigkeit sind die Lieblingslaster einer Nation, die noch Mannheit (*ἀρετὴ*) für Tugend, und trunkne Raserei für Vergnügen hält. Alle die feinen Schwachheiten waren damals noch nicht, die heitzutage unsere Güte und Fehler, unser Glück und Unglück bilden, die uns fromm und feige, listig und zahm, gelehrt und müßig, mitleidig und üppig machen. Diese Trunkenheit gebar wilde Vergnügen, den ungezähmten Tanz, eine rohe Musik, und nach der damaligen ungebildeten Sprache auch einen rohen Gesang.

Nicht an Altären, sondern in wilden Freudentänzen entsprang also die Dichtkunst, und so wie man die Gewaltthätigkeit mit den schärfsten Gesetzen bändigte, so suchte man die trunknen Neigungen der Menschen, die jenen entwischten, durch Religion zu erhaschen. Ihre Götter trugen damals Keulen und Blitze; die sanften Grazien waren noch nicht geboren; man verehrte die Kräfte der Natur; rauh war ihr Gottesdienst wie ihre Natur, durch Opfer und Trunkenheit — und unter den ältesten Göttern war immer auch ein Oenotrius, ein Weingott, man heiße ihn wie man wolle.

Jetzt wurde also die trunkne Dichtkunst an die Altäre zur Entsündigung geführt. Hier befahl die Religion ihnen Trunkenheit in Wein und Liebe, und ihre Trunkenheit bequemte sich also wieder der Religion. Ihr Gesang war voll von der thierisch-sinnlichen Sprache des Weins, und der Wein erhob sie wieder zu einer gewissen mystisch-sinnlichen Sprache der Götter; ein heiliger Gesang in doppeltem Verstande. Priester, zugleich Dichter und Staatsleute, webten aus Nationalsagen eine Mythologie zusammen, die sich zu ihren rauhen Gesängen bildete, mit denen sie als mit einem Zaume, mit einem Stück des Gottesdienstes, mit einem Zeitvertreibe und Vergnügen das Volk lenkten.

Linus, den wir im fernsten Schatten als den Vater der Dichtkunst erblicken, schrieb noch mit pelasgischen Buchstaben den Feldzug des Bacchus; Anthes, der Böotier, sang Bacchische Hymnen; Orpheus, der Bezähmer der Griechen durch Gesetze und Gottesdienst, weihte die Trunkenheit in seine eleusinischen Heiligthümer ein, um sie zu bezähmen, daher er auch ihr Opfer wurde; Musäus und sein Sohn Eumolpus sangen ebenfalls den Bacchus — kurz die ältesten Namen der Dichter, die beinahe selbst Fabeln sind, alle haben sich mit Bacchus beschäftigt.

Wozu sage ich alles dieses? Um zu zeigen daß der Dithyrambe aus den Zeiten der Wildheit und Trunkenheit seinen

Ursprung und Leben ziehe, daß wir also von ihm auch nach Beschaffenheit dieses Zeitalters urtheilen müssen. Entsprungen unter berauschten Tänzen des Volks, führte man ihn in die Tempel um ihn zu zähmen. Sein Inhalt, seine Sprache, Sylbenmaß, Bearbeitung, Musik, Declamation, alles zeugt von der Zeit die ihn hervorgebracht hat. Er mag nun in Theben, oder dem wollüstigen Korinth von einem oder dem andern erfunden seyn; genug, es war noch eine Zeit, da sich die Delphine von dem Arion, dem angegebenen[1] Erfinder, bezaubern ließen. Ich sage: sein Inhalt, denn da er den Vater des Weins, von seinem Blitzstrahle getroffen, mit brausendem Munde sang, und in einer ehrwürdigen heiligen Trunkenheit sang, so paßt er am meisten auf den Abgrund der Zeiten, da man aus Aberglauben die Kraft einer göttlichen Gegenwart fühlte; da man, mit starken, sinnlichen Empfindungen begabt, den Eindruck der Jugendlehren und Nationalsagen beinahe zu einer wirklichen Anschauung erhob; da man aus Unwissenheit nicht bloß die Fabelgeschichten als Wahrheiten glaubte, sondern mit der Einbildungskraft sie bis zum Leben ausmalte, und also die Begeisterung schmeckte, die Apoll über Pythische, Jupiter über die Sibyllen, Cybele über die Galler, und Bacchus über die Dithyrambensänger ausgoß. Daher naheten sich die letztern der Entzückung, die einer Raserei glich, *Διονυσοιο ἄνακτος καλὸν ἔξαρξαι μελὸς οἶδα διθύραμβον, οἴνῳ συγκεραυνωθεὶς φρένας*; daher fing er gemeiniglich mit dem begeisterten *ἀμφί μοι ἄναξ* an; daher jene Ausbreitung der Seele, die im Parenthyrsus der Trunkenheit und der Beschauung himmlischer Dinge ausrief:

Auditis an me ludit amabilis
Insania? Audire et videor pios
Errare per lucos;

[1] Wie Herodot anführt, den ich für mehr als Fabelschreiber halte.

daher jene göttliche Wuth:

— — — immanis in antro
Bacchatur vates, magnum si pectore possit
Excussisse Deum: tanto magis illa fatigat
Os rabidum, fera corda domans, fingitque premendo.

Und von dieser sinnlichen Begeisterung wurde die ganze Bearbeitung so belebt daß Plato dem Dithyramben sogar die Nachahmung absprechen will. Voll kühner Bilder und großer Anspielungen folgte er keinem weitern Plan als den innerlich die Einbildungskraft malte, äußerlich zum Theil das Auge sahe, und der Tanz forderte, und so ward er ein Gemälde der Einbildungskraft aus der Bacchischen Geschichte des Bacchischen Gottesdienstes, und des Tanzes, wo nüchterne Seelen wenig Verbindung, viel übertriebenes, und alles ungeheuer finden mußten. Und diese Bearbeitung, welcher Zeit war sie am angemessensten? Vermuthlich jener, da die Satyren-Possenstücke, die Komödien-Satyren, und Oden und Tragödien noch nicht geboren waren. Vor den regelmäßigen Stücken im schönen Styl mußte das große wüste Unregelmäßige vorangehen.

Und eben diesem Zeitalter ist auch die dithyrambische Sprache gemäß, die in Worten neu, kühn und unförmlich, in Constructionen verflochten und unregelmäßig war, eine Sprache, wie sie vor ihrer Ausbildung ist. Alsdann hat noch jeder Sänger das Recht neue Worte zu machen, weil man von ihnen noch keine gehörige Anzahl hat; sie können kühn zusamengesetzt seyn, weil Form und Lenkung nicht genug bestimmt ist. Hingegen eine völlig gebildete Sprache ist nicht dithyrambisch, sondern vernünftig und mit Gesetzen umschränkt.

So auch das Sylbenmaß: gesetzlos, wie ihr Tanz und die Töne der Sprache; aber nothwendig desto polymetrischer, tönender und abwechselnder.

So auch die Musik: die phrygische Musik, die rasend machte, die Steine belebte, zum Treffen und Siege rief, und Empörungen in der Brust anrichtete; die nachher abgeschafft wurde weil sie die Musik verdarb, die Plato aus seinem Staat und Aristoteles aus seiner Erziehung verbannte — kurz! die älteste und rohste Tonkunst.

Alles also, was zum *Διθυραμβῶδες* gehörte, Inhalt und Form, und Sprache und Musik und Sylbenmaß, trägt Spuren des sinnlichen Zeitalters mit sich, wo alles dieß, und dieß allein bei dem rohen Volke seinen Zweck erreichte, und hier ist die Erklärung des Proklus: *Διθύραμβος ἐστὶ κεκινημένος καὶ πολὺ τὸ ἐνθουσιῶδες μετὰ χορείας ἐμφαίνων, εἰς πάθη κατασκευαζόμενος, τὰ μάλιστα οἰκεῖα τοῦ θεοῦ.*

So war der Dithyrambe, ehe er völlig Nachahmung wurde. Als aber die Griechen in ein gesittetes Zeitalter übergingen, so ward ihre Religion über das Sinnliche mehr erhoben; ihre Begeisterung sank; ihre mehr gebildete Sprache entfernte sich von dithyrambischen Freiheiten; ihr Sylbenmaß ward bestimmter und gebundner; ihre Musik dorisch. Das wahre *Διθυραμβῶδες* war also vorbei, und man suchte es nachzuahmen. Daher kann Aristoteles den Dithyramben unter die nachahmende Poesie setzen, ohne doch dem Plato zu widersprechen, der das Gegentheil, wiewohl in ganz anderer Verbindung, sagt. Es blieb noch immer ein festliches Vergnügen sich in ihre Väterzeiten zurückzusetzen, und die Sprache, das Sylbenmaß, die Musik, die Denkart eines oder einiger verlebten Zeitalter zu gebrauchen.

In dieser mittleren Zeit, da sich das Dithyrambische gemildert hatte, mag es also die besten Gedichte dieser Art gegeben haben, die daher die Anfangsstücke verdrängten. Nachher aber trieben die folgenden die Kühnheit immer höher, um ihre Vorgänger übertreffen zu können; sie mischten (nach Platons Zeugniß in seiner Republik) alles unter einander, und gingen verloren, weil die damaligen Zeit-

alter zu sehr den Geschmack der Dichtkunst, den Geist der Religion, die Stufe der Sitten und der Sprache verändert hatten.

Daher legten sich auch, nach der wahrscheinlichsten Lesart im Cicero, die Römer weit minder (minus) auf die Dithyramben; bei denen der Atys des Catull nur ein weitläuftiger Verwandte der Dithyramben-Kühnheit ist. Der Himmel der Römer war nicht eigentlich mehr für diese Dichtungsart. Ihre Religion war geistiger und politischer; ihr Bacchus lange nicht der mächtige König der Griechen; ja selbst ihre kälteren Adern fühlten nicht mehr so stark den Blitzstrahl des Weines; sie ließen also die Reste der Dithyramben untergehen. Aristoteles bestätigt meine ganze Hypothese, durch die wenigen Worte, die er in seiner Dichtkunst vom Dithyramben einmischt, in dessen Stelle die Tragödien getreten seyn sollen.

Sollen wir also die Dithyramben zurückfinden? Erst beantworte man die kleine Frage: könntn wir denn Dithyramben machen, wenn wir die griechischen noch hätten? Von dieser Kleinigkeit hängt, wie ich glaube, alles ab; und ein Kenner der Griechen würde darüber den Kopf noch ziemlich schütteln. Wo ist bei uns eine Religion, die Bacchus zum Gott, und seine Gesänge ehrwürdig, heilig, göttlich macht? Der griechische Dionysos würde die Trauben unsres Landes und unsre Dithyramben wegwerfen, und ausrufen: procul profani! Wo ist bei uns der Geist eines Zeitalters, da eine Bacchische Begeisterung durch Wein und Aberglauben sinnlich gewiß, oder wenigstens wahrscheinlich würde? Die Begeisterung der Muse konnte bei einem Griechen so mächtig seyn als sie bei uns oft lächerlich wird, than jugglers talking too familiar. — Wo sind unsere Bacchischen Gegenstände, die Heldengeschichten, die bei den Griechen von Jugend an, durch Unterricht und Gedichte und Gesänge und Denkmale ihre Seele belebten? Unsere Trinker wird der Rausch auf ganz andere Gegenstände führen als auf eine Mythologie vom Bacchus, die für uns das Große,

das Poetischwahre, das dem Nationalgeist Eigne, und darf ich dazu setzen, fast ganz das Licht der Anschauung verloren hat! Wo ist die Bilderwelt, die Welt voll Leidenschaften, die Griechenland in seiner Jugend um sich sahe? Wir wandeln in einer politischen Wüste. Wo ist die Dithyrambensprache? Die unsre ist viel zu philosophisch altklug, zu eingeschränkt unter Gesetze, und zu abgemessen, als daß sie jene neue, unregelmäßige, vielsagende Sprache wagen könnte. Wo sind die dithyrambischen Sylbenmaße? da unsre Sprache und alle neueren selbst nicht einmal zum Hexameter, und noch minder zu den Sylbenmaßen des Pindars und der Chöre vieltrittig genug ist; und gegen griechische Dithyramben völlig ungelenkig lassen müßte. Wo sind denn bei uns die Tänze, die trunknen Bacchussprünge, an Freudenfesten? Der Dithyrambe gehörte ja sowohl zur mimischen als lyrischen Poesie, und wie könnten wir ihn also nachmachen, da wir die hohe Tanzkunst der Alten nicht haben, nicht kennen, und sogar selbst bei allen Nachrichten der Alten nicht durchgehends begreifen können — Und von ihr bekam er doch Geist und Leben.

Aber wenn wir ihn alsdann bloß als eine Sache der Nachahmung betrachteten, bei der wir zwar nicht eben die Ursachen, Zwecke und Hülfsmittel des Originals hätten, aber doch eine neue, eine bessere Art der Gedichte bekämen? — Kaum! Dithyramben, nach dem griechischen Geschmack nachgeahmt, bleiben für uns fremde. Das trunkne Sinnliche, was bei ihnen entzückte, wäre vielleicht für unsre feine und artige Welt ein Aergerniß; das Rasende in ihnen wäre uns allerdings dunkel, verworren und oft unsinnig, weil der Dithyrambist, der Weissager und Unsinnige mit zusammengeschlungenen Händen zu gehen scheinen, und ein elektrischer Funke nach ihren verschiedenen Körpern auch unterschiedene Wirkungen hervorbringt. Ihre Ungebundenheit würde für unsere grammatischen und ästhetischen Gesetzgeber wider die Regeln scheinen; die Einbildungs-

kraft würde der gesunden Vernunft und dem Senscommun unsres lieben Zeitalters Eintrag thun — Vielleicht trug alles dieß dazu bei daß die Dithyramben verloren gingen; und gäbe es einen Dithyrambensänger zu unserer Zeit — wir würden ihm einen Stier geben, um seinen βοηλάταν zu bezahlen und ihn reisen zu lassen. Weß aber sollte der Stier seyn den wir ihm geben? — Des Volks nicht; denn er schriebe ja Dithyramben, nicht zu tanzen und mimisiren, sondern zu lesen! Der Grammatiker auch nicht; die würden vielmehr wider ihn schreien! Der schönen Geister auch nicht; deren schönes Ideal möchte dadurch verletzt werden! Der ernsthaften Kunstrichter auch nicht — Er mache sich also fertig ohne Stier nach Hause zu reisen.

Aber wie? er singe nach dem Geschmacke seiner Zeit, mit einem kältern Feuer, ohne Gott Bacchus, ohne die dithyrambische Kühnheit und Sprache, deutsche Dithyramben? Deutsche Dithyramben sind ein Unding, gegen die Griechen betrachtet; und gegen unsre schon bekannten Dichtarten nichts neues. Ein solcher Dithyrambe nach dem richtigen Geschmacke unsrer Zeit, ohne Bacchus, ohne Tanz, ohne Begeisterung, ohne dithyrambische Sprache, in eingezognen Sylbenmaßen, gehört so wenig in den Bacchustempel als jene Geschenke in den Tempel des Mars nach einem griechischen Sinngedicht: [1] „Wer hing diese glänzenden Schilde, diese blutlosen Waffen, diese unversehrten Helme hier auf? Dem Menschenwürger Mars solchen häßlichen Schmuck? Will ihn nicht jemand aus meinem Tempel werfen? Ich erröthe ganz! Solche Verzierung gehört in eine Brautkammer, an den Hof, in die Trinksäle feiger Säufer, nicht an den Altar des Mars! Blutige Waffen, zerbrochne Schilde, durchstochne Helme, die sind mein Vergnügen!" — Alsdann sind solche deutsche Dithyramben nach einem feinen Ideal unsrer Zeit — entweder hohe Oden der Einbildungskraft — oder begeisterte Trink-

[1] S. Anthol. 1. B.

lieber; sie mögen seyn wie sie wollen. Alsdann sind Uz, Lessing, Weiße, Gerstenberg in seinem Gedichte Cypern, Schmid in seinem Noah dem Weinerfinder, der Verfasser der ersten Cantate zum Scherz und Vergnügen, unsre Dithyramben-Dichter, oder vielmehr unsre alten Trinkbrüder, die sich einen willkürlichen Namen geben.

Ich verzweifle also beinahe an Dithyramben, selbst wenn wir die griechischen hätten — Nun aber ist alles bis auf die wenigen Nachrichten verloren, die nicht einmal einen unterscheidenden Begriff von ihnen bestimmen. Ein Scholiast hat den andern ausgeschrieben; denn je weniger man weiß, desto mehr wiederholt man das wenige und ertappet vielleicht den Dithyrambendichter, sowie den Kometen, bloß in seiner größten Excentriciät. Horaz in seiner Ode über Pindar hat ja keine Definition geben wollen, und gewiß daran gar nicht gedacht daß jemand einmal jedes von seinen Worten auffädeln, und sich aus seiner Strophe einen Plan abzirkeln, einen Grundriß abzäunen würde, um in ihm künstlich zu rasen, nüchtern zu taumeln, bei Wasser ein regelmäßiges Evoë! zu rufen. Die meisten Poetikenschreiber halten sich bei der *πολυπλοκία* der Worte auf, gleich als wenn dieß ein Hauptstück und nicht eine nothwendige Folge des Dithyrambengeistes wäre.

Und überhaupt, da es schon eine kalte Begeisterung ist, die bloß aus Beispielen aufgewärmt wird, so ist's lächerlich sich ohne Beispiele, durch Regeln, oder vielmehr ohne Regeln durch kleine Nachrichten, entzücken zu wollen; über Flicknachrichten sich einen Weg zur Begeisterung bahnen, aus Lappland über Zembla nach dem Pindus reisen. Da hat der dithyrambische Hegesander recht:

μειραχιεξαπάται, καὶ συλλαβοπευσιλαβηταί,
λοξοματαιόσοφοι, ζηταρετησιάδαι.

Genug von diesen dithyrambischen Anmerkungen. Ich muß hier den Plan eines Freundes verrathen, der zu christlichen und

deutschen Dithyramben Risse und Versuche gemacht hatte, er die aus dem Innern unsrer Religion und Nation gezogen, die trunkne Gesänge einer heiligen Religions- und Staatsbegeisterung seyn sollten. Es erschienen unvermuthet Dithyramben, die zwar gar nicht in seinen Plan fallen, die ihm aber doch Gelegenheit zur Prüfung gaben, und ihm bei seinen Arbeiten das **nonum prematur in annum** riethen. Ich liefere also von diesem Freunde nicht seine paradoxen Dithyramben, sondern sein Urtheil über die erschienenen eines Ungenannten. Es ist frei, aber nirgends hinterhaltend.

Das Titelblatt verspricht uns Dithyramben, die Vorrede verspricht sie nur halb, und das Buch selbst liefert gar keine.

Zuerst: Der Kunstgriff uns seine Sammlung von Liedern als ein Ganzes in die Hände zu spielen, geht von der Einfalt der alten Dithyrambisten völlig ab, und von der Wahrheit selbst. Denn sind diese Stücke Theile zum Ganzen, weil sie auf einander folgen? So ist ja alles was ich in einen Band binden lasse, auch ein Ganzes; aber kein Oden-Ganzes. Ich glaube doch nicht daß, um einen Sprung zu thun, Sicilien mit Johann Sobieski und dieser mit Peter gränzet. Der soll mein großer Apoll seyn, der mir zwischen diesen Stücken Zusammenhang nach Zeit, oder Ort, oder Inhalt, oder nach den Gesetzen der Einbildungskraft findet. Vermuthlich aber nach den Gesetzen der Einbildungskraft — denn die erste Dithyrambe soll die Begeisterung wahrscheinlich machen. Nun! so hätte sie auch an die Jungfrau Maria gerichtet seyn können, um (alles zuzugeben) die folgenden Gegenstände zu besingen. Dieß wäre noch wenigstens ein erbaulicher Standpunkt gewesen, um nachher Kirchenseufzer an die heilige Mutter zu schicken — aber jetzt ist es widersinnig daß eine trunkne Mänade an dem Wagen Bacchus jetzt Erdbeben, jetzt eine Entsetzung der Festung, jetzt die Schöpfung eines Reichs, jetzt Krieg, jetzt Frieden singet, neun Uhrwerke ablaufen läßt, und alsdann von Bacchus höflich Abschied nimmt.

Folgt es wohl aus der Begeisterung des Bacchus, Krieg und Helden, bald dieß, bald jenes zu singen, was oft gar nicht in den Mund eines Säufers gehört? Die Mänade wird abenteuerlich, die sich jetzt an den Wagen des Bacchus dränget, den Augenblick am Hebrus und Rhodope, den Augenblick drauf bei Naxos ist, wo sie (die Weitsehende!) Tokai und den Rhein sieht, wo sie schwärmt, wo sie singen will, hochfahrend, wie die Schwingen der Windsbraut, wo sie, von Bacchus begeistert, ausruft: hört! und an ihren Begeisterer und an seinen Wagen nachher niemals denkt, kaum an ihn einmal im Vorbeigehen denkt, da er durch einen Zufall eben über Meißens Gebirge spazieren fährt, bis sie sich ihm endlich empfiehlt und mit ihrer Daphne forteilt; nun, Vater Bacchus, hilf! — Eine Mänade mit der Daphne! Eine Liebe zwischen zwei Mädchen! — Die gute Mänade muß sich vor dem Namen eines Bacchanten schämen.

Kein Ganzes also! und noch weniger ein Bacchisches Ganzes! Das begeisterte ἀμφί μοι ἄναξ der alten Dithyramben, schallt nie in unsern Ohren; nie singt die Mänade, als wäre sie am Wagen des Weingotts; gar kein Standpunkt, den die erste Dithyrambe angeben will, in allen Stücken. Ist es Bacchus, der da begeistert, oder bist du, liebe Muse,

> Thou that with Ale, or viler Liquors
> Didst inspire *Wythers*, *Pryn* and *Vickars*,
> And force them, tho' it was in spite
> Of Nature and their Stars, to write,
> Who, as we find in sullen Writs
> And cross grain'd Works of modern Wits
> With Vanity, Opinion, Want,
> The Wonder of the Ignorant,
> The Praises of the Author, penn'd
> By himself, or Wit-insuring Friend,
> Canst make, a Poet, spite of Fate — —

Der Bacchus dieser Mänade ist nicht der wahre Bacchus, nicht jener schöne griechische Knabe [1] „der die Gränzen des Lebens betritt; bei dem die Regung der Wollust, wie eine zarte Spitze der Pflanze, zu keimen anfängt; der, wie zwischen Schlummer und Wachen, in einen entzückenden Traum halb versenkt, die Bilder desselben zu sammeln und sich wahr zu machen anfängt, dessen Züge voll Süßigkeit sind, dem aber die fröhliche Seele nicht ins Gesicht tritt — —" Dieser schwindelt im Wagen; ihm glüht die Wange; er verschüttet den Becher; er lacht; er schlürft Tropfen! — Ein besoffener Satyr kann das seyn, nicht aber der griechische Bacchus! Ich rathe der Mänade ihm nicht zu folgen, damit es ihr nicht wie der Rhea gehe, die einen Kriegsknecht statt des Mars umarmte. — Und daß das gute Mädchen ihn wirklich verkannt habe, sehen wir aus der Dithyrambe, die Himmmelsstürmer! Hier hofften wir, hier wird im Streite Dionysus eine Hauptperson machen; wir werden ihn im ganzen Lichte sehen:

— — Διόνυσον ἐρίβρομον, εὐαστῆρα
Πρωτογονον, διφυῆ, τρίγονον, Βακχεῖον ἄνακτα,
Ἄγριον, ἄῤῥητον, κρύφιον, δικέρωτα, δίμορφον,
Κισσόβρυον, ταυρῶπον, ἀρήιον, εὔιον, ἁγνόν,
Ὠμάδιον, τριέτη, βοτρυφόρον, ἐρνεσίπεπλον.

Hier werden wir, wenn wir ihn mitten im Kampf erblicken, wie ihn die Alten malen, nicht ausrufen dürfen, wie jener Schiffer im Homer, [2] da er ihn ansahe: „Entweder Zeus ist er, oder der Apoll mit dem silbernen Bogen, oder Neptun; denn den sterblichen Menschen ist er nicht ähnlich, sondern den Göttern in Olymp!" sondern als den Allmächtigen, als den Bändiger der Riesen und Ungeheuer werden wir ihn sehen, oder, wenn alles mißglückt, so kennen

[1] Winckelm. Gesch. der Kunst. Th. 2.
[2] Hymne auf Bacchus.

wir wenigstens seinen tapfern Esel, dessen Geschrei dießmal siegbringend ist. — So hofften wir, aber alles vergebens! Die Riesen sind im Himmel; seine Zofe sieht zu, und ruft endlich mit offnem Munde:

> Welch ein Streit, o Liber!
> Sind Götter im Kampf mit Göttern!

Bacchus ermuntert sich aus seiner Schlaftrunkenheit, reibt sich die Augen, will nicht ins Feuer! endlich sehen wir ihn im Löwenpanzer (den er vermuthlich lange gesucht haben muß) — aber dem schläfrigen Helden zum Glück redet Zeus Gewittter, und Evan erscheint nicht eher bis die Feinde weg sind! — So unnütz ist er durchgängig; daher fragt die Mänade auch so wenig nach ihm, es sey denn, wenn er einmal Friedrich begegnet, und ausruft: das ist er, das ist er! daher gibt sie ihm auch den Abschied:

> Fahr hin, fahre hin, du Löwenbezwinger,
> Fahr hin, ich folge nicht mehr!

Nichts schlägt mehr fehl als wenn man die Bilderreihe, die Folge von Auftritten verfolgt, die innerlich die Begeisterung und äußerlich das Auge leiten, die das vollkommene dichterische Ganze bilden, was ein Gemälde weit übertrifft, was vom Tonkünstler Melodie borgt um sich zu beleben, was vom hohen mimischen Tänzer gleichsam Bewegung annimmt; kurz, was Handlung heißt, das wahre Kennzeichen des Bacchischen Propheten!

Ich nehme das beste und einzige dithyrambische Sujet in dieser Sammlung: die Himmelsstürmer, um dieß fortgehende Gemälde aufzusuchen. Im Anfange gar kein Standort, und kein Gesichtspunkt, den Pindar doch seinen verworrensten Oden so sorgfältig, und wenigstens am Anfange und Ende einwebt, aus dem er sie herführt, einigemal zurückleitet, und auf dem er sie krönet.

Mit güldenen Säulen wollen wir
Wie am prächtigen Palaste,
Den fest errichteten Eingang stützen;
Denn wer ein Werk beginnet,
Der mache vortrefflich den Anblick. [1]

Machen alle Dithyramben ein Ganzes aus, so taumelt die Mänade, nach dem Ende der vorigen Dithyrambe, an Bacchus Wagen, und

O Wunder!
Sie taumelt zurück in die Kindheit der Welt!
Entschlafne Aeonen vorbei.

So fiel jener Gascogner aus dem Fenster ein Maß von drei Jahren herunter! In die Kindheit der Welt zurücktaumeln! Ob Bacchus mit seinem Gefolge nicht selbst in die Kindheit der Welt gehört? Ist das Standort? Bacchus soll ja selbst im Treffen seyn; die Mänade soll ja den Sturm selbst sehen, nicht in Gedanken bis in die Kindheit der Welt zurücktaumeln; soll uns nicht etwas aus alten Aeonen erzählen, sondern vormalen, so vormalen daß wir nicht ihr Gemälde, sondern die Handlung selbst sehen. So macht es schon Pindar der Odendichter — und Pindar der Dithyrambist.

Die Handlung geht an: die Mänade sieht den Aetna rauchen; besinnet sich aber geruhig daß vormals ein Himmelssturm gewesen; sie macht uns also davon eine Erzählung, nüchtern, ohne Feuer und Gleichmaß; taumelt zwischen dem Präsens und Imperfectum; malt bald gegenwärtig, bald aus weiten Aeonen; ganz undithyrambisch schwankt sie zwischen der idealischen und sinnlichen Gegenwart. Jetzt sieht sie: der wurzelt den Kaukasus aus; den Augenblick vorher: ich sah die Himmelsstürmer! den Augenblick

[1] Pindar. εἰδ. 6 Olymp.

drauf: sie erthürmten sich Stufen, sie keuchten, sie schnoben — und plötzlich:

> „Welch ein Streit, o Liber!"
> Sind Götter im Kampf mit Göttern?
> Die Aegis klingt
> Und du Lyäus im Löwenpanzer!

Nun kommen wir endlich ins Feld, aber Schade! der Bacchante besinnt sich daß Zeus Gewitter geredet habe, daß die Gebirge gekracht! Plötzlich befällt ihn wieder der Paroxysmus: „und ihr, und ihr? wo seyd ihr? — Antwort: sie heulen ihm tief im Bauche." Elend! wie kann der Bacchante seinem Bacchus Triumph zurufen, dessen große Thaten er gar nicht gesehen? Hat er das denn in seinem Gesange gezeigt, was er nachher aufkreischt: Sie waren, sie kriegten, sie sind nicht mehr!

Und dieß ist noch, in Absicht auf die Oekonomie des *μύθος*, der beste Gesang; Leser! ich bereite dich bloß sie auch in andern zu suchen, und du wirst sie selten durchgeführt finden zu einem lebenden Ganzen. Sieht wohl die Mänade die Abreißung Siciliens? „Silen lehrte es ihr: jetzt (im J. 1766) liegt Trinakrien auf ihnen" — mit einem solchen Worte verliert die ganze Dithyrambe. Pindar ist seiner Sache gewisser; er will darauf vor allen Musen einen großen Eid thun: [1]

> *Οὐ φιλόνεικος ἐὼν*
> *οὔτ' ὢν δύσερις τις ἄγαν*
> *καὶ μέγαν ὅρκον ὀμόσσαις*
> *τοῦτό γέ οἱ σαφέως μαρτυρή-*
> *σω' μελίφθογγοι δ'επιτρέψοντι Μοῖσαι.*

Und hat der Bacchante wirklich die edle Begeisterung gefühlt, die stets nach der höchsten Blüthe greift, doch ohne Verzerrung des Arms. Sowie sein Bacchus im Parenthyrsus der Trunken-

[1] Pindar Od. 6. Olymp.

heit sich als den Lärmmacher zeigt, so ahmt sein Priester ihm nach, und macht überall ein Geschrei, das die Kälte erzeugt, die es verjagen soll.

Welche Trunkenheit!
Eleleu! welche Trunkenheit!

Ist dieß je die Sprache des Gefühls, der Trunkenheit, die sich nicht trunken fühlt!

Heiliger Schauer!
Schauer durchwühlet die Brust.
Wie sie schwillt!

Wer bricht je in diese Worte aus, der, sich selbst entrissen, empfindet und sieht! — Wenn man eine Sammlung unnatürlicher Ausrufungen lesen will, so hat man sie hier beisammen: bei Krieg und Frieden, bei Helden und Geschichten! — Nein! immer bleibt es doch wahr: das Feuer der Alten brennt; der Glanz der Neuern blendet höchstens, oder betrügt im Dunkeln, wie kaltes, todtes, aber leuchtendes Holz.

„Alle vortrefflichen Dichter singen nicht durch Künstelei, sondern durch göttliche Begeisterung; wie die Korybanten nicht mit kalter Seele tanzen, so singen sie auch nicht mit kalter Seele; sondern sobald sie in die verschlungenen Labyrinthe der Harmonie gerathen, so rasen sie, schwärmen gleich den unsinnigen Bacchanten, die in ihrer Begeisterung Milch und Honig aus Bächen trinken. — Auch die Dichter schöpfen aus Honigquellen, und brechen, wie die Bienen ihren Honig aus Blumen saugen, ihre Gesänge von den grünenden Hügeln der Musen. Wahrlich, ein Dichter ist ein flüchtiges, ein heiliges Geschöpf, das nicht eher singen kann, bis es, von einem Gott ergriffen, außer sich gesetzt wird. Alsdann singt jener Lobgesänge, dieser Dithyramben." [1] — In der That! ich wollte lieber diese wenigen Worte gefühlt, als alle zehn Dithyramben gesungen

[1] Platons Jo.

haben; und doch fand der so begeisterte Sokrates sich bloß tüchtig — Aesopische Fabeln zu schreiben. Also möchte mancher Dithyrambist auch in das Feld gehören mittelmäßige dialogische Fabeln zu schreiben, aber „vom Verfasser der Dithyramben."

Aus der Vereinigung der beiden berührten Stücke, der Begeisterung, die eine Folge von Gemälden leitet, entspringt das was man im Pindar als Unordnung bewundert, was man zu seinem Schwunge und den Sprüngen seiner Ode rechnet. Es ist immer ein besonderer Einfall, [1] den Einfall des großen Youngs von seiner Höhe abzubrechen, und im Pindar eine Aristotelische Logik zu suchen. Pindars Gang ist der Schritt der begeisterten Einbildungskraft, die, was sie siehet, und wie sie es sieht, singt; aber die Ordnung der philosophischen Methode, oder der Vernunft, ist der entgegengesetzte Weg, da man was man denkt, aus dem was man sieht, beweiset. Diese letzte im Pindar zu finden, ist noch wunderbarer als die Ordnung die Rückersfelder und E. Schmid in ihm fanden; sie aber, wenn sie auch in Pindarischen Oden wäre, auf Dithyramben anwenden zu wollen, verunziert viele Stücke, wo das historische Thema viel zu sehr durchschimmert, um das stattliche Gebäude zu seyn womit Pindar seinen Odenplan vergleicht. Wer auch nur von einigen Pindarischen Oden sich selbst völlige Rechenschaft zu geben weiß, wird das beständige Hüpfen und ruckweise Fliegen unsers Dithyrambensängers doch nicht mit dem gewaltigen Zuge des Pindarischen Adlers vergleichen, der sich nicht auf Noten und Phrases stützt, der nicht zurücksieht, ob man ihn auch erreiche, sondern

— — er glüht, er glüht,
Wenn er zur Sonne zielt, und in ihr Feuer sieht
Mit starkem unverwandten hellen Blicke,
Bis er am Thron des Zeus die siebenfache Last
Der Donner mächtig faßt. —

[1] De logica Pindari, ein Programm von eben dem Verf.

Wenn Pindar sich von seinem Punkte in der Einbildungskraft zu verlieren scheint, so findet er sich mit desto größerem Pomp, hier mit einem allgemeinen hohen Spruche, dort mit einer Anrufung an die Muse ꝛc. zurück. So fließt ein majestätischer Strom, reich um Arme auszulassen, und sparsam, sie wieder an sich zu ziehen, in seinem breiten Bette fort, und wälzt sich mit hundert Händen brausend vom Felsen herab, um sich im Thale zusammen zu finden; ein großer gewaltiger Strom, der Name seiner Gegend; — aber ein Regenguß, der sich aus den Wolken auf Sand ergoß, zerfließt mit hundert Aesten ohne Stamm im Sande; er verliert sich namenlos und ist nicht mehr.

Und wo ist des Dithyramben Sylbenmaß? Er spielt auf einer Pfeife mit zwei und einem halben Ton. Wo ist die Sprache? Wo verräth er die Freudentöne die ein allmächtiger griechischer Tanz belebte, der dem Bacchus nacheiferte, der die höchste Musik, die stärkste Declamation, die größte Dichterei vereinigte? — Dazu sind gar keine Gegenstände und Anlagen, und dem einzigen Johann Sobieski schenken wir seinen Tanz.

O Marsyas! so wirf die dithyrambische Flöte vom Munde, die dich wie den Alcibiades verunziert. Erst lerne von den Griechen Bacchische Gegenstände wählen; dränge dich zu ihren Chören, Festen und Tänzen; lerne den Vater des Weins in seiner ganzen *γένεσις* und in seinen Thaten kennen; koste aus den Dichtern, und aus dem dichterischen Plato etwas von dem heiligen Trank der Korybanten. Statt dich bei elenden Commentatoren aufzuhalten, die einander ausgeschrieben, lerne vom Pindar nichts sterbliches, zu sagen, und prüfe deine Versuche nachher nach dem was uns Lucian noch zu guter Letzt von den Griechen verrathen hat.

Τὸ διδάξασθαι δέ τοι
εἰδότι ῥαίτερον. Ἄγνω-
μον δὲ, τὸ μὴ προμαθεῖν.
Κουφότεραι γὰρ ἀπειράτων φρένες. [1]

[1] Olymp. Od. 8. S. 216 nach der Schmidschen Ausg.

Ich rufe dieß unverdeutscht dem Verfasser zu, dem ich aus vielen Ursachen wünsche Pindar zu seyn, theils weil wir ein gemeinschaftliches verschrieenes Böotien haben, theils weil in ihm allerdings Genie hervorleuchtet — zwei Ursachen, weßwegen Pindar seinem Landsmanne zurief: [1]

> Δόξαν ἔχω τιν' ἐπὶ
> Γλώσσᾳ ἀκόνας λιγυρᾶς,
> ἅ μ' ἐθέλοντα προσέλκει
> καλλιρόοισι πνοαῖς. Ματρομά-
> τωρ ἐμὰ Στυμφαλὶς εὐανθὴς Μετώπα.
> Ὄτρυνον νῦν ἑταίρους
> γνῶναί τ' ἔπειτ', ἀρχαῖον ὄνειδος ἀλα-
> θέσι λόγοις εἰ φεύγωμεν, Βοιωτίαν
> ὗν. Ἐσσὶ γὰρ ἄγγελος ὀρθός,
> ἠϋκόμων σκυτάλα Μοισᾶν, γλυκὺς
> κρητὴρ ἀγαφθέγκτων ἀοιδᾶν.

Würde ich die Himmelsstürmer singen, so singe ich an wo jetzt die Dithyrambe aufhört, bei dem Triumphliede nach der Schlacht. Hier würde ich, als Bacchante, mit meinen Schwestern, den Mänaden, alle Thaten unsers Königs und seines Silens, den Siegsbecher in der Hand, so herjauchzen, als Gerstenberg in seinen prosaischen Gedichten bei einem Mahle im Himmel die Götter singen läßt. Alles müßte Bacchisch seyn: der Nektar, die Ursache des Anfalls, und der Nektar, die Folge und der Nutzen des Siegs. Den großen Peter würden Mänaden singen, die bei dem ersten Bacchusfeste zu Astrakan, die Thaten dieses Noah, und alsdann auch die ganze Schöpfung Rußlands mit einer vergnügten Redseligkeit priesen. Meine Dithyrambe auf den Krieg würde einen Weinberg zum Standort haben, in der Nähe eine Schlacht; Bacchus erscheint: die Schwerter werden Thyrsusstäbe, die Berge voll Blut, Hügel mit Strömen

[1] Od. 6. Olymp. S. 160. 61.

von Blut der Trauben. — Die Friedensdithyrambe würde auch anders; und Peter Feodorowitz und Sobieski und Friedrich auch; Sicilien fiele weg — und im Detail müßte sich alles ändern, wenn nicht der Titel sine vitulo, ohne den Preis der Dithyramben bleiben soll.

Ich beschließe, da meine Beurtheilung schon eine Rhapsodie Pindarischer Stellen gewesen, für die Leser, die sich an so viel griechischen Worten geärgert, mit einem didaktischen Trinkliede, das freilich nicht so sehr vom Trinkliede abweichen möchte als die Dithyramben von ihren Originalen. Es hat zwar [1] „immer eine Schwachheit an sich, der die mehresten unsrer Poeten unterworfen sind (daher sind sie auch windige, eitle, junge Menschen). Es vertauscht offenbar den männlichen ernsthaften Lehrton gegen einen tändelnden;" aber wer kann sich helfen — es sagt doch die dithyrambische Meinung eines Freundes über griechische Dithyramben.

Dithyramben soll ich singen,
Hier bei deutschem Wein?
Nein, hier soll kein griechisch Lied erklingen,
Deutscher Vater Bachus! Nein!

Haben diese Trinkpokäle
Dithyrambenmaß?
Und daß ich Gesang des Bachus wähle,
Reichst du wohl, mein kleines Glas?

Um mich tanzt wohl eine Schöne
Dithyrambentanz?
Und erfängen mir Epodentöne
Diesen Kuß und die en Kranz?

[1] S. Lit. Br. Th. 21. S. 79.

O so mögen Epheukronen
Und ein hagrer Stier,
Alter Pindar, dir Gesänge lohnen;
Doch nicht Weiße, Uz und mir.

Deine Dithyrambenkränze
Hat die Zeit geraubt.
Sieh, Entkränzter! sieh, wie frisch ich glänze,
Ganz mit Rosenduft umlaubt.

Denn was gehn mich Türkenkrieger — [1]
Himmelsstürmer [2] an?
Peter [3] pflanzte Wein! — ha! nicht der Sieger,
Er, als Noah, ist mein Mann!

Daß der Krieg [4] die Hölle mehre,
Seufzt ein Kirchenlied!
Nur daß er auch Berge Wein verheere,
Darauf flucht mein heilig Lied!

Immer singe Friedrichs [5] Thaten,
Braver Grenadier!
Eins nur, den Regierer seiner Staaten,
Den Champagner! laß er mir.

Immer ras' auf Pindars Leier
Hohe Dichterwuth!
Mich — mich hitzt des Rheinweins edles Feuer
Bis zu eines Trinklieds Gluth.

Wenn denn dieß mir von den Spröden
Kuß und mehr erzwingt;
Wenn's dann den vom Wein entschwornen Blöden
Zitterndkühn zum Kelchglas bringt:

1 2 3 4 5 S. die Dithyramben.

O so könnt ihr rasend machen,
Die ihr rasend singt —
Laßt uns, Brüder! trinken, singen, lachen!
Da mein Lied den Becher schwingt!

3.

Anakreon und Gleim.

Zwei Vergleichungen sind mißlungen; aber der Tejische Sänger, milder und herablassender, macht mich kühn, ihn mit unserm Anakreon, dem lieblichen Gleim, zu vergleichen. Wir haben mehr Anakreontische Dichter als ihn, wenn wir das Anakreontisch nennen was von Liebe und Wein singet; wenn wir aber das μέλος des Anakreons im Auge behalten, das meistens ein klein Gemälde von Liebe und Schönheit enthält, so wird man gleich die Liebes- und Weinlieder Lessings, Weiße's, Uzs, Hagedorns und selbst einige Gleim'sche als eine besondere Classe Anakreontischer Gedichte ansehen. Ich nehme also nur von Gleim seine zwo ersten Sammlungen, und die sieben Gedichte nach Anakreons Manier zur Vergleichung. Es ist eine feine Kritik nöthig, um bei solchen liebenswürdigen Kleinigkeiten den Charakter des Sängers zu ertappen; und eine noch feinere, zwei aus so verschiednen Gegenden und Altern zu vergleichen. — Einigen wird meine Parallele kindisch vorkommen; aber diese einigen sind meistens solche die es zu ihrer Beruhigung gar für unnütz halten über Possen zu denken.

Anakreons Bilderchen nähern sich meistens einem kleinen Ideal von Schönheit und Liebe; und wenn sie dieß nicht erreichen wollen, so sieht man ein feines Porträt, nach dem schönen Eigensinn eines Vorfalles oder Gegenstandes gebildet, ein allerliebstes griechisches Liedchen, das die Gelegenheit charakterisirt, die es gebar. Die erste

Gattung schwingt sich auf zur feinen Idee der Wollust überhaupt; die zweite, die in die Umstände eines Individualfalls gräbt, nähert sich der ersten, und wo sie ihr nachbleibt, gibt sie sich eine Art von Bestimmtheit, Spuren der Menschlichkeit, die, wie ein Grübchen im Kinn, der Eindruck des Fingers der Liebe, wie das Lispeln des Alcibiades, selbst mit zur Schönheit wird. —

Unsere gemeinen Anakreontisten sind Fledermäuse, die in der mittlern Region bleiben, das Ideal nicht erreichen, und bei Andeutung des Vorfalls niedrig werden. Aber Gleim ist hier der Vergleichung werth; er verschönert mehr als die französischen Anakreontisten, weil er die Reife der Natur bloß zu erheben sucht; nur steht er dem Tejer nach. Ein Drittheil seiner Liederchen sind schöne Porträte, bei denen der Vorfall durchblickt; zwei Drittheile aber kämpfen zwischen dem eignen Ton und der Annäherung zum Griechen; erhaben über die Aehnlichkeit, und noch entfernt vom Allgemeinen. Nun weiß man aber daß die Griechen ihre guten Ursachen hatten bei ihren olympischen Bildsäulen lieber auf Schönheit als auf Aehnlichkeit zu sehen.

Daher ist im Alten mehr Einfalt; Einfalt, die sein Ganzes gebildet hat, und die ich an Theilen nicht bemerken darf. Im Neuen herrscht sie mehr im Detail, und im Ganzen ist oft statt der schönen Einfalt Kunst bemerkbar. Man vergleiche Anakreons Taube und Gleims Möpschen, Gleims Maler und Anakreons Maler, Anakreons Chrysos und Gleims Sünde u. s. w. Bei nachgebildeten Stücken fällt der Geist beider Künstler in seinem Unterschiede am ersten in die Augen. Der Alte kennet sich gleichsam minder; der Neuere läßt uns sein Schönes durch Vorbereitungen und Folgerungen empfinden, und schließt oft ein Lied voll griechischer Einfalt mit einem französisch witzigen Einfall, der ein Opfer für unsern witzigen Geschmack ist.

Beide Dichter sind Söhne der Grazie, und Gleims Bild steht nicht ohne Bedeutung vor der Winckelmann'schen Abhandlung über die Grazie; allein der Grieche malet uns doch mehr eigentlichen Reiz; dieser öfter Schönheit; jener zeigt den Reiz in Handlung, und die Empfindung in Wirkung; dieser aber alles mehr in Worten und Beschreibung. Daher rührt bei dem Deutschen der Reichthum an Worten und Wendungen, die die Oberfläche verschönern; das Erläuternde; das dem Leser gleichsam helfen will, darüber oft die Kürze verliert, und aus dem Contour weichet. Das schöne Stück: der Tod einer Nachtigall, dürfte in allem diesem leiden, und durchgängig mehr todte Kunst als lebende Natur in unserm Landsmann anzutreffen seyn.

Sowie Anakreon für einen Griechen durch seine kleinen Umstände Neuheit genug hatte, so unterscheidet sich der unsrige am meisten durch einen geistigen Reiz, den er vor dem Griechen seinen Liedern ertheilet.[1] Da dieser Unterschied nun feiner ist, so fällt auch die Mannichfaltigkeit minder in die Augen, und seine gemeinen Nachahmer werden daher so bald einförmig, daß man von ihren Stücken sagen kann, was jener von den Franzosen behauptet: wer drei kennet, hat sie alle gesehen.

Ich habe in allgemeinen Beobachtungen geredet, und erwarte von Gleim bei der neuen Ausgabe seiner Gedichte vielleicht eine weit bessere praktische Bestätigung als ich habe zeigen können — um ihn Anakreon zu nennen. Ich habe diesen Namen von der Taube des alten Griechen gehört, die ich unvermuthet antraf.

[1] Die Lieder nach dem Anakreon von Gleim sind, nachdem ich dieß geschrieben, erschienen; ich glaube aber, sie bestätigen meine ganze Parallele sehr augenscheinlich, wenn ich sie als Nachbildungen, nicht als Uebersetzungen betrachte.

Anakreons Taube.

Woher du, liebe Taube?
Woher, so reich an Salben,
In deren Duft du schwimmest
Und sanft die Flügel schlägest —
Wohin gilt deine Reise?

„Du kennst mich nicht mehr, Alter!
Anakreons Gespielin,
Die mit ihm trank und lachte,
Und sich aus seinen Händen
Die goldnen Körner raubte,
Und schlief auf seiner Leier,
Und vor der Morgensonne
Ihn in den schönsten Träumen
Mit ihren Flügeln deckte —
Kennst du mich noch nicht, Alter?
Ach, ich hab' ihn verloren!
Um dessen Grab die Amors
Und Grazien einen Hain
Von Ros' und Myrth' gepflanzet;
Hier hab ich lang und immer
Vergebens meinen Herren
Beseufzet — und gegirret!

Zwar schenkte mich Cythere
Statt seines schönen Sperlings
Bald einem ihrer Knaben; [1]
Der gab mir viel zu fliegen,
Zu essen und zu trinken
Und doch mußt' ich entfliehen! —

[1] Catull.

Und habe lang auf Bergen,
Auf Feld und Baum gewohnet,
Und mich schon alt genähret,
Bis mich für meine Treue
Cythere einem zweiten
Anakreon jetzt schenket.
Dem hat sie mich geschmücket,
Dem wieder jung gesalbet,
Dem schickt sie dieses Kränzchen,
Der wird mich willig pflegen.

Nun Wandrer, weißt du alles
Von deiner alten Freundin.
Fast ist mein Duft verflogen,
Fast machtest du mich schwatzhaft,
Wie S* und P** Spatzen."

4.

Tyrtäus und der Grenadier.

Aber Gleim gilt bei mir in einem andern Gesichtspunkt noch mehr — er ist unser Grenadier.[1] **Tyrtäus** und der **Grenadier** — ich glaube bei dieser Vergleichung eine zuversichtliche Miene annehmen zu können. Jener war das Geschenk des Orakels für Sparta, wie dieser für den Ruhm Deutschlands; ich sage nicht, für den Ruhm seines Heers, weil dieses vielleicht einen Tyrtäus nicht so nöthig hatte als das muthlose Sparta. Daß der Deutsche nicht durch seine Lieder eben dasselbe Verdienst, und eben denselben Lohn hat erlangen können, liegt nicht an seinen Gesängen, sondern an

[1] Lit. Br. Th. 17. S. 6. 7.

unsrer unpoetischen Zeit, in der man nicht mehr, wie in Griechenland, den Musen vor der Schlacht opfert. Dort wären seine Lieder unter Pauken- und Trompetenschall erklungen; sie hätten die Fahnen voll Muth empor geschwungen, die Schwerter entblößt, dem Feinde panisches Schrecken zugetönt; sie wären, wie Justin es vom Tyrtäus sagt, hortamenta virtutis, damnorum solatia, belli consilia gewesen; tantum ardorem militibus iniecissent, ut non de salute, sed de sepultura solliciti, tesseras insculptis suis et patrum nominibus, dextro brachio deligarent, ut si omnes adversum proelium consumsisset, et temporis spatio confusa corporum lineamenta essent, ex indicio titulorum tradi sepulturae possent. — Sie hätten Sparta den Sieg, dem Sänger das stolze Bürgerrecht in Sparta, und das noch stolzere Geschenk, die Unsterblichkeit, gegeben. „Wenn Gleim es hätte dahin bringen können, daß die Kriegeslieder des preußischen Grenadiers in des gemeinen Soldaten Hände gekommen wären, so müßte er in den preußischen Staaten unter den Dichtern den ersten Rang nach den erbaulichen haben.“ [1] In Absicht auf sein Verdienst: jetzt hat er wenigstens das Verdienst um die Ehre seiner Nation, daß er Nationalgesänge gesungen, die keiner unsrer Nachbarn hat, keiner unsrer Nachbarn uns entwenden kann, und die vielleicht mehr als Tyrtäisch sind.

Sie sind Nationalgesänge: voll des preußischen Patriotismus, stützen sie sich auf die jedesmaligen Umstände ihrer Gelegenheit. Der Grenadier redet von großen bekannten Begebenheiten, die jedermann aufmerksam machen; die heroischen Gesinnungen, der Geiz nach Gefahren, der Stolz für das Vaterland zu sterben, ist seine einzige Begeisterung. Hier hat einmal ein deutscher Dichter über sein deutsches Vaterland ächt und brav deutsch gesungen, ohne an andre Nationen sein Genie zu verpachten.

[1] Abbt, vom Verdienst S. 367.

Und solchen Grenadier hat vielleicht keine Nation von unsern Nachbarn. Ich habe viele französische Gedichte im vorigen Kriege gelesen, die auch den Ton des Patriotismus gegen die Engländer angestimmet haben, allein wenn wir viele Grenadiers hätten, —

So schlagen wir sie mit Gesang
Wie Friedrich mit dem Schwert.

Das Gespräch mit der deutschen Muse redet hier an meiner Statt gegen die Franzosen, und von den englischen Dichtern ist mir in den neuern Zeiten kein Stück bekannt, das so viel als die Kriegslieder wiegen sollte; die alten Ballads nehme ich aus, mit denen wir uns freilich nicht messen können.

Und die besten seiner Schönheiten sind dazu unübersetzbar. [1] Die edle Einfalt, die deutsche rauhe Stärke, die Hoheit und Kürze seiner Bilder, Schwung und Colorit, alles ist so sehr in die Laune, und in den Wohllaut unsrer Sprache eingetaucht, daß diese wenigen Stücke gleichsam ein Gränzstein seyn können, wo unsre Dichtkunst an Franzosen und Engländer gränzt. Die Sprache des Grenadiers kann, ohne zu verlieren, weder in französische Prose noch Poesie übergetragen werden, und von der englischen Poesie, die von Beiwörtern und Bildern strotzet, [2] unterscheidet sie sich eben so glücklich. Diese Sprache ist die wahre deutsche Nationallaune; ihr Deutsche, müßt ihr schon nachahmen, so ahmt lieber eure Landesleute nach, als fremde Nationen, um lächerlich oder verächtlich zu werden.

Wir haben also wirklich einen Tyrtäus, und wenn wir den Plan der Stücke und einzelne Theile betrachten, noch mehr als ihn. Plato würde unserm Landsmann den Titel eines Göttlichen nicht abgeschlagen haben, und wenn die unwissende Zeit seine Werke so ungerecht verzehren sollte, als die meisten des Tyrtäus; seine eilf

[1] Lit. Br. Th. 16. S. 50.

[2] Kleists Werke, 2ter Th. Pros. Aufsätze.

Kriegslieder haben mehr Anrecht auf die Unsterblichkeit als die griechischen viere.

5.

Theokrit und Geßner.

Von allen Werken des schweizerischen Geßner liebe ich seine Idyllen am meisten, und will sie mit den Idyllen des Theokrits vergleichen; sie verdienen dieß mehr als die Idyllen des Fontenelle und Pope. Ich will den feinen Bemerkungen des Kunstrichters [1] folgen, sofern sie zu meiner Vergleichung gehören, und sofern ich ihnen beistimmen kann.

„Man kann entweder die Beschäftigungen und die Lebensart, oder die Empfindungen und Leidenschaften der kleinen Gesellschaften betrachten. Sowohl die Lebensart als die Empfindungen können entweder der Natur gemäß, gleichsam porträtirt, oder nach dem Ideal verschönert werden. Hier ist in wenig Worten die Beschreibung von viererlei Arten von Gedichten, die alle zu einer Hauptclasse, den Landgedichten überhaupt, gehören. 1) Die Beschäftigungen von kleinern Gesellschaften nach der Natur. 2) Eben dieselben nach dem Ideal. 3) Die Empfindungen und Leidenschaften der kleinern Gesellschaften nach der Natur. 4) Eben dieselben nach dem Ideal. Die erste ist das eigentliche Landgedicht; die zweite kommt mit der Beschreibung des goldnen Weltalters überein; die dritte ist eine Art von Land-Ekloge, die nicht ganz zu verwerfen ist: die wahre Idylle Theokrits, Virgils und Geßners. Was ist nunmehr die Idylle? Nichts als der sinnlichste Ausdruck der höchst verschönerten Leidenschaften und Empfindungen solcher Menschen die in kleinern Gesellschaften zusammen leben." [2] — Der sinnreiche D.

[1] Lit. Br. Th. 15. S. 113.
[2] S. 124. 125.

mag als Beobachter Recht haben, in der Anwendung finde ich einige Bedenklichkeiten.

Zuerst: Landgedicht, Ekloge und Idylle; der Sache nach mag ihr Unterschied wesentlich und nothwendig seyn; wer aber gibt den Worten den allgemeinen Werth: du sollst eben das bedeuten! Unser Kunstrichter glaubt mit Schlegel einerlei unter Landgedicht zu verstehen, und es ist zwischen ihnen doch ein Unterschied. Schlegel versteht darunter bloß ein Landschaftsstück, eine Schilderung der Gegenstände der Natur; D. meint ja schon Beschäftigungen darunter, und also wirklich Handlung, was jener doch schon zur Ekloge rechnet. Der Franzose versteht wieder was er will, unter Idylle und Ekloge; wenn auch nur zehn Stücke von Theokrit und Virgil alsdann noch Eklogen seyn könnten; genug, wenn er nur seinen Fontenelle behält. Ein Deutscher wirft den Fontenelle heraus, wenn er nur seinen Geßner behält. — So bestimmt ein jeder willkürlich, und weil kein gesetzgeberischer Aristoteles vorgearbeitet hat, ohne Einheit.

Was ist zu thun? Theokrit, Moschus und Bion haben Idyllen geliefert; aus ihnen abstrahire man also den Begriff der Idylle. Virgil hat seine — Eklogen genannt; um den Unterschied der Namen zu bestimmen, bestimme man den Unterschied der Werke. Nun vergleiche man die Neuern mit den Alten, wie sind sie von ihnen unterschieden, um neue Classen zu formiren? Wie viel Gattungen gäbe es die noch ungebraucht sind? Und was ist endlich das Landgedicht überhaupt?

Zuerst also: wenn es vier Arten von Landgedicht gibt, welche ist die älteste? Porträte, und schlechte Porträte, sind eher als Ideale, als höchst verschönerte Ideale; so müssen auch die ersten Landgedichte gewesen seyn. Könnte dieß nicht eine Ursache seyn (wenn gegen den Eigensinn der Zeit noch muthmaßliche Ursachen gelten), warum vor Theokrit alle Landdichter verloren gegangen sind, warum

selbst die meisten Gedichte seines Lehrers, Bion, verloren gegangen sind; weil sie vielleicht die Natur noch zu gemein porträtirt haben? Nur Theokrit, ein später Dichter, wurde der erste Anfänger einer goldnen Epoche, weil er eben den Zeitpunkt in den Landgedichten erreichte, daß seine verschönerte Natur auch seinen Zeitaltern gefallen konnte.

Aber welche Natur hat er verschönert? Beschäftigungen? Oder Empfindungen und Leidenschaften? Der Anfang der Dichtkunst ist wahrscheinlich eher von Leidenschaften als bloßen Beschäftigungen gewesen; diese waren theils nicht werth, theils nicht hinreichend genug um Dichterei hervorzubringen. Dieß bestätigen die ältesten Beispiele, und die Kenntniß der ersten Zeiten noch mehr. Erst Leidenschaft, dann Empfindung, dann Beschäftigungen, und endlich todte Malerei: so ist der Gegenstand der Dichtkunst nach verschiedenen Zeitaltern gesunken. Eben derselbe Schritt, wie aus der Idylle, der Schäferdichterei, eine Ekloge, ein Landgemälde entstanden, hat eine andere Veränderung zur Parallele, wie aus der Homerischen Iliade eine Aeneide, aus dem εἶδος des Pindars eine Ode des Horaz, aus dem μέλος des Anakreons eine Tändelei Catulls geworden; jene redeten durch Ausdruck und Handlung, diese redeten durch Worte und Schilderungen; jene bewegten durch das was sie zeigten, durch Empfindung, bei diesen kam es sehr in Betracht auf was Art sie es vorzeigten — Kurz, wenn Idylle das Landgedicht ist, das Leidenschaften und Empfindungen kleiner Gesellschaften auf die sinnlichste Art ausdrückt, so ist Theokrit ein Idyllendichter, und zwar der vollkommenste unter allen die ich kenne.

Aber Empfindungen und Leidenschaften nach dem Ideal? [1] Höchstverschönerte Leidenschaften und Empfindungen? Eine Leidenschaft, eine Empfindung höchst verschönert, hört auf

[1] S. 124. 125

Leidenschaft, Empfindung zu seyn; zweitens, sie hat keinen sinnlichen Ausdruck; das höchste Schöne hat kein Bild. Wir wollen diese zwei Ursachen sehen! Ein Schäfer mit höchst verschönerten Empfindungen hört auf Schäfer zu seyn; er wird ein poetischer Gott. Das ist nicht mehr ein Land der Erde, sondern ein Elysium der Götter; er handelt nicht mehr, sondern beschäftigt sich höchstens, um seine Idealgröße zu zeigen; er wird aus einem Menschen ein Engel; seine Zeit ein gewisses Figment der goldnen Zeit. — Und profitirt der Dichter dabei? Unmöglich! Uns rührt nichts was nicht mehr Mensch ist; Götter, die nicht menschlich werden, bewundern wir höchstens mit kalter Bewunderung. So entgeht dem Dichter viel von seinem Zweck, und noch mehr von der Mannichfaltigkeit seiner Charaktere. Wenn ich immer die höchst verschönerte Schäferlarve sehe, so verliere ich die Verschiedenheit menschlicher Gesichtszüge; dem Dichter entgehen zehn Situationen, dem Leser zehnerlei Vergnügen. Kurz, aus eben den Ursachen warum derselbe Kunstrichter von der Bühne und aus der Epopöe [1] das Ideal der Vollkommenheit verbannen will, verbanne ich's aus Arkadien; es schafft Unfruchtbarkeit, Einförmigkeit, und schränkt die Erfindung ein.

Ich will aber keine Abhandlung über das Schäfergedicht schreiben, sondern nur den Charakter der Theokrit'schen und Geßner'schen Idyllen bestimmen, und eben dieß hat mich so weit geführt. Der Kunstrichter sagt: „Empfindung und Leidenschaften nach dem Ideal, das ist die wahre Idylle Theokrits, Virgils und Geßners." Wie, dachte ich, alle drei nach einem Ideal? alle drei höchst verschönert? Der Kunstrichter raubt mir mit seiner Eintheilung allen Unterschied, den ich so oft zwischen allen dreien empfunden, und Empfindung läßt sich nicht sogleich rauben.

[1] Lit. Br. Th. 7 und 9.

Die Leidenschaften, die Theokrit seinen Schäfern gibt, sind durchaus menschlich, und nach ihren kleinen Gesellschaften, nach ihrem Zustande, nicht aber moralisch unschuldig. Daphnis und sein Mädchen fällt jedem hiebei zuerst ein: ist die Liebe der Zauberin zu ihrem Geliebten wohl höchst verschönert? Platonisch vollkommen denkt, empfindet und liebt kein Schäfer in ihm. Er überläßt sie ihrer Natur, die nach ihrem Zeitalter und nach ihrer Gesellschaft unschuldig ist. Seine Schäferhelden sind nicht jenem philosophischen Helden gleich,

Qui metus omnes et inexorabile fatum
Subiecit pedibus — —

alsdann wären sie unerträglich. Seine Liebe wird stürmisch, wird Raserei bis zum Tode; selbst seine Grazien sind nichts weniger als höchst verschönerte Ideale. Aus jeder Idylle muß ich Proben hiervon anführen können, weil ich dieß eben für das Charakterstück derselben halte.

Der Kunstrichter verwirret sich selbst in seinem eigenen Gewebe, wenn er auf die niedrigen Züge stößt, die die Franzosen im Theokrit nicht ausstehen können, und löset dieß Räthsel so auf: „weil in der Idylle Leidenschaften und Empfindungen bis auf den höchsten Grad veredelt werden, so thut der Dichter wohl daß er ihre Lebensart nicht zugleich mit idealisirt." [1] Ich glaube, der Dichter thut nicht gar zu wohl daran, denn je höher das eine veredelt wird, desto mehr muß das andre verekelt werden. Die Lebensart, sagt er, gehöret nicht mit zu seiner Absicht; allerdings! hat er nicht kurz vorher selbst eine Eklogen-Art für die Landbeschäftigungen ausgemacht; und was ja eine ganze Ekloge abgeben kann, sollte das als Theil bei dem andern so unbeträchtlich seyn? Aber durch diesen Kunstgriff wird der Leser aus der Irre der idealischen Welt auf die Natur zurückgeführt? leider! ja, aber auch zu

[1] Lit. Br. Th. 5, S. 134. 135

dem Seufzer gebracht: warum hat mich der Dichter in die ärgerliche Irre geführt? Hätte er nicht diesen idealischen Traum gehabt, alsdann hätten seine Charaktere an Mannichfaltigkeit und Bestimmtheit gewonnen. Der Kunstrichter siehet sich nach Beispielen um seinen Gedanken zu erläutern, und ich — zu widerlegen. Theokrit ist Beispiel genug! Man flechte in irgend eine Geßnerische Idylle einen Theokritschen niedrigen Zug ein; er wird unausstehlich, im Theokrit aber ohne verwöhnte Ohren nicht. Wie kommt das? „Geßners größtes Verdienst ist, daß er die Schranken der Veredelung so genau zu treffen gewußt." Und Theokrit nicht so genau? Und hat doch sein Ideal höchst verschönert? Gehorsamer Diener! Der Kunstrichter hat sich bloß in das Ideal seiner Eintheilung und Erklärung wegen verliebt; sobald er sein Definiren vergißt, bekennt er selbst: [1] „man hat die Empfindungen des Landmannes verschönert, dem Ideal näher gebracht, doch so daß sie ihre Natur nicht ablegen!" Nun sind wir schon mehr Freunde, doch nicht völlig; wenn das Ideal die höchste Schönheit bleibt, so steht Virgil über Theokrit, Geßner über Virgil, und Fontenelle über Geßner; und ich rangire umgekehrt.

Das Ideal des Schäfergedichts ist: wenn man Empfindungen und Leidenschaften der Menschen in kleinen Gesellschaften so sinnlich zeigt daß wir auf den Augenblick mit ihnen Schäfer werden, und so weit verschönert zeigt daß wir es den Augenblick werden wollen; kurz bis zur Illusion und zum höchsten Wohlgefallen erhebt sich der Zweck der Idylle, nicht aber bis zum Ausdruck der Vollkommenheit, oder zur moralischen Besserung.

Aus dieser Bemerkung, die ich anderswo beweisen will, folgt vieles zu meiner Parallele. Je näher ich der Natur bleiben kann, um doch diese Illusion und dieß Wohlgefallen zu erreichen, je

[1] S. 134.

schöner ist meine Idylle; je mehr ich mich über sie erheben muß, desto moralischer, desto feiner, desto artiger kann sie werden, aber desto mehr verliert sie an poetischer Idyllenschönheit. Dieß ist der Unterschied zwischen Theokrits und Geßners Charakter.

Theokrit schildert durchgängig Leidenschaft; Geßner, um nicht seinem Ideal zu nahe zu treten, ist hierin weit blöder. Sowie uns unser Wohlstand zu einer Schwäche gebildet, die nur für uns schön läßt, so schmeckte vieles dem Geschmack der Griechen, was uns zu stark ist. Seine Schäferleidenschaft bleibt immer mehr schleichende Neigung; die weiche, zärtliche Liebe zu drücken, zu herzen, zu küssen, dieß ist die Farbe, die man überall sieht. Amyntas, ein Schäfer, der sich des Baumes erbarmte, läßt uns, wie Ramler [1] sagt, schließen „was wird nicht ein größerer Vorfall bei ihm wirken?" so schließen, glaube ich, kann man im Geßner oft; aber es sehen? — selten!

Theokrit schildert kleinere menschliche Gesellschaften, nicht „wie sie der Weltweise in der Oekonomik moralisch betrachtet," [2] sondern wie er sie als Dichter von seiner Zeit abstrahiren konnte, um sinnlich zu reizen und zu überreden. Seine Sittlichkeit ist also auch nichts minder als moralisch, sondern politisch; diesen kleinen Gesellschaften so fern angemessen, damit sie reizen und illudiren. Das ganze goldene Weltalter, in welches die Schweizer die alten Schäfer setzen, ist also eine schöne Grille; die griechischen Idyllendichter wissen von einer vollkommen goldnen Zeit nur im seligen Elysium der Götter, und in der Jugend der Welt, wo die Helden lebten, da schöpften die Korybanten aus Milchströmen ihre Begeisterung; aber Theokrits Schäfer schöpfen klares Wasser. Ja auch da nicht einmal waren die Helden den seligen Göttern gleich, und Theokrits Schäfer sollten es seyn? Ist Battus, ist Polyphem,

[1] S. seinen Batteur.
[2] S. Liter. Br. im angef. Th.

ist der arme Fischer denn in dem glücklichen, reizenden Alter, wie man das goldne malt? Aber was gewinnt Theokrit dabei? Er kann wirkliche Sitten schildern. Da er sein Gemälde aus dem Leben porträtirte, und bis auf einen gewissen Grad erhöhete, so konnte er auch Leben in dasselbe bringen.

Aber Geßner und die Neuern? Wir, die von diesem Zeitalter der Natur so weit entfernt sind, daß wir fast niemals wahre menschliche Sitten, sondern politische Lebensart erblicken, müssen entweder einem ganz abgezogenen Ideal folgen, oder, wenn wir unsre Lebensart verfeinern wollen, Artigkeit malen. Das letzte that Fontenelle; er, der in seiner Nation nichts erblickte, nichts anders erblicken wollte, und endlich selbst an alten Schäfern nichts anders erblicken konnte, schilderte was er sahe und sehen wollte: Gewohnheiten und Umgang und Artigkeit und Hofmanieren, die endlich einem Franzosen gefallen können, aber einem Griechen verächtlich und ekelhaft seyn müssen. Geßner, der von den Griechen seine Weisheit erlernt hat und seiner Zeit sie bequemte, nahm sich also ein gewisses moralisches Ideal, und was verliert er dabei? —

Erstlich die Bestimmtheit der Charaktere. Seine Schäfer sind alle unschuldig, nicht weil die Unschuld aus ihrer Bildung folgt, sondern weil sie im Stande der Unschuld leben. Lauter Schäferlarven, keine Gesichter; Schäfer, nicht Menschen. Statt zu handeln, beschäftigen sie sich, singen und küssen, trinken und pflanzen Gärten. Worin ist Geßner glücklicher als in diesen Küchen- und Landschaftsstücken, wo er die Natur oft als eine Nymphe an ihrem Nachtschleier unvermuthet erhascht. Geßner ist hierin noch vortrefflich, und mischt diese Schilderungen nur ein; aber wenn seine Nachfolger mittelmäßige Schilderungen zum Hauptwerk, [1] zu ihrem ganzen Geschäfte machen, so weicht dieß

[1] S. Jüd. Schäferget.

ja ganz von den Alten ab. Sie malen das, worin ihnen der Maler es zuvor thun kann, nur selten, nur als ein Nebenwerk, nur kurz; wenn aber Breitenbauchs jüdische Schäfergedichte nichts als malen, so — können sie bloß durch die Kunst des Malers schätzbar werden, und schlägt die fehl — so ist alles verloren.

Die Mannichfaltigkeit leidet bei diesem Ideal noch mehr. Nicht von innen aus der Seele, sondern meistens nach Umständen wird sie bestimmt. Geßners Idyllen sind oft allerliebste Schäfertändeleien, hier über ein fliegendes Rosenblatt, dort über einen zerbrochenen Krug, hier über einen Baum, dort über das Schnäbeln der Tauben; hier redet der Vater Menalkas, hier der Sohn Myrtill über seinen schlummernden Vater; hier der neunzigjährige Palämon; hier der Liebhaber, dort die Schöne; immer aber derselbe Schäfer, nur in einer andern Situation.

So möchte Geßner gegen Theokrit seyn. Ich weiß nicht ob ich mit Ramler sagen kann: „er hat im wahren Geist Theokrits gedichtet. Man findet hier gleiche Süßigkeit, gleiche Naivetät, gleiche Unschuld in Sitten." Die Süßigkeit des Griechen ist noch ein klarer Wassertrank aus dem pierischen Quell der Musen; der Trank des Deutschen ist verzuckert. Jenes Naivetät ist eine Tochter der einfältigen Natur; die Naivetät im Geßner ist von der idealischen Kunst geboren; jenes Unschuld redet in Sitten des Zeitalters; die Unschuld des letztern erstreckt sich bis auf die Gesinnungen, Neigungen und Worte. Kurz! Theokrit malt Leidenschaften und Empfindungen nach einer verschönerten Natur; Geßner Empfindungen und Beschäftigungen nach einem ganz verschönerten Ideal; Naturscenen kann ich noch dazu setzen — nur Leidenschaften? nicht so leicht. Wo er sie schildern muß, z. E. in seinem Tode Abels und in seinem Daphnis, mißrathen sie oft: Abel zu fromm; Kain zu übertrieben und unwahrscheinlich; Daphnis für die Erde zu himmlisch und für das Reich der Hebe

zu irdisch. Seine Schäferspiele — man führe sie auf, und man wird Puppen sehen; man lese sie, und es sind ergötzende Puppen. Aber ein Schäferspiel wirklich in Theokritschem Geist, das muß eben so wohl rühren, als ein griechisches Heldenspiel.

Ich entziehe Geßner hiemit nichts von seinen gerechten Lobsprüchen; ich kann aus Ramlers Batteux mit willigen Fingern hinzusetzen: „Seine Erfindungen sind (im Detail) mannichfaltig; seine Plane regelmäßig; nichts ist schöner als sein Colorit; seine Prose ist so wohlklingend, daß wir den Theokritschen Vers nur sehr wenig vermissen.“ Ich preise ihn allen Deutschen an, von ihm Weisheit im Plan, Schönheit in der Auszierung, die leichteste Stärke im Ausdruck, und die schöne Nachlässigkeit zu lernen, womit er die Natur malet.

Aber Theokrit kann er uns nicht seyn. Im Geist der Idyllen muß er nicht unser Lehrer, unser Original, und noch weniger unser einziges Original seyn! und das aus drei Gründen: zuerst würden dadurch bloß arme trockne Nachahmungen erzeugt, austatt daß aus Theokrit noch neben ihm Originale gebildet werden können, die eine neue und eigenthümliche Art der Verschönerung nach dem Geschmacke unsrer Zeit haben können, wenn sie Genies sind. Die Natur, der Theokrit näher ist, kann als eine Mutter mit vielen Brüsten noch viele Geister tränken, und wer trinkt nicht lieber aus der Quelle als aus einem Bach?

Zweitens: was ein Genie bildet, ist vorzüglicher im Theokrit: Leidenschaft und Empfindung; was uns Geßner zeigen kann, ist mehr Kunst und Feinheit, Schilderung und Sprache. Ahmen wir nun bloß dem letztern nach, so entstehet eine peior progenies von Landdichtern, die ewig schildern und langweilig schwatzen, wie Geßner viele solche schon hervorgebracht.

Drittens: Da unsere Laune mehr das Denken als das Beobachten ist, so versäumen wir bei der bloßen Nachahmung der

Neuern sehr leicht das letzte, und vertiefen uns in idealische Träume, statt, wie der griechische Zeuxis, wirkliche Naturbilder zu studiren. Zu schwach alsdann das Höchste zu erfliegen, und zufrieden wenn wir statt eines griechischen Gefühls lieber französischen leichten Geschmack haben, bringen wir Mißgeburten zur Welt, die ausschweifend auf der einen, und ohne Interesse auf der andern Seite sind; unbestimmte Mittelarten zwischen Engeln und sinnlichen Geschöpfen. Aber desto mehr Liebhaber finden sie oft, weil ein frommer, lieber Leser, und ein unreifer, feuriger Jüngling sie beide umarmen, ob sie gleich der Kenner verwirft.

Endlich schreibt Geßner zwar, gegen einen Athenienser, dorisch, aber gegen andere Schweizer wie Theokrit gegen Pindar; er ist ein Sohn derselben Grazie, die den Theokrit salbete, und kann sich in Deutschland das Lob geben, was sich der bescheidene Theokrit gab: ich habe mich nie fremder Musen bedienet!

6.

Alciphron und Gerstenberg.

Zwischen Alciphron und Gerstenberg [1] kann ich sagen: siehe! hier ist mehr als Alciphron. Seine Tändeleien sind artige Spiele der Liebe, dieses schön wie ein Kuß, jenes wie ein duftender Blumenstrauß; ein andres, wie das schalkhafte Lächeln eines Mädchens; dieß, wie ein freundschaftlicher Händedruck, jenes, wie ein süßer Schauder bei der Thräne eines andern; sie schwimmen auf dem Meere des Wohllauts. Wir wollen diese Gedichte der Grazie weihen, wie Orpheus sein neunundfünfzigstes θυμίαμα; und ihm die Ode des Pindars zueignen die er dem Asopichus sang, einem jungen olympischen Sänger der mit den Charitinnen am silbernen CephEus geboren war.

[1] Lit. Br. Th. 2. S. 228.

7.
Sappho und Karschin.

Die Muse will daß ich mit einer Dichterin beschließen soll, die sich oft und manchmal am unrechten Ort den Namen Sappho gibt. Ich würde diesen Frauenzimmereinfall nicht zur männlichen Wahrheit machen, wenn nicht die Bestimmtheit, mit der sie auf sich zeigt, es verriethe; einige ihrer Verehrer haben vielleicht ihre Bescheidenheit in diesen süßen Traum gewieget.

Wenn man die Gedichte der Mad. Karschin auch nur als Gemälde der Einbildungskraft betrachtet, so haben sie wegen ihrer vielen originalen Züge mehr Verdienst um die Erweckung deutscher Genies als viele Oden nach regelmäßigem Schnitt; ich will ihr auch sogar mehr einräumen als ihr die Literaturbriefe gestatten; [1] demungeachtet aber kann ich doch fragen: ist sie Sappho?

Nach den zwei Fragmenten, die uns von der Griechin übrig geblieben, würde ich ihren Charakter ungefähr bestimmen: „eine Sängerin, die in der Anordnung ihrer Gesänge, ihrer Bilder und Worte, in der zarten Gluth, die alles fortschmilzt und in einer feinen Wahl der wohlklingendsten Ausdrücke eine zehnte Muse geworden."

Sollte auch in der Anordnung ihrer Gesänge Dionysius aus Halikarnassus mehr gefunden haben als sie hineingelegt, so sind doch die Karschin'schen Gedichte damit nicht zu vergleichen, die ohne Plan im Ganzen, ohne Oekonomie der Bilder, ohne Kenntniß des lyrischen Perioden, hingeworfene Geburten einer reichen dichterischen Einbildungskraft sind.

Von dem sanften Sapphischen Feuer ist Longin, Catull und alle ihre Erklärer, nur nicht der böse Phaon, durchdrungen gewesen; und Longin, der Erhalter dieses Stücks, hat das Kunst-

[1] Lit. Br. Th. 17. S. 123.

stück Baumgartens vortrefflich gewußt, seine Regeln vom hohen Empfindungsvollen in sein Beispiel selbst einzuweben; allein die deutsche Sappho, in ihrem Feuer mehr wild als sanft, mehr stürmisch als schmelzend, dürfte eher in ihren Werken Androgyne seyn, als eine zärtliche Freundin der Venus, wie die Griechin war.

Endlich die Wahl ihres Wohlklanges hat den Horaz zum Nachfolger erweckt, aber weit hinter sich gelassen; werden aber wohl deutsche Horaze unsre Karschin zum Muster nehmen wollen? Dürfte die griechische Sappho nicht zu ihr sagen was sie nach einem ihrer Fragmente ihrem Mädchen sagt: „Du hast ja nie Rosen gepflückt auf den Pierischen Bergen, wo die Musen und Grazien wohnen."

Ich wünsche unsrer Dichterin indessen nichts so sehr als nicht das Gegenbild der Sappho zu seyn, in Anordnung, Feuer und Wohlklang, wie es beinahe jetzt ist; und nichts wünsche ich ihren Gedichten minder als das Schicksal das die Sapphischen hatten; sie gingen unter, oder geriethen unter die unerbittliche Verstümmelung kritischer Kipper und Wipper; wie leicht könnten sich Kunstrichter des letztern bei den Karschin'schen Gedichten anmaßen, wenn es die Verfasserin nicht selbst thun will?

Wie mag es aber gekommen seyn daß Sappho untergieng? Du wirst vielleicht sagen: wer kann wider Gott und Nowogrod? Allein! ein Kunstrichter, der vermuthlich Offenbarung gehabt, wird dir diesen Irrthum benehmen: [1] „Corinna und Sappho, die unmäßig und ausgelassen waren, mußten dafür büßen; ihre Verse gingen unter, und ihr Name blieb zwar, doch mit dem schandbaren Nachklang daß sie verbuhlte Dirnen gewesen."

So wenig ich mich darüber einlassen will, warum fast keine griechischen Oden zu uns gekommen, so wenig wird der Verfasser dieses Urtheils eine Apologie unter folgendem Titel schreiben:

[1] Lit. Br. Th. 21. S. 75.

„Vertheidigung des gerechten Auto da Fe, das die griechischen Pfaffen an den schandbaren Liebesliedern Menanders, Diphilus, Apollodors, Philemons, Alexis, der **Sappho, Corinna,** Anakreons (den man aber aus Gnade noch verschonte, weil er weise gelebt hatte), Mimnermus, Bions, Alcmans, Alcäus u. s. w. heilsam und gottselig verübt, weil die meisten von ihnen unmäßig und ausgelassen gelebt, und den schändlichen Nachklang gelassen daß sie verbuhlt gewesen; wogegen man aber die Gedichte des gottseligen Nazianzenus christlich und wohlbedächtig eingeführt."

Hat der Verfasser dazu Lust, so wird er dieß Verfahren noch mit vielen Beispielen rechtfertigen können:

1) Wie christlichfromm jener Eifer gewesen der alle schwarzen Statuen zerschlug, weil sie Werke des leibigen Teufels waren.
2) Aus welch heilsamen Absichten die Gothen aus Rom die heidnischen Bücher wegschleppten.
3) Welch einen bündigen, zweihörnichten Vernunftschluß jener Kaliphe Omar machte, da er die Alexandrinische Bibliothek in Brand stecken ließ: entweder sagst du was im Koran steht, oder — —
4) Und welche feine und genaue Auswahl der Pfarrer zu Mancha mit dem Barbier Niklas anstellte, ehe die Haushälterin ihres gnädigen Herrn Bibliothek zum Fenster herausschickte.
5) Wird um einige kleine Antworten gebeten: ob Livius wegen seiner vielen abergläubischen Geschichten meistens untergegangen, da hingegen die Priapeia gerettet worden, weil sie der keusche Virgil gesammlet hatte? ob der fromme Trescho mehr Gewalt gegen die Zeit haben wird als die schandbaren Dichter, die von Liebe und Wein singen?

Ich wünsche in der That, aus Liebe zu den Literaturbriefen, daß diese und einige andere hypochondrische Einfälle morgen aus

meinem Exemplar verschwunden wären. Hat sich nicht der Kunstrichter erinnert daß man der schandbaren Sappho zu Ehren Münzen geschlagen?

Ich schließe meine Parallele. Sieben Statuen habe ich auf deutschem Grund und Boden gefunden, als ein ehrlicher Deutscher sie gegen die griechischen Antiken gestellt; Wandrer, urtheile selbst, oder schaffe selbst mehrere Bildsäulen her, oder arbeite selbst welche aus. Ich gehe fort, und mit einem zurückgeworfenen Liebesblick seufze ich: O ihr deutschen Griechen, wenn das Schicksal eurer Urbilder auf euch kommen sollte, wie viel werden eurer nach zweitausend Jahren übrig seyn? Wird alsdann noch ein Volk von deutschen Antiken wissen? Wird ein Richter sie alsdann noch mit den Griechen vergleichen? Warum will man der lebenden Welt das Urtheil verbieten, da die Nachwelt desto schärfer richten wird?

Beschluß.

Nachschrift an den Leser. Wer die Fortsetzung dieser Parallele wünscht, der erwarte im dritten Theil etwas von unsern Römern, Engländern und Franzosen; und nachdem alle Schulden abgetragen sind, wollen wir unser eignes Capital berechnen, und fragen wozu wir's anwenden könnten. Der vierte Theil soll von der Aesthetik, Geschichte und Weltweisheit reden, wenn diese weite Materie nicht das Maß eines Theils übergeht. Obgleich meine Fragmente kein Gebäude, sondern bloß Materialien sind, so muß man doch auch die Anfahrung derselben zu vollenden suchen.

An die Schriftsteller, über die ich geredet. Ob man gleich in Deutschland noch immer über seine Urtheile das Sentiment des Pindars setzt: „Wer es wagt von Göttern zu reden, der thue es mit Ehrfurcht; denn der Seligen einen zu tadeln ist Unsinn;“

so habe ich doch das Zutrauen zu denen die sich nicht über Mitbürger der Literatur erheben wollen, sie werden auch ein freies Urtheil auf dem Markte über sich nicht ungern sehen. Ich sage mit dem Achilles im Homer: „mir haben die Trojaner nichts gethan; nie mein Vieh weggetrieben, nie auf dem fetten und volkreichen Phthia meine Früchte beschädigt; denn viel schattige Berge sind zwischen uns, und das wiederschallende Meer." Der ganze Plan meiner Fragmente zeigt daß ich bloß von den Hauptgestirnen unsrer neuern Literatur reden wollte; die Sterne der fünften Größe mögen eben so große Sonnen seyn; für uns Erdbewohner aber nicht.

An die Kunstrichter. Darf ein Verfasser selbst den Gesichtspunkt angeben aus dem er betrachtet seyn will, so bin ich zufrieden wenn ich das Genie unsrer Sprache, ihren Zustand, die Fehler und Schönheiten unsrer Schriftsteller, und die Mittel von einander zu lernen gezeigt; wenn ich zur Kenntniß und Nachbildung der Griechen angemuntert; wenn ich die Gränzen der morgenländischen Nachahmung bestimmt, und für Schriftsteller, Leser und Kunstrichter nur etwas nützlich gewesen bin. Zweitens: Darf ein Verfasser die Kunstrichter angeben, mit denen er sich über seine Schriften, wie durch ein öffentlich Commerz, gern besprechen möchte, so wünschte er sich, ohne andern zu nahe zu treten, vorzüglich das Urtheil eines Michaelis, Moses, Abbt, Klotz und Ramler, in der allgemeinen und neuen Bibliothek, in den **Actis literar.** und Götting. Zeitungen, oder anderswo.






BIBLIOTECA